Frankreich

immer das Alte unter der neuen Republik

oder

Eindrücke und Erinnerungen

aus Frankreich

im Jahre 1850

und der kurz vorhergehenden Zeit.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1851.

Vorwort des Herausgebers.

Die folgenden Blätter sind von einem Manne von Welt für Weltleute geschrieben, und zwar zunächst ohne andern Anspruch, als den, zu unterhalten und zu gefallen, bisweilen aber auch zu unterrichten, wenn es sich darum handelt, falsche Ansichten zu berichtigen, welche in Deutschland über den Charakter, die Sitten und die Gewohnheiten der heutigen Franzosen verbreitet sind.

Was der Verfasser im Umgang mit denselben, in verschiedenen Zeiträumen während einer mehrfach wiederholten längeren Anwesenheit, gesehen, gehört und beobachtet, hat in diesen Seiten gleichsam ein Spiegelbild finden sollen, und diese werden wenigstens das Verdienst haben, daß sie unter dem Eindrucke des Augenblicks und bei vollständiger Bekanntschaft mit den behandelten Gegenständen niedergeschrieben worden sind. —

Wegen der länger, als er geglaubt, sich verzögerten Zurückkunft des Herausgebers nach Deutschland, hat das Manuscript erst jetzt zum Druck gelangen können. Es haben sich seitdem so manche Ereignisse zugetragen, deren Eintritt nicht so schnell zu erwarten stand. Doch kann der Herausgeber betheuern, daß der jetzt hier

erscheinende Band schon vor einem halben Jahre geschrieben, und seitdem an seinem Inhalt nicht ein Wort verändert ward.

Man wird ohne Zweifel am Styl, der einen gewissen Anhauch vom Französischen behalten hat, bemerken, wie sehr der Verfasser bestrebt gewesen ist, sich in seinen Gegenstand einzuleben, und ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen.

Es würde dem Herausgeber ein Leichtes gewesen sein, das Manuscript von so manchen nicht streng deutschen Wendungen und Ausdrücken zu säubern. Er hat aber vorgezogen, dies nicht zu thun, weil er fürchtete, daß der ursprüngliche Charakter des Werks, seine Natürlichkeit, Frische und Originalität darunter leiden, und seinen Hauptreiz dadurch verlieren würde,

welcher darin besteht, daß der Leser wirklich nach Paris und nach Frankreich in unmittelbaren Verkehr mit den Parisern und mit den Franzosen geführt wird.

Im Januar 1851.

Inhalts-Verzeichniß

Kapitel I.

Kapitel II.

Das Palais l'Elysée. — Sein Ursprung, seine verschiedenen Bestimmungen, sein jetziger Zustand. — Neigungen und Gewohnheiten des Präsidenten, seine finanzielle Lage. — Die Gesellschaften oder Empfangstage im Elysée. — Beschreibung einer solchen Gesellschaft. — Murat, Sohn des Vice-Königs von Italien. — Napoleonische Gruppe. — Die Prinzessin Mathilde, Gräfin Demidoff. — Portrait Louis Napoleons. — Das Bedürfniß der Franzosen, sich hören zu lassen. — Ein freiwilliger Cicerone. — Verschiedene Personen durch ihn bezeichnet und geschildert: Der Polizei-Präfekt Carlier — seine Frau — Engländerinnen — General Oudinot — Emmanuel Arago; sein Vater, der Gelehrte. — Beschreibung einer stürmischen Sitzung der Kammer. — Die Großherzogin Stephanie von Baden. — Adjutant Louis Napoleons. — Graf Morny-Persigny. — Lord Normanby. — Details über eine Freundin des Präsidenten, Miß H..... — Urtheil über den Charakter des Präsidenten. — Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General de Lahitte. — Der alte General des Kaiserthums F..... — Witziges Wort über ihn von Talleyrand. — Vornehme Damen des Faubourg St. Germain, ihr Benehmen im Elysée. — Berryer. — Urtheil über ihn. — Larochejacquelein. — Fürstin Lieven und ihr Salon. — Guizot. — Sein Portrait. — Rolle, die er in der letzten Zeit gespielt, seine gegenwärtige Stellung, gegenüber der Familie von Orleans.

Kapitel III.

Politisches Gespräch in einem Salon des Faubourg St. Germain bei der alten Marquise B..... — Unerschütterlicher Legitimismus. — Einzelnheiten über die Absicht einer Verschmelzung

der beiden Zweige der Bourbonen. — Aeußerung der Marquise über dieses Projekt und über Ludwig Philipp; ihre Ungläubigkeit über die guten Absichten dieses Letzteren, ihr tiefer Haß. — Bemerkenswerthe Einzelnheiten aus Claremont. — Ungleiche Meinungen Ludwig Philipps und seiner Schwiegertochter,' der Herzogin von Orleans. — Bemerkenswerthe Worte, welche er an sie richtet, um ihren Eigenwillen zu besiegen. — Wünsche und Pläne der Herzogin. — Antwort des Grafen von Chambord auf die Vorschläge Ludwig Philipps. — Politische Anekdote über die Herzogin von Orleans vor ihrer Heirath. — Ihre Vorliebe für Schriftsteller. — Muth der Herzogin von Orleans bei ihrem Erscheinen in der Deputirtenkammer im Februar 1848. — Victor Hugo. — Urtheil der alten Marquise über ihn und über die neuere Literatur. — Beschreibung der Scene in der Deputirtenkammer durch einen Zeugen derselben. — Thiers, Rathgeber der Herzogin, die Rolle, welche er spielt und spielen möchte. — Sein Portrait. — Der Herzog von Nemours und seine politischen Meinungen. — Der Kaiser Nicolaus und die Polen. — Gefährlicher Optimismus, Mangel an Moral in der Politik bei den Deutschen. — Ludwig Philipp beschuldigt der Intriguen und Schleichwege, um zum Thron zu gelangen. — Sendung des Generals Athalin nach Petersburg. — Seine bemerkenswerthe Unterredung mit dem Großfürsten Michael. — Treulose Rolle des Herzogs von Orleans unter Carl X. — Erhabene Antwort dieses Letzteren an diejenigen, welche ihn von den Schleichwegen des Herzogs von Orleans überzeugen wollten. — Was der berühmte Regenschirm für den Bürgerkönig gewesen. — Lafayette von Talleyrand beurtheilt. — Glaubensbekenntniß eines geistreichen Legitimisten. — Heinrich V. aller Dankbarkeit gegen die Legitimisten baar, wenn er auf den Thron steigt. — Die Herzogin von Berry. — Ihre Schilderhebung in der Vendée. — Ihre Eigenschaften und Schwächen. — Ihre schöne Antwort an den Grafen Pont-Farey. — Rolle, welche Heinrichs Mutter übernehmen wollte, während der Krisis im Juli 1830. — Marschall Marmont und sein Benehmen während dieser Krisis. — Historische Anek-

bote über Turenne. — Merkwürdige Worte des Kaisers Napoleon an Marmont. — Das diplomatische Corps zu Paris 1830 und seine Eile, die Revolution anzuerkennen. Pozzo di Borgo. — Der schwedische Gesandte. — Das Princip so wie die That der Revolution durch die fremden Mächte bekräftigt. — Folgen und Strafen dieses Fehlers.

Kapitel IV.

Die alten Mißbräuche und Vorurtheile noch aufrecht in Frankreich, trotz aller Versicherungen des Gegentheils. — Eigenschaften der Franzosen. — Gönnerschaft, Intriguen. — Einfluß und Macht der Deputirten und höheren Beamten. — Einfluß und Macht der Frauen in Geschäften. — Privilegien auf die kleinsten sowie auf die größten Theater der Gesellschaft, sogar bis in die Kirchen. — Willkühr immer an der Tagesordnung und sogar von Guizot, während seinem Ministerium als unvertilgbar erkannt. — Das schwarze Cabinet. — Sein Bestehen unter der Republik bethätigt und angenommen. — Scheinbare Gleichgültigkeit und Verachtung für Titel, Orden und Rang. — Aristokratie des Geldes, gegenüber der Aristokratie des Namens. — Die Heirathen, vorbereitet und bestimmt durch die Verwandten, Gegenstand finanzieller Speculation in der höchsten Klasse der Gesellschaft sowie im Bürgerstand. — Gesellschaftliche Demarcationslinie keineswegs verwischt. — Exclusiver Kastengeist, der Ueberlieferungen festhält. — Die Franzosen besonders liebenswürdig durch das, was sie von ihren alten Gebräuchen und Sitten beibehalten. — Der Franzose in seiner politischen Natur verdorben, aber nicht in seiner gesellschaftlichen. — Patriarchalische Sitten und Gebräuche in den Provinzen, sogar in Paris in einigen Stadtvierteln und einigen Familien. — Traditionelles. — Bürgerliche Küche. — Der kleine Pariser Professionist. — Das niedrige Volk, liebenswürdig, gefällig, uneigennützig zwischen zwei Revolutionen. — Rolle, die es, ohne zu ah-

Kapitel V.

Intriguen, um seinen Nachfolger unter weiblichen Einfluß zu stellen. — Merkwürdiges Wort einer alten Dame seines Hofes über diesen Punkt. —

Kapitel VI.

Weitläufiger Bericht von der Flucht Ludwig Philipps und seiner Familie von seiner Abreise vom Schlosse bis zu seiner Ankunft in Claremont, theilweise unter dem Dictat Ludwig Philipps geschrieben, in englischer Sprache erschienen. — Thiers und Barrot. — Marschall Bugeaud. — Ludwig Philipp bestürmt mit verschiedenen Meinungen und Rathschlägen. — Widerlegung von Lamartine. — Beweise seines schlechten Willens und Mangel an Vorkehrungen, um die Flucht der königlichen Familie zu sichern. — Die Herzogin von Orleans im Kabinet des Königs, in der Kammer. — Große Gefahr, die sie mit ihren Kindern läuft. — Ihr Rückzug in das Invaliden-Hotel, ihre Abreise von Frankreich. — Der Herzog von Nemours und die Rolle, welche er spielt. — Die königliche Familie verlassen auf der Place de la Concorde an der Stelle, wo Ludwig XVI. guillotinirt ward. — Herzog und Herzogin von Joinville, Montpensier, von Sachsen-Coburg, von Würtemberg, ihre Kinder. — Ihr verschiedenes Schicksal während der Flucht. — Portrait des souverainen Volks während der Februar-Tage 1848 von Lamartine. — Liste der verschiedenen Attentate auf Ludwig Philipps Leben während seiner Regierung. — Der General Berthois. — Von Rümigny. — Der Hauptmann Pauligue, Oberst Reibel beschützen die Flucht des Königs bis nach St. Cloud, wo Ludwig Philipp seine Begleitung verabschiedet. — Geldentblößung. — Die königliche Familie begiebt sich nach Trianon. — Vorkehrungen in Versailles, um den Weg nach Eu fortzusetzen. — Der Präfect von Versailles, Aubernon, begleitet die Familie bis zum Schloß Eu. — Ihre Ankunft in Dreux. — Flucht des Königs durch seine Domainen. — Abenteuer und Gefahren. - König und Königin

gezwungen, sich zu trennen. — Der Pächter Renard. — Aufenthalt unter falschem Namen im Pavillon des Herrn von Perthuis in la Grace. — Schwierigkeiten, Hindernisse, Gefahren bei der Einschiffung. — Weigerung des Capitains des englischen Schiffes, den König an Bord zu nehmen. — Das Dampfschiff l'Expreß von der englischen Regierung geschickt, um den König und seine Familie aufzunehmen. — Befehle der provisorischen Regierung, sich ihrer Abreise zu widersetzen und Widerlegung der Aussagen Lamartine's über diesen Punkt. — Die Königin, unter dem Namen Madame Lebrun, der König, unter dem des Mister Smith, schiffen sich auf dem Packetboot ein, und von dort auf den Expreß der sie den 3. März in Newhaven absetzt, von wo aus sie sich nach Claremont begeben.

Kapitel VII.

Die sainte Chapelle, ihre Herstellung. — Gerichts-Archive. — Ihr Verwahrer. — Interessante Anekdote von ihm erzählt. — Merkwürdiges Gemälde, welches als Beweisgrund gegen die Jesuiten gedient. — Der Justiz-Palast. — Police correctionelle. — Lächerliche und interessante Rechtssachen. — Der ehrgeizige Lumpensammler. — Der Gamin de Paris. — Die bestohlene Höferin. — Verlassene junge Schöne. — Schuldige Amme. Kleine Savoyarden. — Der beredtsame Quacksalber. — Allgemeine Bemerkungen über die Tribunale.

Kapitel VIII.

Das Pays latin. — Faubourg St. Jacques. — Perruquier coiffeur und seine, die Natur verschönende Kunst. — Bude des öffentlichen Schreibers und ihr feierliches Schild. — Junges, hübsches Mädchen, einen Brief an ihren Geliebten dictirend. —

Kapitel IX.

Kapitel X.

Kapitel XI.

Kapitel XII.

Arten. — Anekdote eines Engländers auf das Begräbniß seiner Frau bezüglich. — Sonderbare Sprüche des Monumentes des Philosophen Jacolet. — Fabriken und Magazine von Monumenten, Blumen und Grabsprüchen. — Tarif der Begräbnißkosten. — Komische Bemerkung eines Blousenmanns vor dem Grabe des Generals Foy und demjenigen von Heloise und Abeilard. — Anblick von Paris vom Gipfel des Kirchhofs und Gedanken, die er einflößt.

Connaissez bien Paris, puisque vous en parlez;
Paris est un grand lieu plein de marchands mêlés:
L'effet n'y répond pas toujours à l'apparence;
On s'y laisse duper autant qu'en lieu de France,
Et parmi tant d'esprits plus polis et meilleurs
Il y croît des Badauds autant et plus qu'ailleurs.
Dans la confusion que ce grand monde apporte
Il y vient de tous lieux des gens de toute sorte,
Et dans toute la France il est fort peu d'endroit,
Dont il n'ait le rebut aussi bien que le choix.

(CORNEILLE, comédie du Menteur.)

I.

Trotz ihres Anspruchs neue Menschen zu sein, sind die Franzosen von heute, in gar vielen Beziehungen, völlig die Franzosen von vormals. Vergebens behaupten sie von alten Gewohnheiten, alten Vorurtheilen, alten Mißbräuchen befreit zu sein, vergebens geben sie sich eine Menge neuer Gesetze und sprechen eine Menge neuer Principien aus, vergebens wechseln sie unaufhörlich Form und Titel ihrer Regierung — das Aushängeschild des Hauses ist ein anderes, das Innere ist fortwährend dasselbe.

Die Republik ist öffentlich anerkannt, aber Geschmack und Sitten bleiben vom monarchischen Geiste durchdrungen. Die prunkhaften Worte: „Freiheit — Gleichheit — Brüderschaft" — sind auf jeder Mauer zu lesen; das, was diese Worte vorstellen, findet sich nirgends. Die Inschrift ist da, die Sache selbst fehlt.

Aehnlich jenen Priestern der Orakel des Alterthums, die sich ohne Lachen nicht anzublicken vermochten, können die heutigen sogenannten Republikaner sich nicht einander ansehen, ohne die Achseln zu zucken über das Possen-

spiel, welches sie in diesem Augenblick aufzuführen gezwungen sind. Dasselbe ist ihrer Natur so zuwider, daß, in wie hohem Grade auch der Franzose geborner Schauspieler ist, die jetzigen Franzosen doch eingestehen müssen, ihre dermalige Rolle übersteige ihre Kräfte. Wenn sie dennoch in dieser Rolle fortfahren, wenn dennoch dieses republikanische Possenspiel sich verlängert, so geschieht es nur, weil man fürchtet, ein blutiges Trauerspiel darauf folgen zu sehen; man will sich lieber lächerlich machen, als geplündert werden, und sieht sich lieber gedemüthigt als guillotinirt.

Denn während die große Majorität im Lande von der Haltlosigkeit und Gefährlichkeit der gegenwärtigen Regierungsform überzeugt ist, und während Jeder, der nachdenkt und irgend etwas zu bewahren und zu vertheidigen hat, innerlich die Nothwendigkeit fühlt, den Strom wieder hinaufzuschiffen und zu guten und gesunden Grundsätzen zurückzukehren, ist es dennoch gewiß, daß der souveraine Pöbel, welcher nichts zu bewahren und nichts zu vertheidigen hat, als diese Einbildung seiner Souveränetät, die ihm schmeichelt, die ihm gefällt und welcher derselbe endlich dadurch eine handgreifliche Form zu geben hofft, daß er sich alles dessen bemächtigt, was ihm fehlt und was er begehrt, — daß dieser Pöbel, welchen man seit so langer Zeit mit Versprechungen

eines nicht zu verwirklichenden Wohlergehns födert, stets auf der Lauer liegt und, indem er laut die Ausführung jener heuchlerischen Versprechen fordert, jederzeit bereit ist, um sich deren Erfüllung zu sichern, einen fürchterlichen Kampf zu beginnen, um so fürchterlicher, weil er, durch die dem Volke eingeflößten gefährlichen Theorieen, demselben rechtmäßig erscheint, und weil diese Theorieen durch die Errichtung der Juli-Regierung und der gegenwärtigen republikanischen Staatsform ihre Anerkennung und ihre Weihe gefunden haben.

Das Princip der Volkssouverainetät ist ohne Zweifel falsch, aber es ist dem französischen Volke als wahr vorgestellt worden, und dieses hat seine guten Gründe, die Sache ernsthaft zn nehmen, und besitzt, in Ermangelung hoher politischer Wissenschaft, um dies Prinzip zu erörtern und zu erklären, gute Arme, um es zu vertheidigen, und hiebei hilft ihm jene Kraft ohne Gleichen, vor welcher Alles erbleicht: die vollkommene Verachtung der Gefahr, die demjenigen beiwohnt welcher durch dieselbe Alles zu gewinnen hofft und nichts verlieren kann.

Diese furchtbare Aussicht auf einen entscheidenden Kampf zwischen der Klasse der Besitzenden und derjenigen welche nichts hat, diese begründete Furcht vor der Herrschaft des Communismus hat gegenwärtig in

Frankreich die verschiedensten Parteien und die verschiedensten Meinungen scheinbar verschmolzen. Legitimisten, Orléanisten, Bonapartisten haben aufgehört sich zu bekriegen, ja sogar sich zu hassen, seitdem ein bei weitem furchtbarerer Feind sie alle gleichmäßig bedroht.

In Folge dieser durch Furcht bewirkten Vereinigung wehen die weiße und die dreifarbige Fahne gemeinsam nebeneinander, um die rothe Fahne zurückzuweisen.

Dieser gemeinsamen furchtbaren Gefahr gegenüber sieht man ab von seiner persönlichen Zuneigung, wie von seinen politischen Grundsätzen. Die Legitimisten sprechen nicht laut von ihrem Könige, die Bonapartisten nicht von ihrem Kaiser. So wünschenswerth diese ihnen auch sind, erscheinen sie wie ein unzeitiger Luxus, dem man für den Augenblick entsagen muß, wenn man sich nicht des Nothwendigsten beraubt und alles in einen gemeinschaftlichen Abgrund hinweggerissen sehen will.

Wirklich handelt es sich nicht mehr um eine Frage der Politik, sondern um eine Frage der Existenz; es handelt sich nicht mehr um die Quelle und Herleitung der Macht, sondern um das Dasein irgend einer Macht, die zu imponiren und niederzudrücken vermag. Man bedarf weniger eines Königs zur Herstellung des Prinzips, als eines Mannes zur Herstellung der Ordnung, und man denkt nicht daran das Gebäude des Staats

zu verschönern, so lange es Gefahr läuft gänzlich zu Grunde zu gehen. Dieser Mann der Nothwendigkeit, dieser Retter Frankreichs, welchen das Land so laut verlangt, und den es gegenwärtig unter jeder Form und jedem Titel annehmen würde, wäre es auch der eines gekrönten Tyrannen, wenn dieser nur von der Furcht vor den Tyrannen in Lumpen zu befreien und Leben und Vermögen zu verbürgen im Stande wäre, — diesen Mann hat Frankreich einen Augenblick in dem General Cavaignac zu finden geglaubt, und zu seinen Füßen gelegen.

Die Legitimisten, welche, wie der Ueberrest des gesunden Theils der Nation, vor allem eine starke und energische Macht verlangen, weit entfernt im General Cavaignac den Bruder des Demagogen und den Sohn des Conventmitgliedes zu sehn, haben seine Diktatur mit Hoffnung und mit Enthusiasmus begrüßt.

Die legitimistische Partei schmeichelt sich überdies, daß das nächste Oberhaupt des Staats, so gewandt und energisch dasselbe auch sein möge, nichts sein wird, als ein einstweiliges Werkzeug, von der Vorsehung berufen, den Boden von Schmutz und Flecken der Revolution zu reinigen, eine neue glückliche und rechtmäßige Ordnung der Dinge erblühen zu lassen und wieder die Ehrfurcht einzuflößen, die dem Träger der

höchsten Macht gebührt; und zwar dies Alles — so hofft man — zum Vortheil Heinrich V., der dann kommen würde, um seinen Thron auf festen Grundlagen aufzurichten und lange und glücklich über das endlich der Revolutionen überdrüssige Frankreich zu regieren.

In Cavaignac sahen die Legitimisten überdies den neuen Lenker des Staats, welcher einen Andern verdrängte, der umsomehr Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung war, als derselbe aus ihren Reihen hervorgegangen und lange Zeit ihren Grundsätzen gehuldigt hatte; denn ein Abtrünniger flößt stets mehr Abscheu ein, als ein Ungläubiger. — Lamartine, der, nachdem er Thron und Altar besungen, mit ebensoviel Talent und mit noch mehr Feuer die blutige erste französische Revolution verherrlicht und das Ungeheuer von **1848** dadurch heraufbeschworen hat, daß er das von **1793** idealisirte; Lamartine, der eingesteht, oder vielmehr sich rühmt, daß es nur an ihm gelegen den Sturm des Februars in die Richtung monarchischer Prinzipien zu leiten; Lamartine der sein gefährliches Buch die „Girondisten", nicht etwa aus Ueberzeugung geschrieben hat, sondern aus einem niedrigen Geldinteresse; *) mit einem Wort, Lamartine, welcher Feuer

*) Lamartine läßt das Gold mit noch weit größerer Leichtigkeit aus seinen Händen fließen, als er es gewinnt. Er mußte oft

angelegt hatte, um das Vergnügen zu haben es löschen zu können, der aber bewiesen hat, daß das erstere weit leichter sei als das letztere, mußte der ehrbaren Klasse bei weitem mehr mißfallen, als ein aufrichtiger Republikaner wie Cavaignac, dessen einfache und reine Sitten, dessen vollständige Uneigennützigkeit und dessen kindliche Anhänglichkeit an eine alternde Mutter wahrhaft des Alterthums würdig sind, und das Vorbild eines Republikaners darstellen, das um so mehr Zutrauen und Achtung einflößen durfte, als es einzig in seiner Art geblieben ist. Ueberdies ließ der Muth und die unerschütterliche Festigkeit, welche Cavaignac während der furchtbaren Krise des Juni entwickelt hatte, in ihm jenen lange heißersehnten Führer erkennen, der eine falsche Popularität verachtend, jede Unterhandlung mit dem Aufruhr verschmähen konnte. Darum war er es, den man um jeden Preis unterstützen und erhalten mußte, und so konnte dieses Muster eines Republika-

auf Auskunftsmittel sinnen, und befand sich in der größten Verlegenheit, als er die Girondisten schrieb. Ein ausgezeichneter und glaubwürdiger Pariser Schriftsteller hat mir versichert, das Manuscript der Girondisten in Händen gehabt und dabei gesehen zu haben, daß die gefährlichsten und revolutionairsten Stellen, spätere Correkturen Lamartine's sind, dem die Herausgeber das hohe bedungene Honorar nur unter der Bedinguug zahlen wollten, daß er diese Abänderungen im Sinne des Zwecks, den sie im Auge hatten, mache.

ners versuchen, dem ungläubigen Frankreich zu beweisen, daß — anders wie die Charte — die Republik eine Wahrheit sein könne.

Warum hat Cavaignac, nachdem er so gründlich mit der Partei der Unordnung gebrochen, sich für verpflichtet gehalten, auch mit der Partei der Ordnung zu brechen, warum hat er, nachdem er sich absichtlich von den Rothen abgewendet, ohne Bedauern die gemäßigten Schattirungen, die rechtlichen Leute aller Parteien sich ihm entfremden sehen? Das möchte schwer zu beantworten sein, ohne die Kenntniß gewisser Aufklärungen, die dem General im vertrauten Umgange entfallen sind, und welche Licht auf dieses bis dahin unaufgelöste Räthsel werfen.

Indem er Gegenstand enthusiastischen Lobes der Anhänger beider Zweige des Bourbonischen Hauses wurde, während zugleich die Bonapartisten sich ihm zu nähern suchten, scheint General Cavaignac gefürchtet zu haben, daß er seinerseits für einen Freund eines dieser Systeme, oder vielmehr, nicht für einen Feind derselben gehalten werden könnte. Um zu verhindern daß man derartige Hoffnungen nähre und um seinen aufrichtigen Republikanersinn nicht verdächtigen zu lassen, entschloß er sich, tief in's Fleisch schneidend, mit gewaltsamer Heftigkeit Verbindungen zu brechen, die

ihn zu hindern begannen, und die dazu beitrugen, ihn sowohl gegenüber von Andern, als seiner eignen Vergangenheit gegenüber, in eine falsche Stellung zu bringen.

Aehnlich wie Napoleon durch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, hat Cavaignac durch jene Rede, die gleichsam ein Manifest genannt werden kann, worin er sich rühmt, Sohn eines Königsmörders zu sein, unumstößlich darthun wollen, daß er nicht für die Vergangenheit, nicht für alte Prinzipien und alte Dynastieen arbeite. Wenn er indeß auch hierdurch bewiesen, daß er weder Legitimist, noch Orleanist, noch Bonapartist sei, so bleibt doch zwischen ihm und Napoleon der Unterschied, daß er vergessen hat, daß, um wagen zu können in den großen politischen Maaßregeln, ganz frei und kühn zu handeln, indem man sich nur auf sich selber stützt, man sich bereits der höchsten Gewalt bemächtigt haben, bereits nicht nur eine hohe, sondern auch eine starke Stellung eingenommen haben muß, von welcher man dem Gegner ungestraft trotzen kann.

Mit Hülfe derjenigen, die er verwarf, würde er diese Stellung haben erringen können, und einmal mit dem höchsten Rang und der höchsten Macht bekleidet, würde er vielleicht ohne Gefahr die Hand haben zurückstoßen können, die ihm geholfen.

Indem Cavaignac die Hand zu früh zurückstieß,

welche ihm die Gemäßigten, die Freunde der Ordnung, die Anhänger von Allem, was ein Princip darstellt, darreichten, hat er einen unermeßlichen politischen Fehler gemacht, und man behauptet, daß er ihn bald genug bereut, als die Strafe auf dem Fuße folgte, indem er den Umschwung der öffentlichen Meinung in Betreff seiner selbst mit ansehen mußte, und in Folge dessen die Abstimmung der großen Majorität des Landes zu Gunsten Louis Napoleons, dieses Abenteurers, wie man ihn damals nannte, von dem nichts bekannt war, als einige schlecht überlegte und noch schlechter ausgeführte Versuche, die seinen Namen weit mehr mit Lächerlichkeit, als mit Glanz bedeckt hatten; dieses jungen Mannes, von dem man den Tag vorher kaum sprach, und in welchem Niemand den Sohn eines Königs und noch weniger den Neffen des Kaisers anerkennen wollte. Dieser sollte nun Oberhaupt des Staats werden und sollte die Früchte so vieler Mühen, so vieler Gefahren, erndten, denen sein Vorgänger getrotzt. Dieser unbedeutende Mitbewerber, dessen einziger Werth der Reiz der Neuheit war, der freilich immer beim französischen Volke äußerst mächtig ist, überwog das wahrhafte Verdienst und die Dankbarkeit für die ausgezeichneten Dienste, welche General Cavaignac dem Lande geleistet.

Wenn die Franzosen, bei dieser Gelegenheit, wie so oft, sich undankbar gezeigt haben, so sind sie diesmal wenigstens nicht ungerecht gewesen, weil Worte, die den gesunden Theil der Nation mit Entrüstung und Schrecken erfüllen, in dem Munde derjenigen, welche berufen sind, das Geschick derselben zu leiten, oft nicht geringer anzuschlagen sind, als schuldvolle Handlungen.

Gegenwärtig ohne Vermögen, ohne Macht, ohne wirksamen Einfluß, befindet sich Cavaignac, wie jede herabgesunkene Größe, in einer falschen Stellung und scheint es tief zu fühlen, wiewohl die Herrschaft, welche er über sich selbst hat, der gerechte Stolz, den ihm die Erinnerung an die kurze, aber ehrenwerthe und ruhmwürdige Ausübung der höchsten Macht, so wie der allgemeine Ruf seiner vollkommenen Uneigennützigkeit einflößte, endlich die Hoffnung, daß seine Rolle zwar unterbrochen, aber noch nicht beendigt ist, verhindern ihn, von seiner Lage niedergedrückt oder gedemüthigt zu sein.

Wenn man dieses spärlich mit Haaren bedeckte, leicht nach vorwärts geneigte Haupt betrachtet, diese in ihre Höhlen eingesunkenen Augen, welche unter ihren dichten Wimpern das düstere Feuer zu verbergen suchen, das dort flammt und auf Augenblicke emporlodert, wenn man den Ausdruck dieser tiefgeprägten

Züge studirt, welche nicht durch die Jahre, sondern durch Leidenschaften und durch Thätigkeit gealtert sind, so kann man den inneren Kampf bei Cavaignac nicht verkennen, einen Kampf, der sich besonders auf der Tribüne kund giebt, welche er nur selten besteigt, wo aber seine mäßige, von innerer Ueberzeugung getragene Sprache jederzeit Stille und Aufmerksamkeit hervorruft. Fast immer sieht man dann seine ehrenwerthe Gesinnung mit seinem verletzten Ehrgeiz im Streit. Seine Verachtung für eine Regierung, welche täglich mehr ihre Grundsätze verläugnet, ohne den Muth zu haben, andere auszusprechen, wird zurückgehalten durch die Furcht vor dem Schein, als wolle er sich an derselben rächen und ihr nachfolgen.

Auch dann, wenn es Cavaignac unmöglich wird, Bewegungen und Mienen der Verstimmung zu unterdrücken, wenn er den General Changarnier loben hört, kann man auf die bitteren Gefühle des Mannes schließen, der Alles in Frankreich war, um so bald Nichts mehr zu sein, und der sich vielleicht mit Entsetzen eingesteht, daß er, um mehr zu sein, als er war, um alle seine Nebenbuhler zu entfernen und im Triumph zu herrschen, nur nöthig hat, die rothe Fahne aufzupflanzen. Aber dahin wird es mit Cavaignac nie kommen.

Mit den Grundsätzen eines ächten Republikaners verbindet Cavaignac nicht die rücksichtslose Energie, welche dieselben zum Siege führen könnte.

Sein Bruder würde darin zu weit gegangen sein; er wird darin immer zurückbleiben, wenn es gelten sollte, diesen Zweck zu erreichen.

Während der General Changarnier, von einer wichtigen Frage stets die Nebendinge sondernd, und nur die praktische Seite eines Entwurfs fest in's Auge fassend, ohne Zögern und im vollen Vertrauen des Erfolgs, die zur Ausführung geeignetsten Mittel wählt, schwankt Cavaignac zwischen zu vielen Bedenken, ist zu vielen verschiedenartigen sich kreuzenden Ideen hingegeben, hat eine natürliche Neigung, am Glück und an seinen Hülfsmitteln zu zweifeln, läßt die günstigen Momente entschlüpfen, und verbreitet die eigne Unschlüssigkeit um sich. Gemäßigt in seinen politischen Ansichten, ist er es auch in seinen persönlichen Beziehungen, und nie hat man ihn sich Ausbrüchen, wie die des heftigen Changarnier, hingeben sehen. Aber die Ausbrüche dieses Letzteren lassen ihn nie seinen Zweck aus dem Auge verlieren, im Gegentheil, sie dienen ihm, dieselben schneller und sicherer zu erreichen. Das Bewußtsein seines Verdienstes und sein hoher Ehrgeiz lassen den General Changarnier schwer Höhere

oder Gleichgestellte dulden. Den ihm zunächststehenden Befehlshabern spricht er bestimmt seinen Willen aus und überläßt sich Anfällen heftigen Zorns, wenn derselbe nicht genau und geschickt ausgeführt wird. Aber während er herrisch mit den Anführern verfährt, deren Rang dem seinigen nahe steht, ist er sanft und herzlich mit den tiefer stehenden Untergebenen, und dem Soldaten gegenüber unwiderstehlich.

Sein Vater, Advokat in der kleinen Stadt Autun, verlor das geringe Vermögen, welches er besessen hatte, weshalb der junge Changarnier, Lieutenant der Königlichen Garde, mit den Liebhabereien und den Schulden eines großen Herrn, sich gezwungen sah, das Elitencorps zu verlassen und in die Linie einzutreten.

Nach Algier gesendet, bekundete sich sein glänzendes militairisches Genie erst bei dem Rückzuge von Mazagran, welchen er allein mit seinem Bataillon gegen ganze Schwärme von Arabern sicherte.

Schnell im Grade emporgestiegen, würde er durch seine Talente eine noch glänzendere Rolle bei der Armee von Afrika gespielt haben, wenn sein Charakter, und die Art, wie er sich gegen seine Vorgesetzten und namentlich gegen den Marschall Bugeaud zeigte, nicht endlich die Geduld dieses letzteren ermüdet und Veranlassung zu seiner Rückkehr nach Frankreich ge-

geben hätte. Dort sollte Changarnier ein so weites und so wenig erwartetes Feld finden, um sowohl seine Geschicklichkeit als seinen Ehrgeiz zu entfalten.

Wenn General Changarnier nicht den Titel als Oberhaupt des Staates führt, so hat er wenigstens dessen wirkliche Macht in Händen. Er beherrscht die gegenwärtige Lage der Dinge, und macht, daß sie sich verlängert. Er ist die Sicherheit der Reichen und der Schrecken der Communisten. Die Hoffnung der verschiedenen politischen Parteien beruht auf ihm. Er ist der Gegenstand der Eifersucht des Präsidenten, welcher schon mehrmals diesem Gefühl nachgebend, und vergessend, daß er ohne diesen mächtigen Nebenbuhler nicht stark genug ist, die Ordnung aufrecht zu erhalten, versucht hat, denselben zu entfernen. Aber der Gegner ist ihm zu stark. Changarnier beherrscht ihn vollständig und schüchtert ihn sogar ein, denn er ist nicht nur ein tapferer und geschickter Militair, er ist auch feiner und gewandter Diplomat, und würde die öffentliche Meinung für sich zu behalten wissen, wenn er den Präsidenten gegen sich hätte. Man führt ein Witzwort des Generals an, um zu beweisen, wie wenig geneigt er ist, sich bei Erhebung des Letzteren zum Kaiser zu betheiligen. „Die Republik ist sehr schwach, sehr krank in ihren Wochen", bemerkte ein Bonapar-

tist, „ihre Entbindung wird langsam und gefährlich sein.“ „Ja“, erwiederte Changarnier, „aber dennoch wird man den Kaiserschnitt nicht bei ihr anwenden.“

Weit entfernt, sich von der allgemeinen Ansteckung ergreifen zu lassen, die der Schrecken vor den Communisten verbreitet hat, scheint Changarnier dieselben nicht im Geringsten zu fürchten. Er spricht von ihnen mit Verachtung, und fordert sie öffentlich heraus. Kürzlich noch, als man eine neue Insurrection erwartete, erzählte man in ganz Paris, daß der General, welcher dieses Zusammentreffen mit der kommunistischen Armee ebenso sehr gehofft als gewünscht hatte, endlich gerufen habe: „Es wird nichts sein. Ich kann ihnen noch so viel Tritte auf den H.. geben, sie kehren sich nicht um!“

Wirklich wächst der Muth in den Massen des unruhigen Volks nur in dem Maaße, wie er sich bei den Behörden vermindert. Sie verlieren die Ueberzeugung ihrer Kraft, wenn die letzteren dieselbe wieder gewinnen, und wenn den beschränkten Hülfsmitteln eines Aufstandes gegenüber die Regierung fest entschlossen ist, sich ihrer unermeßlichen gesetzlichen Hülfsquellen zu bedienen. Ja noch mehr — und das sollten die Bewahrer der Macht wohl beherzigen, um die Energie wieder zu finden, welche alle und überall in den letzten Jahren verlassen zu haben scheint, in den Krisen der

Revolution wird das Volk, das anfangs feindlich war nach und nach unterwürfig, empfindet selbst eine Art von Neigung zu einer Regierung, welche es mit weiser Strenge behandelt und es zu bändigen versteht. Denn durch eine Fügung des Himmels, findet sich die Neigung, geführt und geleitet zu werden, in dem menschlichen Herzen, selbst neben der Neigung zum Aufruhr und zur Revolution, und wenn die letztere Neigung sich in den Massen weit genug entwickelt und kund gegeben hat, um die erstere zu unterdrücken, so ist es fast immer durch die Schuld der Machthaber, welche durch halbe Maaßregeln, so wie durch ein schwankendes und unbestimmtes Verfahren den Beweis geben, daß sie selbst keinen entschiedenen Willen haben und dadurch den der andern verhindern, sich jenem zu unterwerfen. Das Vertrauen zu sich selbst fehlt ihnen, wie kann es in andern erhalten werden oder entstehn?

Ebenso wie das Königreich des Himmels muß das irdische Reich mit Sturm und Gewalt erobert werden, aber diese Gewalt muß weise überlegt und konsequent sein. Von dieser Art ist die Gewalt, welche General Changarnier gegenwärtig ausübt, und welche ihm nicht nur die rebellischten Gemüther unterwirft, sondern ihm sogar die Art von Popularität erwirbt, welche die einzig dauernde und für einen Militair-Befehlshaber wün-

schenswerthe bleibt, weil dieselbe eine Frucht der Furcht und Achtung ist.

Das Pariser Volk fängt bereits an, mit Wohlgefallen manche Redensarten des Generals anzuführen, die eigentlich nichts anderes, als an dasselbe gerichtete Drohungen sind, aber welche dem Volke gefallen, weil sie frei und dreist, seiner Natur zusagen, und leicht von ihm verstanden werden. „Das ist wenigstens kein Feiger," sagte mir neulich ein Arbeiter aus den Vorstädten, indem er vom General Changarnier sprach, „er überfällt uns nicht wie ein Verräther, wir achten ihn; das ist ein braver Mann."

Als vor einiger Zeit der Präsident auf der Rückkehr von Vincennes durch eine Masse von Leuten in Blousen, die sich zu diesem Zweck in der Vorstadt St. Antoine versammelt hatten, gröblich beleidigt wurde, sah auch der denselben begleitende General Changarnier sich bald zum Gegenstand von Beleidigungen und drohenden Geberden gemacht. Ohne den Anschein zu haben, auf die umgebenden Massen und deren feindliche Demonstration irgend Acht zu geben, drängte er sein Pferd kräftig auf einen Soldaten zu, welcher unter das Volk gemischt, sein Geschrei mit dem der übrigen vereinigte. Denselben beim Kragen ergreifend ruft er ihm zu: „Erbärmlicher Mensch! schämst Du Dich nicht, Deine

Uniform so zu entehren. Du bist betrunken. Fort in den Arrest, um Deinen Rausch auszuschlafen!“ Und während er denselben durch einen Offizier seines Gefolges nach der nächsten Wache abführen läßt, öffnet das Volk, weit entfernt den mindesten Widerstand zu leisten, erstaunt über diese muthige Handlung eines energischen Willens, indem es den zu fürchten scheint, der keine Furcht vor ihm hat, freiwillig den Durchgang durch seine schweigenden Reihen.

Während des allgemeinen Schreckens im Mai 1850, als jedermann einen neuen blutigen Kampf und einen neuen Umsturz erwartete, und die Reichen abermals anfingen, mit ihren Schätzen aus Paris zu fliehen, unterließ Changarnier nicht, nachdem er alle Maaßregeln genommen, um den niederen Klassen des anerkannten Feindes entgegen zu treten, auch die verborgenen Feinde höheren Ranges, welche er im Herzen vielleicht mehr fürchtete, als die Andern, damit bekannt zu machen, daß ihre geheimen Pläne und unterirdischen Intriguen ihn keineswegs unvorbereitet treffen würden.

„Ich benachrichtige Sie,“ sagte er zum General Cavaignac und zum Obersten Charras, „daß das Gerücht geht, es würden beim nächsten Aufstande zwei Personen, die Ihnen zum Verwechseln gleichen, in Uniform unter dem Volk erscheinen, um es anzufeuern und

zu leiten. Wenn Sie diese Leute kennen, so lassen Sie dieselben wissen, daß sie ein hohes Spiel spielen, denn, mögen sie Namen und Gestalten annehmen welche sie wollen, so werde ich sie doch auf der Stelle und ohne Aufschub erschießen lassen."

Es ist weniger wichtig, ob Changarnier diese Worte den genannten bedeutenden Personen wirklich gesagt hat; man glaubt es, man wiederholt es überall und man ruft ihnen Beifall zu; darin liegt die Bedeutung und die Wichtigkeit.

Ueber seine frühern afrikanischen Gefährten soll Changarnier sich neulich folgendermaßen geäußert haben: „Sie kommen mir vor wie drei gute Gewehre, aber Cavaignac geht zu spät los, Lamoricière zu früh und Bedeau gar nicht.

Changarnier ist weder jung noch hübsch, aber man sagt ihm nach, daß er beides scheinen will, sowohl durch höchst sorgfältige Toilette, als durch Manieren, die etwas von Coquetterie haben. Bevor sein voller Werth bekannt geworden, gab dies zu einigen spitzigen Bemerkungen und Beinamen Veranlassung, unter denen die Benennung „Fräulein Changarnier" geeignet war, seinen Namen bleibend lächerlich zu machen, da dieselbe sogar von einigen seiner Collegen in der National-Versammlung wiederholt wurde. Der General,

der dies erfahren hatte, begab sich in die Versammlung, in welcher er nur selten erscheint, und nahm hinter denjenigen Abgeordneten Platz, welche jenen Scherz verbreitet hatten, und in seiner gewöhnlichen sorglosen Haltung, den Zahnstocher im Munde, redete er sie mit kaltem, spöttischem Ton an: „Ich weiß, daß es nicht üblich ist, daß die Damen die Herren auffordern, aber es giebt Ausnahmen bei allem. Diesmal ist es Fräulein Changarnier, welche diejenigen von Ihnen, meine Herren, welche morgen früh einen kleinen Tanz zu machen Lust hätten, hiermit dazu auffordert!" Man kann sich denken, daß die Neckerei nicht mehr wiederholt wurde.

Wenn es nöthig wäre, zu beweisen, daß Changarnier gemacht ist, die Menschen zu beherrschen, so würde die Thatsache dazu dienen können, daß er sich selbst zu beherrschen weiß. In dem Alter von beinah 60 Jahren hat er es möglich gemacht, seine ganze Natur und seine Gewohnheiten zu bezwingen. Heiter, mittheilend, ja man möchte sagen, geschwätzig, wie die Mehrzahl der Franzosen, ist Changarnier, seitdem er ein Mann von politischer Wichtigkeit geworden, seitdem er die ungeheure Verantwortlichkeit übernommen, die gegenwärtig auf seinen Schultern lastet, und seitdem er die Nothwendigkeit fühlt, seine Gedan-

ken zu verbergen, um sie sicher ausführen zu können, zurückhaltend, lakonisch und verschwiegen geworden. Jedes seiner Worte ist von Gewicht, man sammelt und verbreitet sie wie Signale irgend eines Ereignisses, wie Versprechen oder Drohungen, die sich bestimmt erfüllen werden, wie neue Bürgschaften für die Freunde der Ordnung und des Gesetzes, oder neue Einschüchterungen für die Partei der Unordnung und der Anarchie.

Changarnier zeigt sich wenig in Gesellschaft und erscheint selbst bei dem Präsidenten nur für kurze Zeit. Seine Ausgänge aus den Tuillerien, seine Besichtigungen, die großen Revuen, die er abhält, sind selten vorher bekannt und reizen darum um so mehr die Neugier und das Interesse. Die Bewegungen des Generals erhalten durch ihre Plötzlichkeit das Publikum in Spannung und breiten über ihn jene Art von Geheimniß aus, welches eines jener blendenden Mittel ist, mit welchen sich die großen Männer zu umgeben wissen, denn die Menschen fühlen sich besonders durch das angezogen, was sie nur halb sehen und halb begreifen.

Ohne sich genau Rechenschaft zu geben über das Wie und das Warum, fühlt das Pariser Volk, daß die wahrhafte, höchste Macht in dem General Changarnier beruht und daß seine Aufstände scheitern wür-

den an diesem eisernen Willen, der sich auf 100,000 ergebene Krieger stützen kann. Denn trotz allem, was man sich darüber zu verbreiten bemüht, werden die französischen Soldaten nicht gemeinschaftliche Sache mit dem empörten Volke machen, so lange an ihrer Spitze ein Mann, wie Changarnier, steht, der ihnen selbst wie allen andern die richtige Anschauung der Würde, der Wichtigkeit und der Obergewalt der bewaffneten Macht zu geben weiß, durch welche allein die Regierung sich erhält und die Republik aufrecht erhalten werden kann. Denn, sprechen wir es laut aus, was jeder aufrichtige Franzose sich leise eingesteht, die Herrschaft der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft ist einfach weiter nichts als die Herrschaft des Säbels. Diese schweigend anerkannte, im Princip verläugnete aber in der Praxis durchgeführte Souveränetät, welche der französische Soldat mit Stolz ausübt, feuert denselben zu einem Eifer und einer Treue an, welche die alten Traditionen und Principien ersetzen.

Wir müssen aber hinzufügen, daß, um diesen Eifer und diese ausnahmsweise Treue hervorzurufen, ein ausnahmsweiser Führer, wie Changarnier, nöthig gewesen ist. Diese Tugenden sind daher so zu sagen zufällig und mehr durch glückliche Umstände herbeigeführt, als ein dauernder guter Zustand, mehr eine

Bürgschaft und eine Sicherheit für den Augenblick, als für die Zukunft.

Demoralisirt durch die revolutionaire Gährung, welche die Armee, wie das Volk bearbeitet; durch die übereilte Herstellung der verschiedenartigen Regierungsformen, die als Frucht der heftigen und unbegründeten Revolutionen so schnell vor seinen Augen auf einander gefolgt sind, zu dem Glauben gebracht, daß der Eid eine eitle und zerbrechliche Sache sei, kann der französische Soldat in Zeiten politischer Krisen seinem Lande eben so verderblich werden, wie er es im Kriege den Feinden sein würde. Einen ehrgeizigen und entschlossenen Chef an der Spitze, würde er sich kein Gewissen daraus machen, seine Waffen gegen gleichviel welche Regierung zu wenden, denn er würde in derselben nichts sehen, als eine provisorische Einrichtung, ohne geheiligten Charakter, die nichts ehrfurchtgebietendes für ihn hat, und eben so gut dazu da ist, um mit Leichtigkeit umgestürzt zu werden, wie die vorhergehende.

Um einen solchen ehrgeizigen Führer würde sich eine Art prätorianischer Cohorte bilden und würde, in ähnlicher Weise, wie unter dem Kaiser Napoleon, einen anerkannten Militair-Despotismus auf die stillschweigende Herrschaft der bewaffneten Macht folgen lassen,

die gegenwärtig in Frankreich unter dem leeren Titel von Republik besteht.

Nur glänzende Erfolge in einem bedeutenden Kriege können die Armee an ein neues Oberhaupt des Staates knüpfen und dadurch seiner Regierung Kraft und Dauer geben. Unfälle würden dagegen unvermeidlich seinen Sturz nach sich ziehen. Aus diesem Grunde und in der Furcht, seine eben entstandene und schlecht gesicherte Macht auf's Spiel zu setzen, hat Ludwig Philipp statt der zweifelhaften Erfolge des Kampfes sich lieber ein anderes Ziel gesetzt, indem er hoffte, daß die Franzosen in dem Reiz des materiellen Wohlseins und eines allgemeinen blühenden Zustandes eine Entschädigung für die moralische Kraft finden würden, die ihm fehlte. Er steuerte geschickt und glaubte friedlich befestigen und begründen zu können, was auf dem gefährlichen Wege der Eroberungen leicht hätte zerschellen können.

Weit entfernt, hierin ein weises Zögern zu erkennen, verachtete und bekämpfte der Herzog von Orleans dieses furchtsame System seines Vaters. Er verbarg seine Absicht nicht, dereinst im entgegengesetzten Sinne zu handeln und seinen lebhaften, auf die Wiedererlangung der sogenannten natürlichen Rheingrenzen gerichteten Wunsch zu erfüllen, um dadurch wahrhafte

Popularität zu erlangen und durch Siege eine Legitimität zu erzwingen, welche, trotz allem was dem entgegengesetzt versichert werden mag, von der Familie Orleans mit Schmerz vermißt wurde.

Wird dieselbe Rücksicht, welche Ludwig Philipp abgehalten hat, das gebrechliche Dasein seiner Macht ohne Grundlagen dem wüthenden Orkan der Kämpfe auszusetzen, in gleichem Maaße den Präsidenten verhindern, von dem Ruhm die Weihe zu erwerben, die ihm fehlt, und durch den Krieg in wohlthätiger Weise dem Drange Luft zu machen, der in der Armee gährt, und der nach Innen auszubrechen droht, wenn man ihm nicht einen Weg nach Außen öffnet?

Bildet sich der Präsident etwa wirklich ein, daß seine hohen Waffenthaten von Straßburg und Boulogne denen von Arcole und von den Pyramiden gleichkommen? Muß er sich nicht vielmehr sagen, daß auf jene schwachen und erfolglosen Versuche, die ein junger Abenteurer in rein persönlichem Interesse unternommen, um einen Anspruch zu begründen und einigen Werth in den Augen der Franzosen zu erhalten, jetzt, wo er die Macht in Händen hat, nothwendig irgend eine große und glänzende, ein glorreiches National-Interesse zum Ziel habende, kriegerische Unternehmung folgen müßte?

Louis Napoleon scheint den Titel eines Erwählten der Nation ernsthaft zu nehmen, als ob es irgend etwas Ernsthaftes in Frankreich gäbe, besonders was Wahlen betrifft.

Wenn man sieht, wie er sich in seinen vergoldeten Zimmern spreizt, sich Schwächen und Capricen überläßt und sich mit dem Glanz und Luxus der alten Monarchie umgiebt, so sollte man glauben, daß er, stolz und glücklich über die Lösung der großen und schwierigen politischen Aufgabe, die seinen Vorgängern nicht gelungen ist, überzeugt von der Beruhigung der Gemüther, die ihm im Innern gelungen, wie von dem Ruhm und der Hochachtung, welche er außerhalb errungen, nichts zu thun übrig habe, als auf seinen Lorbeeren zu ruhen und eine Stellung zu genießen, welche er nicht dem Zufall, sondern seinen Verdiensten und seinen Arbeiten zu verdanken glaubt.

Man hat Louis Napoleon allgemein in Verdacht, daß er die Präsidentschaft nur wie einen vorübergehenden Zustand von kurzer Dauer ansieht, der ihn unmerklich aber unzweifelhaft zur kaiserlichen Würde führen muß, zu welcher er sich sowohl durch Erbrecht, als durch die Vorsehung berufen glaubt. Es hat sogar einen Augenblick gegeben, in dem er sich so sicher auf diese Umwandlung und auf die allgemeine Zu-

stimmung, welche dieselbe in Frankreich finden würde, gerechnet hat, daß er nur auf die Schwierigkeiten Bedacht genommen hat, die sich von Außen her erheben könnten. Förmliche Anfragen sind an verschiedene fremde Höfe gerichtet worden, um zu erfahren, ob sie der Erhebung Louis Napoleon's entgegen seien, und wie ihre Haltung dem neuen Kaiser gegenüber sein würde. Wir wissen nicht, in wie weit die Gleichgültigkeit, welche eben diese Höfe in Betreff dieser Auferweckung des Kaiserthums ausgedrückt haben, befriedigt oder beleidigt hat; jedenfalls hat er sich überzeugen können, daß er, anstatt sein großes Projekt der Billigung des Auslandes zu empfehlen, demselben zuvor größere Wahrscheinlichkeit des Erfolges im Innern sichern müsse, da für den Augenblick das Land sich eher geneigt gezeigt hat, ihm eine geringe und vorläufige Vermehrung seines Gehalts zu verweigern, als die Kosten einer bleibenden kaiserlichen Einrichtung herzugeben.

II.

Wenn Nichts in Paris an die Republik erinnert, so erinnert im elyseeischen Palast *) Alles an das

*) Das Hôtel des Elysée Bourbon, nach einem Plan von Molet im Jahre 1718 für den Grafen von Evreux erbaut, ward späterhin von Madame de Pompadour gekauft und bewohnt, welche einen großen Theil der von Colbert in den Champs Elysées gepflanzten Bäume niederhauen ließ, um eine ausgedehntere Aussicht zu genießen. Nach ihrem Tode kaufte es Ludwig XV. vom Marquis von Marigny, um außerordentliche Gesandte darin wohnen zu lassen. Das Elysée Bourbon kam dann an den reichen Banquier Beaujon, der es vergrößerte und verschönerte, und nach seinem Tode war es, daß die Herzogin von Bourbon, von der das Hôtel den Namen hat, dasselbe erstand und es bis zu ihrer Auswanderung im Jahre 1790 bewohnte. National-Eigenthum geworden, ward von der Regierung in demselben eine Druckerei errichtet, und nachher ward es verkauft und zum öffentlichen Vergnügungsort. Murat kaufte es im Jahre 1804 und residirte darin bis zu seiner Abreise nach Neapel; das Elysée Bourbon ward alsdann wieder Eigenthum der Regierung und Lieblingssitz des Kaisers. In diesem selbigen Hôtel wohnten der Kaiser von Rußland und der Herzog von Wellington im Jahre 1814 und 1815. Dem Herzog von Berry von Ludwig XVIII. geschenkt, verfiel es dem Herzog von Bordeaux nach der Ermordung seines Vaters. Die schöne Gemälde-Sammlung, welche das Palais schmückt und ihm zugehörte, ward nach 1830 für den Herzog von Bordeaux verkauft. Das Residiren des Präsidenten Louis Napoleon hat neue Einrichtungen

Königthum. Die Zugänge sind von einer zahlreichen

erfordert, und ein Theil des Ameublements ist erneuert worden, besonders hat man eine bedeutende Summe gebraucht, um Gitter und viele Schilderhäuser in den großen schönen Garten so wie auf den Hof und die Umgebung des Palastes zu setzen und eine nahe Wache zu errichten; dann hat man das anstoßende Hôtel für 33,000 Francs gemiethet, damit sich aus seinen Fenstern kein neugieriges Auge erlaube, unbescheidene Beobachtungen anzustellen über das, was beim Präsidenten vorgeht.

Der nicht sehr große Flur führt in die Prunkzimmer des Erdgeschosses, wo sich ein schöner Eßsaal von 50 Fuß Länge und 20 Fuß Breite befindet, geschmückt mit reich vergoldeten Säulen und viereckigen Pfeilern, die Felder davon sind mit Gemälden bedeckt, von Murat bestellt und von verschiedenen berühmten Künstlern ausgeführt. Die bemerkenswerthesten sind: Die Aegyptischen Pyramiden, der Uebergang der Tiber, das Schloß Benrad bei Düsseldorf, wo Murat eine Zeit lang wohnte. Der Empfangssaal diente dem Kaiser zum Saal des Raths, und das Schlafzimmer blau mit Gold ist dasjenige, wo er die Nacht nach seiner Rückkehr nach Paris nach der Schlacht bei Waterloo zubrachte; in dem anstoßenden Zimmer unterschrieb er seine letzte Abdankung; dasselbe ist mit großer Eleganz meublirt, so wie der übrige Theil der vielen Zimmer, unter welchen sich besonders das Silber-Boudoir auszeichnet. Die Wohnung im obern Stockwerk ist ungefähr die Wiederholung der unteren, nur weniger reich verziert; die Spiegel und Kamine darin sind ausnehmend schön, und die schweren gelbseidenen Behänge des Schlafzimmers stammen noch von Madame Murat. Diese Wohnung ist heute diejenige der Großherzogin Stephanie von Baden, Nichte der Kaiserin Josephine, die zum Besuch bei ihrem Verwandten Louis Napoleon ist.

Unter Ludwig Philipp war das Elysée Bourbon für hohe fremde Personen, die sich in Paris aufhielten, bestimmt. Ibrahim Pascha und der Prinz von Salerno sind die Letzten, welche es als Gäste des Königs bewohnt haben.

Mannschaft bewacht, welche jeden Augenblick Hülfe und Verstärkung von den nächsten militairischen Versammlungspunkten erhalten kann. Wenn dem Oberhaupt der Republik die Krone noch fehlt, so hat er dafür einen Hof, glänzende und gut angeordnete Feste, ohne von gewissen Zeitvertreiben zu sprechen, die weit weniger an republikanische Sittenstrenge erinnern, als an die Leichtfertigkeit, welche man den älteren Höfen zum Vorwurf macht. —

Die Civilliste des Präsidenten ist nicht sehr glänzend; um so mehr sind es sein Geschmack und seine Gewohnheiten. Man sieht in seinem Hause (oder wenn man dem Pariser Lästerer folgen will, in seinen Häusern,) einen Luxus und eine Eleganz herrschen, die der Größe der Einkünfte entsprechen, welche ihm fehlen. Auch giebt es sicherlich außer ihm selbst Niemand in Frankreich, der seine Gelangung zur höchsten Macht sehnlicher herbeiwünscht, als seine zahlreichen, oft ungestümen Gläubiger.

Eine Menge gallonirter Lakaien befinden sich in den Höfen und Vorzimmern des Elysäischen Palastes, wo man des Morgens zahlreiche Bittsteller und hochgestellte Hofleute den glücklichen Moment erwarten sieht, den der hohe Herr zur Audienz bestimmt hat. An den Empfangstagen glänzen von allen Seiten die

reichen Uniformen, die Orden aller Länder, von allen Seiten hört man die vollklingenden Titel: Herzog, Prinz, Graf, Marquis. Man braucht nicht zu fürchten, wenn man bei dem Oberhaupt dieser neuen Ordnung der Dinge eintritt, welche jedes Zeichen, jede Benennung des Adels abgeschafft hat, um nur den Titel Bürger als Zeichen der Gleichheit zu gestatten, mit diesem Titel angeredet zu werden, weit eher möchte man fürchten, mit einem Adelstitel benannt zu werden, den man nicht besitzt, und dessen Mangel man in diesem Gewirr vornehmer Benennungen zu bedauern versucht sein könnte.

Uebrigens ist es nicht das Elysée allein, wo diese Manie für den Adel herrscht, sie ist allgemein in Paris. Der Lohndiener, der Kaufmann, dem Ihr Euren Namen kurzweg ohne auszeichnenden Beisatz sagt, giebt Euch denselben mit dem Titel Graf oder Marquis versehen zurück, und Euer Portier würde beschämt sein, wolltet Ihr denselben ausschlagen. Bei den großen Raout's, die Donnerstags im Elysée stattfinden, wird man auf eine gedruckte Einladungskarte eingelassen, die man im Vorzimmer an einen dienstthuenden Beamten des Palastes abgiebt. Die schönen und geräumigen Säle des unteren Stockwerks, die nach dem prachtvollen Garten hinausgehen, sind zum Theil mit den

Tapeten und Möbeln des großen Trianon ausgestattet, welches Ludwig Philipp mit großen Kosten für den versprochenen aber ausgebliebenen Besuch der Königin Victoria hatte einrichten lassen.

Das Elysée war zu Zeiten des Kaiserreichs die Wohnung König Murats, glänzenden Andenkens, der sich gegenwärtig in diesen glänzenden Sälen durch einen Sohn repräsentirt sieht, dessen unbedeutende Persönlichkeit und dessen plumpes und gemeines Aussehen wohl an das niedere Herkommen der Familie, keineswegs aber daran erinnert, daß dieselbe durch Siege geadelt worden.

Durch eine schmale Galerie, die von 9 Uhr an schon drückend voll ist, wiewohl nach 11 Uhr immer noch Leute kommen, gelangt Ihr, wenn Ihr geschickt manoeuvrirt, um Euch durch diese dichte Menge von Uniformen und Fracks, von mehr oder weniger hübschen, mehr oder weniger geputzten Damen durchzuarbeiten, in den Hauptsaal, an dessen oberem Ende sich die Gruppe der Napoleoniden aufhält, dessen Glanzpunkt, die Gräfin Demidoff, sonst auch Gräfin Montfort, oder Prinzessin Mathilde genannt, Tochter des Königs Jerome ist, bekannt durch die vollkommene Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen des Kaiser Napoleon. Glückliche Aehnlichkeit! Wie sehr mag ihr Vetter, der Präsident, sie um dieselbe beneiden, der, weit entfernt, an die Gestalt des großen

Mannes zu erinnern, auf seinem Gesicht nur den Stempel der Sanftmuth und der Unbedeutendheit trägt. Dennoch würde, seinen Portraits zum Trotz, sein Gesicht hübsch und angenehm zu nennen sein, ohne den Mangel an Feuer in seinen blaßblauen Augen. Ebenso würde seine Gestalt schön sein, wenn nicht der untere Theil des Körpers gegen den oberen zu kurz wäre. Dieser Fehler in den Verhältnissen verschwindet zu Pferde; der Präsident, überdies ein guter Reiter, erscheint dann sehr zu seinem Vortheil.

Louis Napoleon hat eine sanfte Stimme, ein angenehmes und wohlwollendes Lächeln, ist verbindlich und zurückhaltend beim Sprechen und seine Handbewegungen sind selten und langsam. Nichts in ihm verkündet Kraft und Energie, nicht einmal die herkömmliche Lebhaftigkeit des Franzosen. Seine Gegner behaupten selbst, daß er nicht einmal den französischen Accent habe, und daß auch hierin der Anklang an die Schweiz und Holland vorherrsche, wie im Uebrigen.

Die Sache ist die, daß 2 Jahre seiner Regierung hingereicht haben, den kleinen Vorrath von Wohlwollen zu erschöpfen, den man für Louis Napoleon hatte, und daß man findet, zwei fernere Jahre mit demselben kleinen Präsidenten würden sehr lang sein. . . . . Auch ist darauf zu wetten, daß die Franzosen nicht die Ge-

duld haben werden, so lange zu warten. Der Wechsel ist für sie ein Bedürfniß und eine Gewohnheit geworden, sie müssen Etwas Neues haben, und wäre es auf der Welt nicht zu finden.

Wodurch ferner der Präsident sehr an Popularität verloren hat, ist der Umstand, daß man verkündet hatte, er würde mit unermeßlichen Schätzen ankommen, die öffentliche Schuld bezahlen, die drückende Abgabe der 45 Centimes überflüssig machen und Frankreich mit seinen Wohlthaten überschwemmen. Statt dessen findet man in ihm einen verschuldeten Verschwender, für den eine wahre Civilliste gefordert wird. Das Volk läßt sich durch Feste, Bälle, Eskorten und brillante Umgebungen nur blenden, wenn dieselben mit allem Uebrigen in Uebereinstimmung sind, und wenn es nicht die Aussicht hat, dies Alles zu bezahlen.

Das Fest, welchem ich beigewohnt habe, war voller Leben und Glanz, indessen ward ich fast erstickt durch die tödtliche Hitze des Ballsaals, wo, nach dem allgemeinen Gebrauch in Frankreich, der für die Tänzer übrig gelassene Platz kaum hinreichend war, um sich zu bewegen, und wo es unmöglich ist, ohne Unfälle Erfrischungen herumzureichen. Ich hatte mich in mein Schicksal gefunden, glücklich, daß ich auf einer erhöhten Bank Platz erhalten hatte, wodurch es mir mög-

lich wurde, die ganze Gesellschaft zu übersehen und zugleich von den verschiedenen Unterhaltungen Vortheil zu ziehen, die um mich her stattfanden. Denn in Paris hat man überall zum Schutz gegen Langeweile und Ermüdung, die Hülfsquelle, unterhaltende oder interessante Sachen deutlich hören zu können, indem Jedermann mit Lebhaftigkeit und Geist spricht, und zwar ebenso sehr für alle Anwesende, wie für den, an welchen er seine Rede richtet. Ueberdies fand sich in meiner Nähe einer jener liebenswürdigen Franzosen, welche stets bereit sind, als freiwillige Cicerone's einem Fremden die Honneurs ihres Landes zu machen, und sich glücklich preisen, wenn sie in demselben den wohlwollenden Zuhörer gefunden haben, den sie unter ihren Landsleuten so selten finden.

„Dieser große Herr, mit dem offenen und hübschen Gesicht, nach dessen Namen Sie fragen", sagte er, „ist unser Polizeipräfekt Carlier. — Er und Changarnier, das sind die Männer des Augenblicks. Sie machen beide den Demokraten Furcht, der eine en gros, der andere en détail. Kein Tag, keine Stunde vergeht, wo er sie nicht aufspürt, verfolgt, einkerkert, wo er nicht ihre Journale, ihre Papiere, ihre Correspondenz mit Beschlag belegt."

„Dies Alles im Namen der Freiheit, mein Herr?"

„Mein Gott! man sieht, daß Sie aus Deutschland kommen. Nimmt man hier dergleichen etwa ernsthaft? Sollte man etwa bei Ihnen auf dergleichen Thorheiten noch etwas geben? Sie werden sehen, wenn man Carlier nur Zeit läßt, so wird er sogar noch populär werden. Gegenwärtig freilich droht man ihm, verfolgt ihn, und sucht ihn durch anonyme Briefe einzuschüchtern. Seine Frau ist krank darüber geworden. — Sehen Sie, dort ist sie, rechts neben jener dicken Lady, welche die Notredame-Thürme als Kopfputz zu haben scheint, sie ist blaß und mager vor Schrecken und durch die fortwährende Angst, welche sie ihres Mannes wegen hat. Eine geistreiche Dame meiner Bekanntschaft hat deshalb neulich gesagt: „Diese arme Madame Carlier! Seitdem sie im Besitz der Macht ist, — ist sie unglücklich wie eine Königin. — Sie wissen, früher sagte man, glücklich wie eine Königin .....

Der kleine Mann dort, so roth und blond, ist Oudinot. Er ist ganz verbrannt von seinem römischen Feldzuge, den man heut in der Kammer so heftig angegriffen hat. Emmanuel Arago, eine schlechtgerathene Carrikatur seines Vaters, hat während einer Stunde von der Tribüne gedonnert gegen die Inquisition, gegen die rothen Cardinäle und gegen die blutdürstigen Könige, zu deren Vortheil allein unsere Expedition

stattgefunden. Man ist zur Tagesordnung übergegangen nach einem kleinen Intermezzo von Geschrei, von Injurien, von geballten Fäusten und von gräßlichem Lärm, in welchem man nicht einmal die ungeheure Glocke, noch die furchtbare Stimme des Präsidenten Dupin hören konnte, der ganz aussah wie ein wüthender Schulmeister, den seine aufrührerischen Schüler aufs Aeußerste gebracht haben. So machen wir unsere Gesetze, mein Herr! und das ist sehr amüsant. Vergessen Sie ja nicht, in eine Sitzung zu gehn, das ist mehr werth, als ein Lustspiel der Variétés. . . . Sieh da, den Präsidenten, welcher der Großherzogin von Baden seinen Arm bietet, um einen Gang in den Sälen zu machen. Das alles scheint der guten Dame die glückliche Kaiserzeit auf recht angenehme Weise zurückzurufen, sie scheint in hohem Grade befriedigt zu sein. . . . .

Dieser große und hübsche Mann, der so dicht mit der Prinzessin Mathilde spricht, ist Graf N. (Hier sagte mein Cicerone mir einige Worte leise ins Ohr). . . . . Man hat sich sehr darüber ereifert, daß die Stelle eines Direktors der Museen einem Manne von Verdienst, der sie ausgezeichnet ausfüllte, genommen worden ist, um sie ihm zu geben; aber das ist lange vergessen. Es ist nun einmal so. Ueberhaupt, bei

uns thut nichts einem Menschen wirklich Schaden, als wenn er stürzt. . . . . Fast alle diese Damen, welche sie um die Ehrenplätze zusammengedrängt sehen, sind Engländerinnen. Sie drängen sich immer nach den besten Plätzen. Da ist eine, die ohne Umstände den Arm des Oberst Fleury, Adjutanten des Präsidenten, nimmt. Ein schöner Mann in rother Husaren-Uniform, mit einem charakteristischen Gesicht, Sie sehen ihn doch? Er und der Graf Morny, Bruder des . . . . . . Sie wissen? — Ach, Sie wissen nicht? (neue vertrauliche Mittheilung in's Ohr). . . . . Dies sind die beiden Freunde des Präsidenten. — Persigny, dieser kleine Mann im schwarzen Frack, ist ihm auch ganz und gar ergeben; er hat alle seine Gefahren bei den kaiserlichen Unternehmungen getheilt. Sie wissen? mit dem klugen Adler, mit dem Adler, der Verschwörungen mitmachte! Louis Napoleon wurde im Schlosse Ham eingekerkert —, sein Mitschuldiger, der Adler, zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Menagerie des Jardin des Plantes verurtheilt.

Man ist nicht sehr erfreut über die Vorliebe, welche der Präsident für die Gesellschaft der Engländer hat. Lord Normanby, der in diesem Augenblick mit der schönen Marquise B. spricht, nimmt an allen feinen Partien des Präsidenten Theil. Man sagt sogar

. . . . . Ach, Sie wissen! . . . . Sie ist sehr hübsch und hat ihn vor der Zeit seines Glückes geliebt. Jetzt trägt sie durch ihren Luxus und ihre wahnsinnigen Ausgaben bei, die Geldverlegenheiten zu vermehren. Es hat darüber unangenehme Erörterungen und Scenen gegeben, sogar eine Flucht. — Ein Mann von Ansehen hat, unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung, die schöne Entflohene verfolgt, und sie in ihre Wohnung zurückgeführt, wo man Mittel gefunden hat, das goldene Zeitalter auf einige Zeit wieder erblühen zu lassen. — Bei alledem wird es eine Katastrophe geben. Der Credit ist dahin, die Kasse ist leer, die Gläubiger sind ungeduldig. — Indeß muß man gerecht sein; dieser arme Präsident giebt nicht alles für sein Vergnügen aus, er ist genereux und liebt es, freigebig zu sein. Er hat ein gutes Herz und gute Absichten. In gewöhnlichen Zeiten würde er einen ganz guten kleinen König abgegeben haben. Jetzt wird ihm seine Herzensgüte als Fehler gerechnet. Die Leiter der Angelegenheiten, die hinter den Coulissen die Fäden halten, haben ihm sogar in ziemlich herben Ausdrücken bedeutet, daß er sie ablegen müsse bei Strafe ihrer Ungnade, und in der National-Versammlung hat man ihm auch klar zu verstehen gegeben, daß er aufhören möge, den Milden zu spielen und sich

auf Kosten der Ordnung und öffentlichen Sicherheit populair machen zu wollen, wie er es, freilich sehr zur unrechten Zeit, gethan hat, indem er Verbrecher der gefährlichsten Art begnadigt hat, die zur Deportation verurtheilt waren. Um den Präsidenten dahin zu bringen, in Maßregeln der Strenge zu willigen und den Weg reaktionairen Niederhaltens zu betreten, in welchem das Ministerium gegenwärtig mit vollen Segeln schifft, hat es großer Anstrengung, langer Debatten, und endlich — wie man versichert — gewisser Versprechungen bedurft, deren Erfüllung und Genehmigung durch die National-Versammlung den Geldverlegenheiten des Staats-Oberhauptes ein Ende machen würde. — Dieser Herr dort, mit grauen Haaren und mit so ausgezeichnetem Wesen, ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General de Lahitte, ein Artillerie-Offizier, der die Proben seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit auf dem Schlachtfelde gemacht hat; im Uebrigen Republikaner so gut wie Sie und ich. Durch Geburt, Verbindungen und Neigung gehört er den Besten der legitimistischen Partei an, und zwar dem gemäßigten und verständigen Theil derselben. Die Person, die mit ihm spricht, ist General F., ein alter Adonis aus der Kaiserzeit, dessen Toilette jünger ist, als sein Gesicht. Sehen Sie, mit welcher Kunst sein

dünnes Haar gesammelt und auf dem kahlen Scheitel befestigt ist. Er fragte einmal den Fürsten Talleyrand um Rath wegen eines Geschenks, welches er der Fürstin L . . . . . machen wollte, die so sehr die seltenen Sachen liebt.

„Geben Sie ihr von Ihren Haaren", sagte der boshafte Greis mit feinem Lächeln. . . . .

Da ist eine Gruppe schöner Damen aus dem Faubourg St. Germain. Welche vornehmen Mienen, welche eleganten und glänzenden Toiletten! Der Schrecken von 1848 ist vorbei, die reichen Schmucksachen sind aus ihren Verstecken hervorgeholt. Sehen sie nicht aus, als ob sie hier Königinnen wären? Nach der Art, wie sie um sich blicken, sollte man glauben, daß sie dem Fest eine Gnade erzeigen, demselben beizuwohnen. Wenn sie beim Präsidenten erscheinen, so scheint das nur mit dem Vorbehalt zu geschehen, daß die Republik für nichts angesehen werden soll, als für eine Komödie von kurzer Dauer, an der man wohl für einige Zeit Theil nehmen kann, ohne sich weiter dadurch zu binden. — Unter Ludwig Philipp war es ein anderes Ding — niemals sah man diese Damen in seinen Salons — aber glauben Sie mir, sein Sturz kam zur rechten Zeit. Die Gesellschaft des Faubourg St. Germain war es müde, sich unter sich zu

amüsiren, und sie ist entzückt, einen Vorwand zu haben, sich ein wenig unter die Canaille mischen zu können. Der Schrecken von 1848, der allen Luxus, alle Eleganz verschwinden ließ, welcher machte, daß man die Schätze verbarg, die Wappen fortnahm und auf alle Vergnügungen verzichtete, hat nicht sowohl dem Vertrauen Platz gemacht, als einer unbezähmbaren Begierde zu genießen, sich zu amüsiren, sich aufs Neue mit seinen Titeln und Edelsteinen zu schmücken. Darum sehen wir Jeden dazu beitragen, um das zu erhalten, was einmal besteht, selbst wenn er sich sagen muß, daß es weder dauern kann noch darf. Glauben Sie mir, jede Regierungsform, so schlecht und mangelhaft sie auch sein mag, hat in Frankreich die Wahrscheinlichkeit einiger Dauer wegen des grenzenlosen Egoismus, der die höheren Klassen beherrscht. Diese kleinliche Gesinnung, die man mit dem Namen Klugheit beehrt und Liebe für das allgemeine Wohl nennt, während es doch nur die Liebe seiner selbst und der Wunsch um jeden Preis zu genießen ist. Jeder sucht lieber die Ordnung in der Unordnung zu organisiren, anstatt sich in den Kampf verwickelt zu sehen. Und dennoch wird er kommen. Ja, er wird kommen! .... aber ohne Ehre. —

Hier ist das berühmte Organ der legitimistischen

Partei: Berryer. Nach meiner Meinung ist er nichts, als ein geschickter Advokat, welcher Vergnügen und Vortheil dabei findet, die Sache, die er vertheidigt, in die Länge zu ziehen. Mit solchen Anhängern hat Heinrich V. einige Aussicht, den Thron Frankreichs zu besteigen, wenn er Methusalem's Alter erreicht. Larochejacquelein ist der Einzige, der noch Thätigkeit, noch etwas vom heiligen Feuer hat. Die Andern nennen ihn daher auch einen Thoren. Ein Thor, wenn man will, aber einer von den Thoren, die man oft mehr liebt und achtet, als die Weisen aus Egoismus, von denen es in unsern Tagen wimmelt. Larochejacquelein ist für das Königthum, was Don Quixote für die Ritterschaft war: Der letzte Vertreter eines edlen Geschlechts, das nicht mehr existirt."

Mein gefälliger Nachbar, welcher fast allein gesprochen hatte, wurde keineswegs erschöpft, während ich es in hohem Grade war. Er ließ noch eine gute Zahl mehr oder weniger wichtiger Personen vor mir die Revue passiren, und schien sie alle so gut zu kennen, wie die Fürstin Lieven das Corps diplomatique von Europa kennt. —

In den Salons der eben genannten Dame, welche nur einen kleinen und gewählten Kreis empfängt, begegnet man gewissen Berühmtheiten, die sich selten wo anders zeigen. Guizot ist einer ihrer treuesten

und eifrigsten Besucher. *) Das kalte und regelmäßige Gesicht des Ex-Ministers fällt besonders durch den Ausdruck des Nachdenkens und der Zurückhaltung auf. In seinen unbeweglichen klassischen Zügen glaubt man etwas Puritanisches, etwas Doctrinaires wahrnehmen zu können, während sie eine starre und unbeugsame Rechtschaffenheit ausdrücken. Es genügt eine kurze Beobachtung derselben, um zu begreifen, daß Guizot ruhig und würdig während der Stürme des Februar geblieben ist, daß er bei dem Bestreben, dieselben zum Guten zu lenken, zu sehr auf seine Kräfte gerechnet haben mag, und man kann sich denken, welche tiefe Verachtung ihm die kleinliche Schwäche seines Gebieters eingeflößt haben muß, der den gewandten Steuermann gerade in dem Augenblick entfernte, wo das Schiff des Staats von den fürchterlichsten Gefahren bedroht war. Je lebhafter und je begründeter dieses Gefühl in Guizot sein mußte, um so größer ist sein Verdienst, daß er dasselbe in sich selbst verschlossen, und

*) Man beschuldigt mit Recht Guizot, Frankreich zu sehr nach englischem Maaßstabe gemessen und sich ein System gebildet zu haben, den Parallelen der Revolutionen beider Länder entnommen, welches ihm die vollständige Ueberzeugung gab, daß diese Revolutionen, freilich in vielen Hinsichten gleich, es auch unfehlbar in ihrem Schluß-Ergebniß sein müßten: die Bourbonen sollten nun einmal die Stuarts Frankreichs sein, die Orleans die glückliche Familie von Oranien.

durch keinen öffentlichen Vorwurf, durch keine Auseinandersetzung die Bitterkeit des demüthigenden Sturzes seines Gebieters vermehrt hat. Gegenwärtig genießt er der Frucht seiner edlen Mäßigung. Die öffentliche Meinung weiß dieselbe anzuerkennen und zu würdigen. Ludwig Philipp holt von fern seinen Rath ein, und bittet ihn dringend, das entscheidende Gewicht seines Raths und seiner Leitung dem Plan zu widmen, der seit einiger Zeit die ganzen Gedanken des ehemaligen Bürger-Königs beschäftigt. Vor Allem soll Guizot ihm helfen, die Hartnäckigkeit der Herzogin von Orleans zu besiegen, welche durchaus diesem wichtigen Projekt ihre Mitwirkung versagt, für welches der ganze übrige Theil der Familie seit längerer Zeit gewonnen ist. Wie man weiß, handelt es sich um die Versöhnung und Vereinigung der älteren Linie der Bourbonen mit der jüngeren, welche eine bedeutende Partei, die aus zahlreichen und wichtigen Anhängern beider Linien besteht, als die letzte Möglichkeit der Rettung für Frankreich betrachtet. Die echten Vollblut-Legitimisten sehen in dieser Vereinigung nur das Signal, auf welches Heinrich V. leicht und schnell den Thron besteigen kann, während die Orleanisten darin das Mittel sehen, wie derselbe auf sichere und dauernde Weise, wiewohl durch einen Umweg, für den Grafen von Paris erhalten werden könnte.

III.

Ich habe einer interessanten Konferenz, die Verschmelzung der beiden Linien betreffend, bei der alten Marquise von B., meiner vieljährigen, immer geistreichen Freundin aus dem Faubourg St. Germain, beigewohnt. Sie ist die aufrichtigste, hartnäckigste und exaltirteste Legitimistin, die ich jemals gesehen habe. Sie amüsirt mich stets, wenn sie mich auch nicht immer überzeugt. Vor Freude über den Sturz der Juli-Monarchie ist sie beinahe Republikanerin geworden, so daß ich ihr zuweilen vorgeworfen habe, daß sie Ludwig Philipp mehr verabscheut, als Heinrich V. liebt, und daß sie bei der Vertreibung des ersteren mehr Befriedigung gefühlt habe, als sie bei der Rückkehr des anderen empfinden könnte.

Bei der ersten Nachricht von dem Eifer, mit welchem Ludwig Philipp gegenwärtig Heinrich V. den Weg zum Throne Frankreichs zu bahnen sucht, rief die Marquise, dies sei unmöglich, sie glaube nicht daran. Später, als mehrere glaubwürdige Personen, Bekannte der Marquise, die von England kamen, die

alte Dame von den guten Absichten des Exkönigs überzeugt hatten, sagte sie: „Wahrhaftig, er muß gefährlich krank sein, er muß sterben. Dahin mußte er kommen, um ein rechtschaffener Mensch zu werden! Aber", fuhr sie sogleich fort, als ob sie sich einen Vorwurf daraus machte, ihn zu schnell günstig beurtheilt zu haben, „wenn auch Ludwig Philipp seiner Familie empfiehlt, die Rechte Heinrichs V. anzuerkennen und zur Geltung zu bringen, so sagt doch Niemand, ob, bevor er den Andern ein grades und redliches Verfahren predigt, er dafür Buße gethan hat, es selbst verabsäumt zu haben. Hat er, mit einem Wort, pater peccavi gesagt? Ich bin von der alten Schule, ich bin gute Katholikin. Ehe ich losspreche, verlange ich freimüthiges Bekenntniß und aufrichtige Reue."

„Der König", begann Herr de l'A., den man beschuldigt, daß er wieder Legitimist geworden, seitdem kein Vortheil mehr dabei ist, Orleanist zu sein. „Der König, der König", unterbrach heftig die alte Dame, „von welchem König sprechen Sie?" „Ludwig Philipp", begann der corrigirte Redner demüthig wieder, „Ludwig Philipp wiederholt, was er immer gesagt hat, daß ihn die Nothwendigkeit gezwungen, so zu handeln, wie er es 1830 gethan hat: Daß er die Krone auf sein Haupt setzen mußte, wenn er sie retten,

wenn er sie nicht unter den Steinen der Juli-Barrikaden begraben sehen wollte. Er glaubt, Frankreich 18 Jahre einer glücklichen Existenz, 18 Jahre der Monarchie geschenkt zu haben, indem er demselben 1830 die Republik von 1848 ersparte."

„Das dachte ich wohl! Immer von sich selbst befriedigt, immer ein Loblied auf sich selber anstimmend. Ich errathe jetzt, was sein Zweck bei diesen Kundgebungen verspäteter Loyalität ist. Er will die Mitglieder seiner Familie von einer Usurpation abschrecken, die besser gelingen könnte, als die seinige, und dadurch den Beweis seines Mangels an Geschicklichkeit liefern würde. Weil seine Unternehmung gescheitert ist, möchte er der Welt einbilden, daß der Erfolg unmöglich sei. Endlich findet er es bequemer, statt seine Fehler zu bekennen und zu bereuen, dieselben durch seine Kinder abbüßen zu lassen. Das ist, wie jene Damen vom Hofe Ludwig XV., die, um ihre Fastenzeit heilig zu halten, ihren Leuten das Essen entzogen."

Der Haß der alten Marquise hat ihr diesmal einen unglaublichen Scharfblick verliehen, denn wirklich findet sich dieser Gedanke in einer Antwort wieder, welche Ludwig Philipp, erzürnt über den hartnäckigen Widerstand, welchen die Herzogin von Orleans der beabsichtigten Unterwerfung der jüngeren Bourbonischen

Linie unter die ältere entgegensetzte, dieser Prinzessin gegeben hat: *)

„Ich errathe Ihre Gedanken, Sie glauben, daß ich, indem ich Sie von der Regentschaft abhalte und für meinen Enkel die Wahl durch's Volk verwerfe, wie jener Schriftsteller handle, dessen Stück man ausgepfiffen hat, und der fürchtet, daß ein geschickterer den Stoff bearbeiten und sich Beifall erwerben könnte . . . Erfahren Sie, daß wenn ich mich 18 Jahre gehalten habe, Sie nicht vermöchten, sich 18 Monate zu halten. Fortan ist nur das Prinzip im Stande, der Herrschaft in Frankreich Dauer zu geben. Worin besteht übrigens Ihr Ehrgeiz, was verlangen Sie für Ihren Sohn? Soll er der Mitbewerber Louis Napoleon's werden, anstatt der Erbe der Bourbonen zu sein, des ersten und edelsten Hauses von Europa . . . ., der rechtmäßige Erbe des Thrones von Frankreich?"

Wenn die Herzogin von Orleans gewiß wäre, daß wirklich Heinrich V. bald König von Frankreich und

*) Seit dieses geschrieben ward, ist der König Ludwig Philipp gestorben und bis jetzt ist Nichts veröffentlicht, was seine damalige Meinung und seine Aeußerungen, wie sie hier wiedergegeben sind, bestätigen könnte. Jedoch, was sich auch seitdem im Sinn des Königs verändert haben mag, können wir mit allem Grund versichern, daß sie richtig und in Gegenwart mehrerer glaubwürdiger Zeugen einige Monate vor seinem Hinscheiden geäußert worden sind.

der Graf von Paris sein Nachfolger sein werde, so würde sie sich vielleicht nachgiebiger und versöhnlicher zeigen, wiewohl man ihr einen großen persönlichen Ehrgeiz zutraut, für welchen durch ein solches Arrangement die Aussicht auf die Regentschaft verloren gehen würde. Aber, der Graf von Chambord ist nur 30 Jahr alt, er genießt einer blühenden Gesundheit, welche durch die Regelmäßigkeit seines Lebens und seine Thätigkeit gekräftigt wird, er ist erst wenige Jahre verheirathet, und daher ist durchaus keine Bürgschaft dafür vorhanden, daß er ohne directe Erben bleiben wird. Er selbst scheint es auch so wenig zu glauben, daß er bei den ersten Eröffnungen über eine Annäherung an die Familie Orleans, bei welcher die exaltirten Orleanisten die unmittelbare und unwiderrufliche Adoption des Grafen von Paris durch Heinrich V. verlangten, folgende Antwort gegeben hat, die ganz seiner Stellung entspricht: „Ich bin erstaunt, daß man, um das Prinzip der Legitimität in Frankreich herzustellen, mir eine Maßregel vorschlägt, die dieses selbe Prinzip in seinen tiefsten Grundlagen untergraben und zerstören muß, indem meine Nachkommenschaft dadurch um ihr Erbrecht betrogen werden würde. Entweder schenkt mir der Himmel Kinder, so werden dieselben nothwendig meine Rechte auf den Thron erben, oder mir bleiben

dieselben versagt, so tritt der Graf von Paris als nächster Erbe ganz natürlich in diese Rechte. Eine Adoption würde also mindestens unnütz sein."

„Ich für meinen Theil sage", begann die alte Marquise wieder, „daß diese Herzogin von Orleans, in meinen Augen wenigstens, einen schrecklichen Ehrgeiz besitzt, denn indem sie die sogenannten Rechte ihres Herrn Sohnes als nothwendige Folge der Rechte seines Großvaters und ihn selbst als den Erwählten der Nation, den Erwählten des souverainen Volks darstellt und tausend ähnliche saubere Sachen verkündet, straft sie vollständig ihre früheren Grundsätze Lügen und spricht gegen ihre wahre Ueberzeugung, welche die Frucht ihrer Geburt und ihrer Erziehung war. Bevor sie die Hoffnung hatte, Herzogin von Orleans zu werden, als sie nur noch eine arme kleine Prinzeß von Magdeburg war . . . . . ." — „Mecklenburg, gnädige Marquise, wenn Ihnen gefällig ist!" — „Ja, ja, Sie haben Recht, aber das kommt auf eins heraus — Prinzeß von Mecklenburg also; — Baron de V. . . . und mehrere andere glaubwürdige Personen haben gehört, wie sie in Teplitz einen wahren Kreuzzug gegen die Usurpation der Orleans gepredigt hat, indem sie sich als ächte stolze Legitimistin vernehmen ließ und lang und breit auf Tod und Leben die guten und

wahren Grundsätze vertheidigte. Denn sie ist sehr stark in der Diskussion, diese Prinzeß, und durch ihre schwere und pedantische deutsche Logik hat sie nicht wenig ihre Umgebung in den Tuilerien gelangweilt."

„Wie die Mehrzahl der deutschen Prinzessinnen, hat sie sich sehr um den Beifall der Literaten bemüht und mit unseren sogenannten Berühmtheiten schön gethan. Sie hat sogar den guten Geschmack gehabt, Victor Hugo ganz besonders auszuzeichnen, — diese leere Blase unter so vielen andern, mit denen die heutige schöne Literatur uns beschenkt. Auch hat sie einige Schriftsteller auf ihrer Seite. Guizot kann natürlich nicht fehlen, er ist Pedant und Calvinist."

„Die Prinzessin hat Muth gezeigt, als sie sich während der Februar-Krisis nach der Deputirten-Kammer begab" — bemerkte der junge Vicomte de L . . ., welcher, obgleich Legitimist, einige politische Unparteilichkeit bewahrt und überdies mehr, als er jetzt gestehen will, mit den Söhnen Ludwig Philipp's in Verbindung gewesen ist. „Ich habe sie genau beobachten können bei jener merkwürdigen Sitzung, welcher ich in der Diplomaten-Loge beiwohnte, wobei mein Leben auf dem Spiele stand, als das Volk eindrang und über unsere Schultern steigend, uns gegen den Ausgang trieb, der selbst von den Wogen der Volksmassen um-

geben war, die sich von Minute zu Minute vermehrten. Ich habe also die Herzogin von Orleans sehen können, wie sie die Versammlung bescheiden grüßte, gleichsam wie um guten Empfang für ihren Sohn bittend, welcher sich dicht bei ihr hielt, ohne daß man im geringsten wahrnehmen konnte, ob er einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Scene für ihn selber habe.

Zwei Mal versuchte sie, das Wort zu nehmen, aber der immer wachsende Tumult hinderte sie, sich verständlich zu machen, und sie verließ den Platz nicht eher, als bis der Saal, mit einer scheußlichen Masse bewaffneter Menschen angefüllt, einem Schlachtfelde glich. — Es ist nur zu wahr, daß die Prinzessin, bevor sie zu einer der äußeren Ausgangspforten gelangen konnte, von dieser wüthenden und zerlumpten Menge, welche die Corridors und Höfe des Palastes überschwemmt hatte, auf unwürdige Weise beleidigt und mißhandelt worden ist. Ihr ältester Sohn wurde geschlagen und fast erdrosselt von einem Elenden, der ihm die Kehle mit seinen beiden bereits blutigen Händen zudrückte. Der jüngere Sohn verschwand. Der Herzog von Nemours, der einzige von den Söhnen Ludwig Philipp's, der wenigstens versucht hat, bei dieser entscheidenden Veranlassung zu handeln, wo ein Jeder die Gelegenheit, eine schöne Rolle zu spielen, jedenfalls aber eine

Pflicht zu erfüllen, gefunden haben würde, der Herzog von Nemours verdankte seine Rettung nur einem Mantel, welchen ein Wohlwollender ihm überwarf, um seine Uniform zu verbergen und das Volk zu verhindern, ihn zu erkennen."

Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen: „Man muß gestehen, daß es wenigstens eine seltene Willenskraft beweist, wenn die Herzogin von Orleans in ein Land zurückzukehren wünscht, wo sie eine solche Behandlung erduldet hat!"

„Das beweist nur einen seltenen Ehrgeiz", erwiederte die Marquise, „das ist Alles." „Guizot" — fuhr Herr von d'A. fort — „hat es kluger Weise abgelehnt, nach England zu gehen, um seinen Einfluß auf die Herzogin von Orleans dazu anzuwenden, um sie zu den Absichten Ludwig Philipp's zu bekehren. Er behält sich vor, auf der Bühne zu erscheinen, wenn die Familie unter sich einig und wenn kein innerer Streit über diese große Frage der Verschmelzung zu fürchten sein wird. Thiers dagegen brennt, zur Behandlung dieser Frage berufen zu werden, und unterhält, wie man sagt, den Zwiespalt durch Rathschläge, die er an die widerstrebende Prinzessin gelangen zu lassen weiß, bei welcher, wie bei einer gewissen Partei, seine Meinung von großem Gewicht ist."

„Die Meinung des Herrn Thiers hat ohne Zweifel Gewicht, aber ein falsches .... Eitelkeit und Eigennutz leiten ihn, und wenn er die Herzogin von Orleans zur Regentschaft zu bringen sucht, so ist es in der Hoffnung, hinter oder neben ihr selbst Regent zu sein. Politiker, ohne eine Ueberzeugung zu haben, glänzender Redner, aber ohne Ueberredungsgabe, Historiker ohne Wahrheitsliebe, mehr unruhig, als thätig, aber voller Geist und Schlauheit, kann Thiers noch eine Rolle in Frankreich spielen und die hohe Stelle einnehmen, die Ludwig Philipp, eben so fein wie er, ihm niemals hat gewähren wollen; indeß würde dies das Signal zu neuen Verwickelungen und Verwirrungen in den Angelegenheiten des Landes sein. Seine Eitelkeit würde überdies verdienstvolle Collegen von ihm entfernen, und einmal im Besitz der Macht, würde man den kleinen Mann den großen nachäffen sehen, er würde sich auf Napoleonischen Despotismus einlassen und wahrscheinlich sein Eroberungssystem versuchen."

„Wenn Thiers hoffen könnte, eine Rolle unter Heinrich V. zu spielen, so würde er sich bemühen, ja selbst sich compromittiren, um dessen Sache zu fördern, kurz, er würde der Vorkämpfer des legitimistischen Princips sein."

„Hoffen wir, daß dieses Princip ohne eine solche Stütze siegen wird!"

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß mir neulich Jemand, den ich nach einer guten table d'hôte fragte, deren es verhältnißmäßig wenige in Paris giebt, eine splendid gedruckte Karte einhändigte, welche wörtlich folgendermaßen lautet:

Madame L. Ripert, Soeur de Mr. A. Thiers, ancien Président du Conseil des Ministres etc. etc., tient une excellente table méridionale à 3 Fr. par tête, vins compris à 6 heures. Déjeuners à 1 Fr. 25 c. à toutes heures. 44 Rue basse du Rempart. Paris.

Ob diese Dame durch ihre berühmte Verwandtschaft Gäste anziehen, oder durch diese öffentliche Anzeige ihren Herrn Bruder compromittiren wollte, weil er, trotz seiner glänzenden Vermögensumstände, seine Schwester auf einen so untergeordneten Erwerb angewiesen, lasse ich unentschieden.

„Der Herzog von Nemours hat stets Hochachtung für das Prinzip der Legitimität bewahrt, und ist seinem Vater vorangegangen in dem Wunsch, diesem Prinzip in der Person des Grafen von Chambord durch jene projektirte Versöhnung der beiden Linien zu huldigen. Weit entfernt, derselben entgegen zu sein, haben die übrigen Prinzen des Hauses Orleans unumwunden erklärt, daß sie bei der Ausführung dieses Projektes

und bei der Gelangung ihres Vetters Heinrich V. zum Throne nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben würden."

„Es ist wirklich zu hoffen, bemerkte ich, daß Heinrich V., in richtigem Verständniß seines eignen Interesses und der Interessen Frankreichs, sich von leeren Schreckbildern und kleinlichen politischen Rücksichten frei halten und sich beeifern würde, seine Vettern von Orleans in seine Nähe zu berufen, um ihnen das Vertrauen und die Stellung zu gewähren, auf welche sie durch ihre Geburt und die Dienste, die sie dem Lande geleistet, Anspruch haben."

„Carl X. hat auch, und zwar freiwillig und selbstständig, ihrem Herrn Vater Vertrauen und hohe Stellung gewährt. — Aber wie hat dieser ihm gedankt? Mit diesen schönen Worten von Versöhnung, Vereinigung, Verschmelzung, bringt man die Fürsten nur dahin, Ungeschicklichkeiten und Feigheiten zu begehen. Nach meiner Ansicht ist die einzige wirklich gute Politik die des Kaisers Nicolaus, als er auf die demüthigen Versicherungen von Unterwürfigkeit und Treue der Polen erwiederte: „Ich glaube Euch nicht, ich darf, ich will Euch nicht glauben, und demgemäß werde ich Euch behandeln."

„Aber in Frankreich haben wir zu viel „Geist", um

so einfach, so grade zu handeln. Wir müssen etwas schlangenartig Gewundenes, etwas Verwickeltes, etwas Verwirrtes haben, selbst wenn die Verwirrung arg genug sein sollte, um uns selber zu verderben." —

„Setzen Sie bei den Prinzen von Orleans einen so ausschweifenden Ehrgeiz voraus, daß Sie wünschen könnten, die Rolle ihres Vaters wieder zu beginnen, der übrigens weit mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch den Erfolg einer ehrgeizigen Berechnung auf den Thron gelangt ist?"

„Mein lieber Graf," — erwiederte mir die alte Marquise mit Lebhaftigkeit, — „ungeachtet meiner Freundschaft für Sie und meiner Achtung für die Deutschen, finde ich einen Zug in ihrem Charakter, den ich nicht ertragen kann, und von dem ich Ihnen schon vor Zeiten vorausgesagt habe, daß er schwer auf Ihrem Lande lasten wird, es ist diese Art von Gleichgültigkeit, oder vielmehr dieser politische Optimismus, welcher dazu führt, alles zu entschuldigen, alles gelten zu lassen, nichts unbedingt zu verdammen, wenn es sich um politische Schlechtigkeiten handelt. Mit einem Wort, ihnen fehlt der Sinn für politische Moral.

Carl X. war ein rechtschaffener Mann, das wollen Sie uns wohl zugestehen, aber dagegen soll man Ihnen einräumen, daß Ludwig Philipp gleichfalls rechtschaffen

war, und daß die Krone ihm so zufällig auf den Kopf gefallen ist, wie ein Ziegel, der unerwartet vom Dache fällt, ohne daß man sich davor schützen kann. Weil Ihr in Euren rechtschaffenen deutschen Herzen, die vortrefflich, aber ziemlich phlegmatisch sind, die Leidenschaft eines zügellosen Ehrgeizes nicht kennt, so leugnet Ihr dessen Dasein bei Andern, und ohne Euch die Mühe zu geben, zu ergründen, was vorhergegangen ist und diese schöne Juli-Revolution ausgebrütet hat, wollt Ihr sie uns ganz ruhig als ein plötzlich eingetretenes Ereigniß, als einen Zufall darstellen, dem Ludwig Philipp nicht hat ausweichen können. Dieser Zufall, sage ich Ihnen, ist seit langer Zeit von dem Herzog von Orleans vorhergesehen und vorbereitet worden, mit der ganzen Geschicklichkeit jener Meister im Betrügen, die sich dabei einen Beweis des Alibi zu verschaffen wissen, und sollten sie dabei falsche Zeugen brauchen, um dem Verbrechen den Anschein der Unschuld zu geben. Ich werde Ihnen zum Beweise meiner Meinung nochmals Rußland anführen. Ach, dort muß man gegenwärtig die guten Grundsätze und den ritterlichen Sinn suchen! —

Als General Athalin nach Petersburg gesandt wurde, um die Gelangung seines Gebieters auf den Thron in möglichst günstigem Lichte darzustellen und

ihn besonders von dem Vorwurf zu reinigen, dieses Ereigniß gewünscht und vorbereitet zu haben, bemerkte derselbe, daß es vorzugsweise der Großfürst Michaël war, der am meisten gegen Ludwig Philipp eingenommen, und daß er besonders auf diesen die Batterie seiner Beredsamkeit zu richten habe, um ihn für die Sache des Bürger-Königs zu gewinnen.

Voll Hoffnung, daß die wohleingelernte Lection, welche er seiner Sendung gemäß dem Auslande darzubieten hatte, nicht ohne Erfolg sein werde, entwickelte Athalin, sobald es ihm gelungen war eine Audienz bei dem Prinzen zu erhalten, ausführlich alles, was zur Vertheidigung seines Herrn gereichen konnte, und zählte die zahlreichen Beweise auf für die Unschuld der Absichten desselben und dessen ganzes Benehmen dem König Karl X. gegenüber, dem er stets die aufrichtigste Verehrung und Hingebung bewiesen habe.

Nachdem der Agent Ludwig Philipp's mit Wärme gesprochen und seinen Gegenstand erschöpft hatte, schmeichelte er sich, eine vollständige Bekehrung bewirkt zu haben, und hoffte von dem Prinzen solche Worte des Einverständnisses und des Wohlwollens zu erhalten, wie sie den Absender erfreut haben würden. Hören Sie nun, wie die Antwort des Großfürsten Michaël war, wie dieselbe von einer hochachtbaren und wichti-

gen Person, welche sich damals in Petersburg befand, mitgetheilt worden ist. „Ich habe Ihnen mit großer Aufmerksamkeit zugehört," sagte er dem General Athalin sehr ernst, „und ich danke Ihnen für alle diese Einzelheiten, die Sie mir soeben mitgetheilt haben. Aber es giebt eine, die sie ausgelassen, und deren Kenntniß mir vor allen andern wichtig ist. Wo war der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, während der Juli Tage? Hat er sich zu seinem Könige begeben?" — Auf die verneinende Antwort des General Athalin rief der Prinz mit edler Entrüstung: „Nun wohl mein Herr! für mich ist die Frage alsdann entschieden. Auf Ehre und Pflicht! der Kaiser würde mich unter gleichen Umständen an seiner Seite gesehen haben, und nichts auf der Welt würde im Stande gewesen sein, mich von ihm fortzureißen!"

„Es ist gewiß", — fügte Herr F. hinzu, der Mitglied eines Ministeriums unter Karl X. gewesen, daß Ludwig Philipp, wenn er auch nie gewagt hat, während der 15 Jahre der Restauration einen wichtigen Schritt gegen die Regierung zu thun, doch nie eine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, um derselben unter der Hand feindlich zu sein und ihr eine verborgene aber consequente Opposition entgegen zu setzen. Er sprach leise und niemals öffentlich, aber er besprach

sich im Geheimen mit einer Menge von Menschen, redete zu jedem seine Sprache, zog die Unzufriedenen und Ehrgeizigen von allen Seiten an sich, liebkoste ihnen und knüpfte sie an sein Interesse durch Versprechungen, öfters sogar durch Freigebigkeit, welche seine Ambition seiner Kargheit zu entreißen wußte. Er verstand es, sich allen Meinungen anzubequemen, indem er sich das Ansehn gab, den Vermittler zwischen denselben zu spielen. Seiner Versicherung nach beklagte er tief die unverbesserlichen Fehler der Regierung Karls X., und zwar nur um des Wohl's von Frankreich willen, das der innigste und erste Wunsch, das dringendste Bedürfniß seines Herzens sei. Dann und wann ließ er wohl durchblicken, daß er bisweilen nicht im Stande sei, den Wunsch zu unterdrücken, sich in einer Lage zu sehn, die ihm gestatte, für die Befriedigung dieses Bedürfnisses zu wirken. In dieser Weise bahnte er sich langsam aber sicher den Weg zum Throne und bereitete eine Ursurpation vor, welcher er das Ansehen eines Opfers, das seinem Patriotismus auferlegt worden, einer Gewalt, die man seinen Gefühlen angethan, zu geben wußte."

„Man fragt uns," fuhr Herr F., sich zu mir wendend fort, „warum sich zur Zeit der Restauration unter den Männern, die das Staatsruder führten, Nie-

mand gefunden habe, der genug Hingebung und Geschicklichkeit besessen, um die Fäden dieser dumpfen aber fortwährenden Verschwörung, die wir dem Herzog von Orleans Schuld geben, zu erfassen und die Beweise davon beizubringen? Seit **1823** sind sowohl verschiedene Andere, als ich selbst, eifrigst bemüht gewesen, die Ueberzeugung, die wir auf Pflicht und Gewissen von jenen treulosen Ränken hatten, durch Enthüllung derselben zu constatiren. Aber wir fühlten, daß mehr dazu gehöre als vereinzelte Thatsachen und moralische Beweise, um einen Feind anzugreifen, der um so gefährlicher war, weil er seine Streiche nur im Dunkeln führte, und der gewiß sein konnte, daß die Revolutionaire aller Schattirungen sich zu seinen Gunsten erklären würden.

Ueberdies begegneten wir in einem erhabenen Willen einem Widerstande, der alle unsere Anstrengungen brach. Jede Beschuldigung gegen den Herzog von Orleans erhielt den Vorwurf, Verläumdung zu sein, oder deren Constatirung wurde als zu schmerzlich betrachtet, um erlauben zu können, daß dieselbe ergründet und die Wahrheit erforscht werde.

Weit entfernt, auf seiner Hut zu sein und das strenge und geschickte Benehmen nachzuahmen, welches Ludwig XVIII. der Familie Orleans gegenüber beobachtet hatte, hörte Carl X. nur auf sein Herz, und

überhäufte sie mit Beweisen von Vertrauen und Gunst. Er bildete sich ein, daß er die Gefahr abwenden könne, indem er ihr Dasein leugnete, und stieß jeden Verdacht, jede Benachrichtigung zurück.

Ohne indeß durch diese Gleichgültigkeit und diese Verblendung Desjenigen, der das meiste Interesse hatte in dieser Sache klar zu sehen, entmuthigt zu werden, fuhr ich fort, das Ziel, welches ich mir gesetzt hatte, zu verfolgen, und nachdem es mir gelungen war, wichtige Beweisstücke, um den König zu überzeugen, zu sammeln, erhielt ich endlich die Genehmigung ihm dieselben vorzulegen. Während er davon Kenntniß nahm, sah ich den Ausdruck des tiefsten Schmerzes sich auf seinen edlen Zügen lagern, und lange nachdem er das Lesen beendigt, blieb er in traurigem und tiefem Nachdenken versunken. Als er dasselbe unterbrach, richtete er folgende merkwürdige Worte an mich, die ich bei meiner Rückkehr gewissenhaft niedergeschrieben habe, damit sie der Geschichte aufbewahrt würden: „„Zwischen dem Thron und dem Herzog von Orleans steht nur ein schwaches Kind; ich werde nie dulden, daß Derjenige in den Bann der öffentlichen Meinung gethan werde, der einst König von Frankreich werden kann."" —

Ich konnte mich nicht enthalten auszurufen: Wahrlich das ist erhaben! Aber mit solchen Gesinnungen

gewinnt man eine Krone im Himmel und verliert die Krone hienieden. Indem Carl X. darauf verzichtete, die Ränke zu enthüllen, die man dem Herzog von Orleans zuschrieb, hat er, ohne es zu ahnen, dasjenige glaubhaft gemacht, was Ludwig Philipp heut noch versichert, nämlich daß er bei der Annahme der Stellung, welche ihm die Juli-Revolution darbot, nur einer gebieterischen unvorhergesehenen Nothwendigkeit gehorcht hat."

„Sagen Sie mir doch!" rief die Marquise, „diese andere Stellung, welche ihm Carl X. in großherziger Selbstverläugnung anbot, die Stelle eines General-Lieutenants des Königreichs, welche dem Herzog von Orleans alle Macht sicherte, indem sie ihm zugleich gestattete, das reine Gewissen eines rechtschaffenen Mannes zu bewahren — war auch bei dieser gebieterische Nothwendigkeit vorhanden, um sie nicht anzunehmen, um nicht wenigstens einen Versuch zu machen? War etwa Nothwendigkeit für diesen Treulosen vorhanden, als er mit einer teuflischen Falschheit, welche die Geschichte nicht genug gebrandmarkt hat, am dritten August vor der Pairskammer erschien, um die Thronentsagung Carls X. und des Dauphins zu verkünden und dabei den Namen und die Rechte Heinrichs V. unterschlug, zu dessen Gunsten die Entsagung erfolgt

war! Aber ohne Zweifel," — fuhr die alte Dame mit verdoppelter Lebhaftigkeit fort, — „ohne Zweifel ist Nothwendigkeit vorhanden gewesen für gewisse Leute, der tiefen Schande treu zu bleiben, die sich an ihren Namen knüpft. Der Sohn von Philipp Egalité war in der Nothwendigkeit, so zu handeln, wie er es gethan hat, ich erkenne das an und bin jetzt nur darüber erstaunt, daß ich früher habe erstaunt darüber sein können."

„Nach meiner Ansicht," — sagte Graf d'A . . — „ist Ludwig Philipp besonders darin geschickt gewesen, daß er besser als jeder Andere den wahren Kern der repräsentativen Regierung erkannt hat; daß sie nämlich eine Fiction ist, die man sich das Ansehen geben muß ernsthaft zu nehmen. Im Grunde seines Herzens hat er mehr Neigung, absolut zu herrschen, mehr Begierde, die Macht selbst auszuüben und sich mit allem Glanz der alten Monarchie zu umgeben, gehabt, als je ein König vor ihm. Man kann sagen, daß der famöse Regenschirm, auf den sich der Bürger-König zu Anfang seiner Regierung mit so vielem Wohlgefallen stützte, für ihn nur die Krücke Sixtus V. gewesen ist, bestimmt sein Spiel zu verbergen, und Geschmack an der sogenannten wohlfeilen Regierung finden zu lassen. . . . . Die wohlfeile Regierung . . . . . diese beste der Re-

publiken, erfunden von Lafayette, dieser alten Lampe der Revolution, — die bei ihrem Erlöschen einen so übeln Geruch hinterlassen hat, wie Talleyrand so gut sagte.*) —

„Ludwig Philipp hat sein Ansehn vorzugsweise untergraben durch sein System von Heuchelei, das während seiner ganzen Regierung vorgewaltet hat. Er hat sich in seiner Stellung erhalten, aber niemals befestigt, eben wegen dieser Falschheit, die ihn veranlaßte, jeden Tag mehr das Princip der Revolution zu verleugnen, der er den Thron verdankte, und dieselbe Falschheit ist es, welche die gegenwärtigen Machthaber unfehlbar stürzen wird. Diese ganze Reihe von Freiheiten und Rechten, welche die Republik feierlich versprochen hat, hat zu nichts geführt, als daß die Freiheit unter allen Formen beschränkt worden und verschwunden ist. Freiheit der Presse, Freiheit des Individuums, Vereinigungs-Recht, allgemeines Stimmrecht, wo ist dies Alles geblieben! . . . . . Aber wo ist auch der Enthusiasmus geblieben, der diese Republik begrüßt hat, ebenso wie er zuvor die Erhebung des Bürger-Königs begrüßt hatte!" . . . . .

„Was uns aufrichtige Legitimisten betrifft," — be-

*) „Lafayette, ce vieux lampion de la revolution, qui infecte en s'éteignant!"

gann Herr F. wieder, „so wünschen wir nicht blos nicht, nein wir weisen sogar zurück den plötzlichen Enthusiasmus, den eine Rückkehr Heinrich V. bewirken könnte. Unser Wunsch, wie unsere Hoffnung ist, daß Frankreich bald, ermattet von so vielen unglücklichen Versuchen, und überdrüssig so vieler leerer Regierungs-Theorieen so wie der Heuchelei Derjenigen, die ihm dieselben eingeflößt haben, weise und aufrichtig zurückkehren werde zum wahren Prinzip unter der Form seines rechtmäßigen Königs; . . . . daß Frankreich ihn ebenso mit allen Consequenzen des monarchischen Prinzips annehmen werde, wie er selbst die Consequenzen annehmen wird, welche nicht sowohl die Parteien und die Individuen erheischen, als welche der Gang des Zeitgeistes gebietet, welcher will, daß gewisse Prinzipien, — wiewohl ihrem Wesen nach unverletzlich und geheiligt, — doch Veränderung in den Formen erhalten müssen, so wie Veränderung in den Institutionen, durch welche sie den Bedürfnissen und dem Wohl einer Nation angepaßt werden sollen. Kurz, wir sind ganz einverstanden, wenn an die Stelle der Gesinnung ritterlicher Anhänglichkeit, welche vormals der Monarchie huldigte, die durchdachte Anerkennung des Werthes derselben tritt, begründet auf die Garantieen der Dauer und der Wohlfahrt, welche dieselbe bietet; und gern werden wir das

triumphirende Prinzip der Legitimität gestützt auf das Prinzip der Freiheit sehen!" —

„Sehr schön, aber gerade dies Prinzip der Freiheit ist es, was ein Jeder nach seiner Weise auslegt, und nach seinen Ideen und seinen Bedürfnissen anwenden will.

Was mich betrifft, so nehme ich Heinrich V. nur dann an, wenn er den Muth hat, nicht mehr zu versprechen, als was er späterhin halten kann; wenn er den Muth hat, von vorn herein mehr zu sein, oder mit einem Wort seine Regierung damit anzufangen, womit die andern endigen. . . . Denn bemerken Sie wohl, daß die Juli-Ordonnanzen, welche die Ursache, oder vielmehr der Vorwand der Revolution von 1830 gewesen, nach und nach unter der Regierung des Bürger-Königs mit verändertem Titel und mit veränderter Form wiedererschienen sind; und jetzt sehen wir sie unter der Republik auf's Neue in Geltung."

Der Gedanke einer Verschmelzung zwischen den Legitimisten und Orleanisten ist nicht bloß ein Unterhaltungsgegenstand in den Gesellschaften des Faubourg-St. Germain, sondern viele ausgezeichnete Köpfe, die sehr verschiedenen Nuancen von Meinungen angehören, beschäftigen sich damit und sehen dieselbe als die Lö-

sung der unentwirrbaren Schwierigkeiten an, in denen Frankreich in diesem Augenblick verwickelt ist. Die legitimistische Partei ist, nachdem sich dieselbe mit den Republikanern vereinigt hatte, um Ludwig Philipp's Fall zu bewirken, gegenwärtig im Begriff, sich mit den Orleanisten zu verbinden, um die Republik zu stürzen. Diese Thätigkeit des Zerstörens, die einzige, deren sich diese Partei seit so langer Zeit rühmen kann, diese gezwungenen Vereinigungen, deren einziges Band und deren einzige Sympathie nur von dem Bedürfniß und dem Wunsche herrührt, mit größerem Erfolg und fast ohne Gefahr kämpfen und siegen zu können, flößt, man muß es gestehen, wenig Interesse ein, und wenn dieselbe, stark genug zu schaden und zu zerstören, ihr Ziel erreichen sollte, so ist zu besorgen, daß sie nicht stark genug sein wird, um wieder aufzubauen und zu befestigen.

Bei einer so beweglichen, so sehr zum Umsturz geneigten Nation, wie die französische, kann alles gehofft, alles gefürchtet werden, nur auf etwas Dauerndes, auf etwas Haltbares ist schwerlich zu rechnen. Deshalb kann man wohl mit der legitimistischen Parteiglauben, daß Heinrich V. den Thron besteigen werde, aber wird er sich darauf erhalten? Wird er begreifen, daß das Prinzip, welches ihn zurückführt,

viel ist, daß es aber weit entfernt ist alles zu sein. Dieses unaufhörliche unruhige Treiben der speculativen und ehrgeizigen Geister, um eine bessere politische Welt zu entdecken, und diese andere Unruhe im Volk, welches eine bessere materielle Welt sucht, deren Entdeckung eben so unmöglich ist, — wird der Graf von Chambord die Kraft haben, dieselben zu beruhigen, ja wird er nur im Stande sein, zu verhindern, daß er nicht bald vom Strome derselben fortgerissen wird? Wird er Das zu beherrschen wissen, was ein Friedrich II. oder ein Napoleon gegenwärtig zu bezähmen Mühe haben würden?

In jedem Fall wird Heinrich, wenn er über Frankreich herrschen soll, seine Erhebung nur der Macht der Umstände verdanken, nicht den geschickten Combinationen, und noch weniger den Anstrengungen des Muths der Legitimisten; es wird ganz ein Geschenk der Vorsehung sein, wie die Restauration der Bourbonen 1814. Durch ihre Trägheit und Ungeschicklichkeit entbinden die Legitimisten Heinrich V. wenigstens von der schwierigen Ausübung der Pflichten der Dankbarkeit. Die Opposition in Worten, welche von ihrer Seite gegen die Republik fortgeführt wird, nachdem dieselbe bei weitem lebhafter der Juli-Regierung gegenüber ausgeübt worden, giebt wahrlich keinen An-

spruch auf solche Dankbarkeit, denn sie laufen dadurch in keiner Weise Gefahr, berauben sich dadurch keiner Vortheile, und setzen weder ihre Freiheit, noch ihren Geldbeutel aufs Spiel, so daß man sagen kann, daß die Legitimisten sich seit 20 Jahren mit einer Treue brüsten, die nur darin besteht, daß sie einer Ordnung der Dinge ihre Huldigung versagen, von welcher sie weder etwas zu hoffen, noch etwas zu fürchten haben. Gegenwärtig sieht man sie, — entbunden von ihrem Wort, unversöhnlich gegen die Juli-Regierung zu bleiben, welches sie ein wenig zu geräuschvoll gegeben hatten, um einen Bruch desselben wagen zu können — offen die Republik unterstützen, und zwar in sofern aufrichtig, als das Bedürfniß der Ruhe und des Wohlergehens in ihnen stärker ist, als jede politische Anhänglichkeit und jedes Prinzip. Unter sich getheilt durch mancherlei Nuancen verschiedener Meinungen, welche sie sich unter einander eben so wenig verzeihen, wie ihren Gegnern die scharf hervortretende Farbe, demoralisirt durch so lange Jahre der Unthätigkeit, so wie durch die Demüthigung, die sie nicht eingestehen wollen, die aber nur zu wahr ist, welche ihnen die passive Rolle zugezogen hat, die sie in dem großen Drama von 1830 gespielt, und die sie in dem von 1848 fortgesetzt haben — werden die Legitimisten fortfahren, zu

sprechen, zu schreiben, sich zu regen, aber ohne Zusammenhang und ohne festes Ziel. Um Heinrich V. zurückzuführen, werden sie weder einen Theil ihrer ungeheuren Reichthümer opfern, noch zu seiner Ehre den Degen ziehen; aber wenn seine Sache triumphirt, wenn er über Frankreich regiert, so wird man hören, wie laut sie den Ruhm und den Vortheil eines Ereignisses für sich verlangen werden, das sie nicht herbeizuführen wußten, und wie sie Victoria rufen werden, ohne sich den Wechselfällen des Kampfes unterzogen zu haben. Und doch sollte der französische Adel, um wieder wahrhaft royalistisch zu werden, und den vollen Ruhm der Ritterlichkeit wieder zu erlangen, ohne welchen rechter Adel nicht bestehen kann, erwägen, wie nöthig es ihm ist, seine Sporen wieder zu verdienen, und daß er, um sich aufs Neue zu stählen, um neues Ansehen, sowohl in den eigenen Augen, als in denen der Andern zu gewinnen, um von dem Volke Anerkennung und Achtung für ein Prinzip zu erlangen, an welches es nicht mehr glaubt, Gefahren trotzen müsse, von denen er sich zu lange für sein eigenes Beste entwöhnt hat.

Wenn die Herzogin von Berry, welche in der Bretagne wie eine Heldin begonnen, nicht wie ein schwaches Weib geendet hätte, so würde man sie mit Recht

den letzten französischen Ritter nennen können. Sie allein hat gehandelt und ist der Gefahr entgegen getreten, sie allein hat verstanden, das allgemeine Interesse den Rechten ihres Sohnes wieder zuzuführen, denn es handelte sich weniger darum, dieselben durch Protestationen festzustellen, als sie durch Handlungen geltend zu machen, sollte nicht mit denselben geschehen, was mit allen aufgegebenen Rechten geschieht. Die Verwegenheit ist in Zeiten von Revolutionen eine Tugend ersten Ranges. Die Herzogin von Berry hat sie besessen, ihre Partei ist dem schönsten Rufe nicht gefolgt, der von einer gestürzten Macht ausgehen kann. Auch dieses Mal einer Prinzessin gegenüber, die ihre Freiheit und ihr Leben allen Gefahren aussetzte, um in dem alten Lande der Treue eine geheiligte Schaar um sich zu versammeln, die nur Verstärkung brauchte, um wenigstens die Ehre der Partei retten zu können — auch dieses Mal haben die Legitimisten sich schwach, inconsequent und undankbar gezeigt. Es ist wahr, in Ermangelung tapferer Feldherrn hatten sie als Rathgeber beredte Advokaten, geschickt und bereit, mit schönen Worten zu schlagen, stets geneigt, Hülfe und Beistand zu bringen . . . . für den Sieger.

Um bewundert und gerühmt zu werden, hat der Herzogin von Berry weiter nichts gefehlt, als eine

historische Gestalt des Mittelalters zu sein, bei denen die Schwächen vor den großen Eigenschaften verschwinden.

Folgende Anekdote, die vollkommen den Charakter dieser Prinzessin darstellt, erklärt zugleich, wie sie im Stande gewesen ist, sich die Anhänglichkeit und Hingebung Derjenigen zu erhalten, die am genausten mit ihren Schwachheiten bekannt waren. Der wackere Graf von Pont Farey, einer der wenigen Getreuen, die ihrem Aufruf entsprachen, und der für seine Theilnahme an dieser verunglückten Schilderhebung in der Vendée in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, fragte die Herzogin, als er dieselbe späterhin in Leoben wieder traf, mit seiner rauhen und naiven bretagnischen Freimüthigkeit, was er von den traurigen Geschichten, die auf ihre Rechnung erzählt würden, glauben, und was er darauf antworten solle? „Ist es nicht wahr, Madame," fügte er entschieden hinzu, „daß Sie verheirathet nach der Vendée gekommen sind, und daß ich dies fest behaupten darf?" — „Mein Herr" — erwiederte die Herzogin mit diesem Ausdruck stolzer Energie, welcher zuweilen ihrem wenig schönen Gesicht Reiz verleiht, „glauben Sie nichts und behaupten Sie nichts, als eine Sache: daß die Herzogin von Berry wohl Thorheiten begehen, aber niemals lügen kann!" —

Wenn während der Krise des Juli, in dem Augenblicke, wo noch alles gerettet, wenigstens noch alles versucht werden konnte, diese Fürstin, welche sich allein mit ihrem Sohne von St. Cloud nach Paris begeben wollte, um ihn dem Volke im Hôtel de Ville vorzustellen, nicht zurückgehalten worden wäre in ihrem edelmüthigen Aufschwung, der wahrlich eine glücklichere Eingebung war, als so viele Maßregeln einer kleinlichen Diplomatie, so ist es wahrscheinlich — wie wenigstens einige und Chateaubriand selbst darüber urtheilen — daß das Spiel noch für die ältere Linie der Bourbonen gewonnen, und zwar mit Ehren gewonnen werden konnte. Aber alles sollte sich gegen dieselbe verschwören, und zwar die Freunde noch mehr als die Gegner.

Dieser Unstern, der in allen Phasen der Juli-Revolution vorgewaltet hat, ist besonders darin erkennbar, daß im Augenblick der entscheidenden Krise die Macht in die Hände eines Mannes gelegt wurde, der weniger als jeder andere geeignet war, sie zu überwinden, und dessen schlechtes Glück, dem auswärtigen Feinde gegenüber, bereits von übler Vorbedeutung war, als es galt, über die Feinde im Innern zu siegen. — Es geschieht mit Unrecht, daß man den Sieg der Revolution auf die geringe Zahl der Truppen schiebt,

die in den Julitagen verwendet worden sind. Diese Zahl hätte ausreichen können, um dem Aufruhr Einhalt zu thun und ihn zu dämpfen,*) — Militairs, die aufrichtig sind, wissen es und räumen es ein — wenn von Anfang an rücksichtsloser und energischer Wille in dem Chef gewesen wäre.

Zwei wohl zu unterscheidende Motive haben bei dieser Gelegenheit das schlaffe und schwache Verfahren des Marschalls Marmont veranlaßt: die Furcht, durch strenges Auftreten gegen die Aufrührer die Unpopularität zu vergrößern, die sich seit der Capitulation von Paris an seinen Namen geknüpft hatte, und der Wunsch, das Ministerium Polignac zu stürzen. Er hat es wirklich gestürzt, dieses Ministerium, aber gleichzeitig hat er die Monarchie gestürzt. Er hat sich den Haß der royalistischen Partei zugezogen, ohne den der Volkspartei zu beschwichtigen.

*) Während der Fronde diente Turenne dem Hofe gegen die Armee des Prinzen; Mazarin läßt ihm eines Tages sagen, sich zurückzuziehen. „Nein“ — erwiedert Turenne, „es ist immer zu gefährlich, den Rebellen nicht die Spitze zu bieten!“ — Die Armee der Rebellen nähert sich, breitet sich aus, Condé ist ihr Befehlshaber, sie zählt 14,000 Mann; Turenne hat kaum 4000, um ihn herum spricht man mehr als jemals von Rückzug: er wendet sich zu dem Hauptmann seiner Garden und sagt kaltblütig: „Hier müssen wir uns tödten lassen!“ — . . . er wurde nicht getödtet; er siegt, und kommt den Hof zu beruhigen, — so wahr ist es, daß der Vorzug der Ueberzahl der Kühnheit des Charakters und des Genies weichen muß!

Ohne Zweifel verdient Marmont den Vorwurf nicht, den ihm die Legitimisten machen, die Sache, die er zu vertheidigen geschworen, verrathen zu haben; aber es ist wahr, daß er dieser Sache nicht mit allen Mitteln gedient hat, die in seiner Macht standen. Er hat es nicht vermocht, in sich selbst den Politiker hinter dem Soldaten verschwinden zu lassen, seine Meinungen zu vergessen, um sich zum Sclaven derjenigen zu machen, welche er um jeden Preis zum Siege führen mußte, nachdem er einmal den Oberbefehl zu diesem Zwecke übernommen hatte.

Bei dieser Gelegenheit hätte sich Marmont erinnern sollen, wie sein berühmter Gebieter den Begriff eines Ehrenmanns definirt hat; eine eben so feine als tiefe Definition, welche sich in den Memoiren des Marschalls aufgeführt findet, welche die Frucht seines Exils, aber noch nicht im Druck erschienen sind.

Marmont erzählt darin, daß, als Napoleon zu Dresden, zur Zeit, wo ihn das Glück verlassen, den nahen Abfall Oesterreichs voraussah, — Marmont ihm diese traurige Ahnung auszureden versucht habe, indem er sich darauf stützte, daß der Kaiser von Oesterreich ein zu ehrlicher Mann sei, um einen Treubruch von ihm zu befürchten. „Ohne Zweifel", sprach Napoleon, „ist mein Schwiegervater ein ehrlicher Mann,

aber er ist kein Ehrenmann." — Als Marmont den Unterschied nicht zu erfassen schien, den der Kaiser zwischen diesen beiden Ausdrücken machte, die Jenem gleichbedeutend schienen, fügte derselbe hinzu: „Nehmen Sie an, daß ich Ihnen die Vertheidigung von Paris anvertraut hätte, und Sie mir geschworen hätten, es um jeden Preis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Indessen, von überlegenen Kräften erdrückt, von den Bitten der Einwohner zur Ergebung gedrängt, ergeben Sie Sich. Nun wohl? so würden Sie als ehrlicher Mann gehandelt haben, aber nicht als Ehrenmann, denn die Ehre würde verlangen, daß Sie weit eher Paris in Rauch aufgehen lassen, als den Eid nicht erfüllen, den Sie mir geschworen!"

Weder derjenige, der diese merkwürdige Supposition machte, noch der, welcher sie mit anhörte, ahnete daß sich dieselbe Punkt für Punkt erfüllen werde, und daß die öffentliche Meinung, ein eben so strenger Richter, wie der Kaiser, dessen feine Unterscheidung zwischen dem ehrlichen Mann und dem Ehrenmann bestätigen und Marmont nie verzeihen werde, den ersteren Titel dem letzteren vorgezogen zu haben.

Wenn 1830 in der Krisis des Juli der edle und gerechte Vorschlag des schwedischen Gesandten angenommen worden wäre, wenn die bei Karl X. accredi-

tirten Diplomaten sich an seine Seite gestellt hätten, anstatt stillschweigend anzuerkennen, daß sie bei dem souverainen Volk accreditirt seien, indem sie während und nach jenen großen Schlachttagen in Paris blieben, so ist kein Zweifel, daß die Revolution einen andern Gang genommen haben würde, oder wenigstens ihre moralische Wirkung ungemein gemildert worden wäre. Aber Pozzo di Borgo besonders strebte vor Allem darnach, daß der sanfte Lauf seines Pariser Lebens nicht unterbrochen werde. Er fürchtete, sich gezwungen zu sehen, das schöne Vaterland seiner Wahl zu verlassen, an welches Interessen der Familie wie des Vermögens, Erinnerungen und langjährige Gewohnheiten ihn gleichmäßig fesselten. Dieser Einfluß beherrschte damals seine Meinung, und sein Verfahren entschied zum Theil über das seiner Collegen.

Mit Recht kann man der durch die Repräsentanten der fremden Souveraine in diesem merkwürdigen Drama gespielten passiven Rolle und der Uebereilung, mit welcher die Souveraine selbst diese Rolle gebilligt und fortgesetzt haben, den furchtbaren Fortschritt zuschreiben, den die Seuche der Revolution, die den großen socialen Körper gegenwärtig unterwühlt und zerarbeitet, unter dem Volke gemacht hat. Diese Krankheit kann nicht immer mit energischen Mitteln, durch Anwendung

der Gewalt bekämpft werden, es ist wahr; aber immer steht die Anwendung der moralischen Gewalt zu Gebot; aber es bleiben jene feurigen Proteste, jene Huldigungen, welche dem Prinzip selbst dann laut gebracht werden müssen, wenn die vollendeten Thatsachen dasselbe unterdrücken; Proteste und Huldigungen, welche die gesunde Lehre verhindern, sich zu schwächen und in den Herzen zu erlöschen, welche öfters für die Zukunft retten, was in der Gegenwart verloren scheint, und welche, in jedem Fall, dem Bewahrer der höchsten Macht Achtung und Vertrauen sichern.

Diese Uebereilung der fremden Höfe, die Regierung Ludwig Philipp's anzuerkennen und zu stützen, hat nicht nur das Factum der Juli-Revolution geheiligt, sondern auch deren Prinzipe, und hat durch ein furchtbares Beispiel die schon so große Zahl derjenigen vermehrt, wo die Könige den Völkern eine verhängnißvolle Verblendung gezeigt haben, indem sie eine Solidarität verleugneten, welcher sie sich, trotz ihrer egoistischen Entschlüsse, niemals werden entziehen können.

Die Strafe hat nicht auf sich warten lassen, und die Ereignisse der beiden letzten Jahre sind da, um es zu beweisen, ohne das zu rechnen, was die kommenden Jahre bringen werden.

IV.

Ich habe es bereits am Eingang dieser Schrift hervorgehoben, wie sehr — trotz aller Versicherungen des Gegentheils — die alten Sitten und Gewohnheiten in Frankreich vorherrschen. Ungeachtet so vieler schöner lieberaler Theorieen und der mannigfachen neuen Gesetze und blutigen Revolutionen, die man gemacht hat, um jene in's Leben zu rufen, verewigen sich die alten Vorurtheile, die alten Mißräuche, und ihre Wirkungen machen sich auf dem kleinsten wie auf dem größten Schauplatz der Gesellschaft in unverkennbarer Weise bemerklich.

Dies kommt daher, daß die Revolutionen, so sehr sie im Stande sein mögen, die Menschen einer Epoche zu vertilgen, doch nicht die Dinge und Verhältnisse verschwinden lassen können, welche durch den Lauf der Zeiten zur Reife gebracht worden sind; es kommt daher, daß es gewisse Vorurtheile und gewisse Mißbräuche giebt, gegen welche ein Volk sich zwar wiederholt erheben mag, die aber so wesentlich zu den Lebensbedingungen seiner Nationalität gehören, so innig mit

seinen Eigenschaften und seinen Fehlern verschmolzen sind, daß um jene gründlich auszurotten, es nothwendig sein würde, diese Eigenschaften, diese Fehler selbst zu beseitigen.

So machen die Liebenswürdigkeit, den Wunsch zu gefallen, zu verpflichten, zu genießen, Hindernisse und Schwierigkeiten auf dem kürzesten Wege wegzuräumen, — Eigenschaften, die dem französischen Charakter so vollständig angehören, — daß die Protectionen welche, in den öffentlichen Angelegenheiten unter dem ancien régime eine so große Rolle spielten, gegenwärtig mit einer Behaglichkeit und einer Schamlosigkeit fortgesetzt werden, welche den Mißbrauch beinah gesetzlich gemacht haben, und täglich die Versprechungen und Programme des neuen Systems Lügen strafen.

In der Armee sind die Beförderungen durch Gunst, die Uebergehungen so häufig, als je. So mancher graue Schnurrbart, der seine Proben auf dem Schlachtfelde abgelegt hat, muß sehen wie ihm junge Offiziere vorgezogen werden, deren Hauptverdienst darin besteht, mächtige und geschickte Beschützer zu haben. Die Anciennetät wird kaum noch als Recht anerkannt.

Jeder Deputirte, jeder wichtige Mann, den die Regierung zu gewinnen wünscht, braucht nur eine Stelle

oder eine Auszeichnung zu begehren, um gewiß zu sein, daß er dieselbe oder ein Aequivalent erhalte.

Man ist übereingekommen, ja man hat festgestellt, daß jeder Sohn, jeder Bruder eines Ministers, so unbedeutend er auch sein mag, mit einem wichtigen, vorzugsweise aber einträglichen Amt bekleidet werde, daß die hohe Stellung der ganzen Verwandtschaft auf eine sehr angenehme Weise fühlbar gemacht werde, daß die schönen protégés der Minister oder die ihrer einflußreichen Freunde Ansprüche geltend zu machen hätten, sei es auf Pensionen, auf Beneficien u. s. w., sollte es auch nur die Vergebung eines Tabaksverkaufs, einer Posterpedition in der Provinz sein.

Die Regierung des Bürger-Königs und die Republik sind hierin nur Fortsetzungen der Traditionen der alten Monarchie.

Wer nicht bis zum Ohr des Ministers gelangen kann, darf eben so sicher sein, seinen Zweck zu erreichen, wenn er sich bei dessen Frau einzuschmeicheln weiß, denn jetzt wie vormals spielen die Damen eine bedeutende, oft entscheidende Rolle in den Geschäften. Sie sind von allem, was verhandelt wird, unterrichtet, sie besprechen sich und discutiren laut darüber, sie schaden dem Einen, sie begünstigen den Andern und wissen ihn vorwärts zu bringen; sie bewegen, sie bemühen

sich unaufhörlich, besonders aber wissen sie bald die wirklichen Hälften der Gatten zu werden, sobald diese zur Macht gelangen.

Wenn in den höheren politischen Regionen durch ungerechtfertigtes Bewerben und durch Privat-Rücksichten Stellen und Gunst, nicht selten zum Nachtheil der Ordnung und der Gerechtigkeit, erlangt werden, so weiß man sich dieselben noch weit häufiger und weit leichter in untergeordneten Sphären durch Geld und Protection zu verschaffen.

Es giebt kein dem Publikum versagtes Lokal, kein Büreau eines Ministers, keinen bevorzugten Ort (deren es im Lande der Gleichheit so viele giebt) wo man nicht Zutritt erlangen könnte durch die geschickte Anwendung jener beiden mächtigen Hebel.

Wenn man dem Schließer eines öffentlichen Gebäudes sagt: „Sie verweigern mir den Eintritt in dieses Zimmer, welches Sie Andern öffnen;“ so wird seine Erwiederung sein: daß sie eine besondere Erlaubniß haben, oder eine Empfehlung von Herrn so und so, und bis man das Terrain besser kennen gelernt hat, wird man sich mit dieser Antwort begnügen müssen.

„Ich habe kein Billet zur National-Versammlung erhalten können, und so eben hat man es einer Menge Personen in meiner Gegenwart abgeschlagen“, so klagte

ich einem Deputirten meiner Bekanntschaft am Eingang der Deputirtenkammer. „Lassen Sie sich dadurch nicht abhalten,“ erwiederte derselbe und führte mich bei einer dichten Schaar vorbei, welche, ihre Billets in der Hand, gezwungen waren, noch lange Zeit zu warten.

„Unmöglich durchzukommen“, bemerkte ich gegen einen unerschrockenen Pariser, der vergeblich bemüht war, mich am Schlepptau durch die dichten Massen zu bringen, welche die Kirche Notre Dame umdrängten, in der Hoffnung, den père Lacordaire predigen zu hören. „Sie werden sehen“, erwiederte jener ruhig, und auf ein ausdrucksvolles und von dem diensthabenden Schweizer wohlverstandenes Zeichen öffnete uns dieser mit seiner Hellebarde einen Durchgang und führte uns zu vorzüglichen Plätzen auf den privilegirten Bänken, wo wir uns in der Mitte eleganter Damen und vornehmer Leute befanden.

Und grade die Kirche sollte doch der letzte Ort sein, um Privilegien und Mißbrauch zu finden. Dieselben berühren gegenwärtig den Fremden um so störender, als an den Mauern der Kirchen die Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft prangen.

Die Freiheit, im Gotteshause niederzuknieen, oder sich zu setzen, muß man in Paris um theures Geld

kaufen. Der Preis wird auf geräuschvolle Weise, selbst während der feierlichsten Momente des Gottesdienstes, eingefordert. Die Stuhlvermietherin hat das Monopol dieses Handels und übt es so rücksichtslos aus, daß auch die Worte Gleichheit und Brüderschaft selbst im Hause Gottes eitler Schall werden, denn der Arme muß wie ein Paria im Winkel auf hartem Stein knieend, sein Gebet an ihn richten weil es ihm an einigen Sous gebricht, um sich einen guten und bequemen Platz zu verschaffen, wie die übrigen Gläubigen.

Die Aufforderungen zu jeder Art von guten Werken, zu Gaben für die Bedürfnisse und für die Unterhaltung der Kirche, mit welchen der Priester sich nur mit Mühe durch die dichte Reihe der Stühle drängt, während der Schweizer mit seiner Hellebarde ihm vorangeht und mit monotoner Stimme den Aufruf zur Wohlthätigkeit wiederholt; die schönen Damen, die uns zu gleichem Zweck mit großen Beuteln von rothem Sammet an der Kirchenthür erwarten; die Gesänge einer Todtenfeier, die oft aus einer Kapelle schallen, während in der andern eine Trauung gefeiert wird; die Schranken, mit welchen bei besonderen Feierlichkeiten gewisse bevorzugte Räume umschlossen sind, in welche man nur nach Vorzeigung einer Eintrittskarte gelangen kann, wodurch die Kirche um so mehr in ein Schau-

spielhaus verwandelt scheint, als Mancher, um die Ceremonie besser zu sehen, auf die Stühle klettert und sich der doppelten Operngläser bedient. *) Alles dies sind Mißbräuche, die noch bestehen, und die eher zu- als abgenommen haben, seitdem man sich schmeichelt, überall Reformen durchgeführt zu haben.

Auch jetzt, unter der Republik, ist es ganz vergeblich, wenn der Geist der Reform von der Tribüne gepredigt und in die Gesetze eingeführt wird; vergeblich werden die beredtesten Federn täglich in Galle und Wermuth getaucht, um Vorurtheile und Mißbräuche anzugreifen und auszurotten. Ich kenne kein Land, wo die obere Gewalt — unter welcher Form sie sich auch darstellen mag — denjenigen, die mit derselben bekleidet sind, mehr Privilegien und mehr Vortheile böte, und wo die Willkür in den Maßregeln und die dadurch erzeugte Verderbniß größer wären, als hier. Selbst Guizot hatte auf die Interpellationen, welche in der Kammer über ein schmähliches Abkommen, welches unter seinem Ministerium zum Vortheil eines der ersten Beamten seiner Kanzlei vorgekommen war, keine andere Antwort, als daß er die Gewohnheit vorgefunden und daß sie sich erhalten habe. Sie erhält sich noch und

*) Bei einer großen Feierlichkeit in der Kathedrale bin ich noch kürzlich Zeuge derartigen Scandals gewesen.

wird noch ferner bestehen, denn der Mißbrauch ist in Frankreich auf's Tiefste eingewurzelt.

Was die Existenz des schwarzen Cabinets betrifft, so ist dieselbe, trotz allem Fortschritt der Aufklärung, niemals offenkundiger dargethan worden, als gegenwärtig. Man giebt sich nicht einmal die Mühe, die auf der Post geöffneten Briefe wieder gut zuzusiegeln, noch sie an ihre ursprüngliche Adresse gelangen zu lassen. Bei den zahlreichen Reclamationen, welche dieser Bruch des Briefgeheimnisses hervorruft, erhält man nur ausweichende Antworten, oder zeigt ein Lächeln, was ausdrücken soll, daß so etwas gar nichts auf sich hat und niemals anders gewesen ist. Eine Sitzung der National-Versammlung, in welcher vor einigen Monaten dieser Mißbrauch mit Nachdruck aufgedeckt und angegriffen wurde, kann in ihrem Verlauf den Beweis dafür geben, wie wenig Werth man in Frankreich auf diese Art von Vergehungen legt, selbst wenn die Vertreter des souverainen Volks sich über dieselben beklagen und deren Opfer sind.

Ungeachtet der Zeichen von Gleichgültigkeit oder Verachtung für Titel und Auszeichnungen, wird der Werth derselben in Frankreich doch ganz übertrieben geschätzt. Als Beweis kann sogar die große Anzahl von Abenteurern gelten, welche, um Vertrauen einzu-

flößen und leichter Betrügereien ausführen zu können, sich für Grafen und Barone ausgeben. Was die Gesellschaft betrifft, so glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß mehr als die Hälfte derjenigen, die solche Titel führen, dieselben durch nichts rechtfertigen können. Eine große Zahl ehrgeiziger Leute fügt das Wörtchen von oder irgend einen Adelstitel zu ihrem plebejischen Namen; mancher noch so unbedeutende Edelmann nennt sich Graf; jeder Graf beansprucht eine Genealogie, die mindestens bis zu den Kreuzzügen hinaufreicht. Ungeachtet des Ruhmes, der sich an seinen Ursprung knüpft, hat der Adel des Kaiserreichs noch nicht ganz Wurzel in Frankreich fassen können, denn wie sehr man auch das Gegentheil versichern mag, das französische Volk hält noch auf das Alter der Familien, auf alte Erinnerungen, und selbst die Aristokratie des Geldes beugt sich demüthig vor der alten Aristokratie des Adels, ist eifrigst bemüht, die hervorragenden Repräsentanten desselben in seine glänzenden Gesellschaften zu ziehen und ist jeden Tag bereit, die größten Geldopfer zu bringen, wenn es gilt, durch eine Heirath seinen bürgerlichen Namen mit dem eines edlen Hauses des Faubourg St. Germain zu verschmelzen. Man kann hinzufügen, daß der alte französische Adel niemals scrupulös im Punkte der

Mesaillance gewesen ist, wenn es sich um Geld handelte, und daß vormals die Töchter der reichen Generalpächter dieselbe Aussicht hatten, sich mit einem Herzog und Pair des Königreichs zu verbinden, als die Töchter der jetzigen reichen Banquiers haben, einen von deren Nachkommen zu heirathen.

Es ist hier der Ort, um die allgemeine Bemerkung zu machen, daß in Betreff der ehelichen Verbindungen die alten Gewohnheiten, so bizarr, so wenig im Einklang mit den gegenwärtig vorherrschenden Ideen sie auch sein mögen, sich, wie so viele andere, fast ganz unverändert in Frankreich erhalten haben, trotz aller Stürme der Revolutionen und trotz des gepriesenen Fortschritts. Fast alle Heirathen machen sich noch jetzt durch Unterhändler. Wie viel hat er? Wie viel hat sie? — sind dabei die gewählten Phrasen, die unvermeidlichen Präliminarien jeder Verbindung, die oft die Stelle aller anderen Erkundigungen vertreten, wenn es sich handelt, seine Kinder zu etabliren. „Suchen Sie mir eine passende Partie für meine Tochter!" — „Schaffen Sie eine reiche Erbin für meinen Sohn!" Das sind Aufträge, die man für so einfach als möglich hält, und die mit dem größten Ernst von der Welt ertheilt und übernommen werden, und welche öfters, man muß es gestehen, zur gegen-

seitigen dauernden Befriedigung der beiden betheiligten Parteien ausschlagen.

Man muß nicht glauben, daß diese Heirathen durch Procuration nur in der höheren Klasse der Gesellschaft vorkommen; man sieht vielmehr, daß dieselben im Handelsstande und unter den Bürgern ganz ebenso abgeschlossen werden.

Onkel und Tanten, Freunde und Freundinnen kommen, wenn in der Familie eine heirathsfähige Tochter ist, ihren Candidaten vorzuschlagen. Sie stellen zuerst den Hauptpunkt fest, die Zahl, welche das Vermögen der für einander Bestimmten ausdrückt.

Wenn diese Zahl befriedigend gefunden wird, so wird die Präsentation gestattet und die Hochzeit folgt dann bald; von unserm langwährenden deutschen Brautstande weiß man in Frankreich gar nichts.

Wir dürfen hierbei nicht vergessen, hinzuzufügen, daß ein großer Industrieller die Achtung gegen sich selbst und seine hohe gesellschaftliche Stellung zu verletzen glauben würde, wenn er einem Kaufmann zweiter Klasse gestattete, sein Schwiegersohn zu werden, und daß der letztere seiner Seits niemals die Tochter eines kleinen Krämers heirathen würde, ohne von den Seinigen streng getadelt zu werden.

In keinem andern Lande, glaube ich, spielt der

Eigennutz und der Ehrgeiz eine so große Rolle bei dem Heirathen, als im Lande der Gleichheit und Brüderlichkeit.

Obwohl man das Gegentheil behauptet hat, so ist doch die Scheidungslinie zwischen den verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft keineswegs in Frankreich verlöscht. *) Von je her haben Talent und anerkanntes Verdienst Zugang zu den Großen gefunden und sind dort mit Auszeichnung behandelt worden. Von je her haben deshalb auch die zahlreichen Versammlungen bei den höchsten Beamten der Regierung aus einer gemischten Gesellschaft bestanden, wie man sie noch heut an den Empfangstagen der Minister und des Präsidenten der Republik sieht. Aber im Allgemeinen ist die Geselligkeit in Frankreich sehr exclusiv geblieben.

---

*) Ein neuer Beweis, unter Vielen, von dieser Exclusivität, von dieser strengen Absonderung der Stände, welche noch in der französischen Gesellschaft herrscht: Während eine gefeierte Künstlerin, welche ihrem gräflichen Titel entsagte und wieder auf die Bühne trat, um die Vermögensumstände ihrer Familie herzustellen, Zutritt und schmeichelhaften Empfang in der aristokratischen englischen Gesellschaft fand, gelang es ihr nicht, trotz der Bemühungen ihrer Freunde, trotz ihrem guten Ruf, ihrer Liebenswürdigkeit und dem noch kürzlich in der hohen Welt behaupteten Rang, dieselbe Vergünstigung von der Gesellschaft der Hauptstadt des Landes der Gleichheit und Aufklärung zu erlangen.

Rang und Reichthum genügen keineswegs, um in den Kreisen zugelassen zu werden, die für vorzugsweise ausgezeichnet gelten. Diesem Geist der Ausschließlichkeit ist es zuzuschreiben, daß sich diese traditionellen geselligen Formen und Gewohnheiten erhalten haben, dieser vollkommene Ton der Unterhaltung, diese ausgesuchte Höflichkeit, diese Manieren, die zugleich so einfach und so edel, würdig und heiter sind, an welchen die wahrhaft vornehme Dame, der ächte französische Edelmann sogleich erkannt werden kann, und wodurch dieselben berechtigt sind, denen anderer Länder als Vorbild zu dienen.

Ja, ich gestehe es, auf die Gefahr, für Liebhaber des Veralteten und für reactionair zu gelten, — ich finde und habe immer gefunden, daß, wenn die Franzosen auch jetzt noch auf den Titel des liebenswürdigsten Volks in Europa mit Recht Anspruch machen können, dies keineswegs von demjenigen herrührt, was sie durch die Revolution sich angeeignet haben, sondern im Gegentheil von demjenigen herstammt, was ihnen aus alter Zeit geblieben ist. Auch Paris ist die interessanteste aller Hauptstädte bei weitem weniger durch das, was die neueren Zeiten dort geschaffen haben, als durch seine alten Monumente, seine alten Erinnerungen, seine alten Sitten und Gebräuche. Vergebens strebt

der revolutionaire Cynismus, die glänzenden Seiten des National-Charakters zu verlöschen. Wenn er denselben in politischer Hinsicht verdorben hat, wenn er dem Franzosen Mißtrauen und blinden Haß gegen die Träger der höchsten Gewalt eingeflößt und seine natürliche Neigung, im öffentlichen Leben leichtsinnig, unbeständig, leidenschaftlich und willkürlich zu sein, vermehrt hat, so hat er ihn doch nicht verhindern können, im Privatverkehr artig, gefällig und redlich zu bleiben. Die alte Höflichkeit, die alte Liebenswürdigkeit der Franzosen, welche sich von den höheren Klassen der Gesellschaft über die niederen verbreitet hat, und welche sich dort, Gott sei Dank! noch erhält, giebt sich auf tausend Weise kund, und läßt uns diesen Triumph der guten Traditionen über die schlechten Lehren der Gegenwart segnen.

Ich glaube versichern zu können, daß im Allgemeinen die heutigen Franzosen den Franzosen von vormals ähnlicher sind, als die jetzigen Deutschen ihren Vorfahren. Diese Beobachtung drängt sich besonders in den französischen Provinzen auf, wo sich die alten Sitten und Gewohnheiten mit ihren guten und ihren schlimmen Seiten fast unverändert erhalten haben und einen wunderbaren Contrast mit den Ideen des Tages bilden.

In Paris selbst, in diesem großen Mittelpunkt der Leichtfertigkeit und des Scandals, des immerwährenden Wechsels und Umsturzes, kann man noch Schätze patriarchalischer Sitten entdecken, eine zarte und thätige Menschenliebe, eine Gastfreiheit, die von aller Ostentation fern ist; Charaktere, Gestalten und Anzüge von einer Originalität, die man vergeblich anderswo suchen würde, und welche, wie durch ein Wunder, der nivellirenden Thätigkeit unseres Zeitalters entgangen sind.

Wenn die Reichen und Großen sich in einem Strudel von unaufhörlicher Aufregung und Vergnügungen bewegen, und sich mit den neuesten und erfinderischsten Formen der Mode und des Luxus umgeben, so giebt es auf der anderen Seite viele ehrenwerthe Familien, die unter sich in größter Regelmäßigkeit ein Leben führen, das der strengsten Religiosität gewidmet ist. Im Schooß einer solchen Familie kann man vollständig das moderne Babel vergessen und sich in andere Zeiten zurückversetzt denken, zu musterhaften Sitten und Gewohnheiten, von denen man zu glauben geneigt ist, daß sie bloß noch in Büchern existiren.

Dieses Vorhandensein der alten Traditionen findet sich in kleinerem Maaßstabe, aber in nicht weniger ausgeprägten Zügen, unter der Klasse der kleinen Bürger von Paris. Ihr Hausgeräth, ihre Kleidung, weit entfernt,

der gegenwärtigen Mode zu entsprechen, erinnert an die ihrer Väter und Großväter. Wie diese stehen sie früh auf und gehen früh zu Bett und essen zu Mittag von jenem klassischen Suppentopf *), der selbst bis an den Tafeln der reichen Gastronomen geschätzt wird, wenn sie einmal von der Kost des einfachen Bürgers versucht haben, und welchen — gleichfalls Dank der Traditionen — die ungeschickteste französische Magd eben so gewiß zu bereiten versteht, als man in Deutschland bei dem ungeschicktesten Mädchen gewiß ist, daß es einen Strumpf stricken kann.

Seine Partie Domino, ein Vergnügen das von keinem modernen Kartenspiel hat verdrängt werden können, und die Lectüre seines Journals im benachbarten Kaffeehause machen die stärksten Aufregungen des Tages im Leben des einfachen Pariser Bürgers aus. Auch darin getreu den Gewohnheiten seiner Väter, überläßt der kleine Ladenbesitzer der großen Stadt die Sorge für das Detail des Handels der Gewandtheit seiner Gemahlin. Sie führt den Vorsitz am Ladentisch, hält die Commis in Ordnung, besorgt die Kunden mit fertiger Zunge und nur bei großen Gelegenheiten hält sie Berathungen mit dem friedlichen Gatten, der sich bequem im hintern Raum des Ladens eingerichtet hat, die

*) le pot au feu.

traditionelle Mütze auf seinem Haupt, einen Schmuck, den er nur höchst ungern mit demjenigen vertauscht, welcher ihn sehr wider seinen Willen in einen stolzen und stattlichen Nationalgardisten verwandelt, sobald die Reihe des Dienstes ihn trifft. Viele Leute von dieser Gattung kennen kaum ein anderes Viertel, als das, welches sie bewohnen, andere Ereignisse, als die welche sich bei den Nachbaren zutragen, und ihre ganze Politik besteht darin Thür und Fensterladen zu schließen, wenn der Aufruhr droht, und die Regierung zu verwünschen, wenn die Auflagen vermehrt werden.

Das niedere Volk in Paris ist vielleicht diejenige Klasse, welche am interessantesten zu studiren ist, denn in ihm findet sich noch am meisten der Typus des ursprünglichen Nationalcharakters wieder.

Wenn man sich überzeugt, wieviel von den liebenswürdigen und achtungswerthen Seiten desselben übrig geblieben ist, so verdoppelt sich die Entrüstung über die Verführer dieses Volks, in welchem das Gute noch so starke Wurzeln hat.

Wirklich, wenn man diese rohen Menschen näher betrachtet, die den ganzen Tag aus vollen Kräften arbeiten und dabei mit der alten unharmonischen französischen Lustigkeit, — die auch noch in voller Geltung ist, — singen, wenn man sieht, wie sie sich

mit einer Genügsamkeit nähren, die den am leichtesten zu befriedigenden deutschen Magen zur Verzweiflung bringen würde; wenn man der Gegenstand ihrer verbindlichen und uneigennützigen Gefälligkeit geworden ist, und besonders wenn man sie mit Drohungen und Verachtung von der Canaille sprechen hört, welche die Revolutionen gemacht hat, so kann man kaum glauben, daß dies dieselben Menschen sind, welche so eifrig bei den letzteren mitgeholfen haben, und welche wieder helfen würden, wenn die Gelegenheit sich darböte. Wahrscheinlich glauben sie dies selber nicht, denn was man auch darüber sagen und lehren mag, das Volk hat keine politische Voraussicht, keinen im Voraus angelegten Plan zum Aufstande. Es empört sich, wie man in Zorn geräth, es dient den Verschwörern ohne Verschwörer zu sein. Es gehorcht dem augenblicklichen Eindruck, welcher durch den Reiz eines materiellen Interesses hervorgerufen werden muß, aber nicht durch die Vorliebe für irgend eine politische Institution hervorgebracht werden kann. Darum weil keine Revolution eine bleibende Verbesserung für die materiellen Interessen des Volks hervorbringen kann, hat eine solche, nachdem sie einmal vollbracht ist, wenn sie auch noch so sehr volksthümlich genannt worden, nothwendig dieses selbe Volk gegen sich.

Wenn es sein Brod ein wenig theurer bezahlt, so

hält es sich für grausam getäuscht, und ist gern bereit, mit einem andern Umsturz wieder anzufangen, um das Ziel seiner eingebildeten Freiheit und seines Wohlergehens weiter zu verfolgen, womit es abwechselnd von den verschiedenen Parteien geködert wird, die sich seiner als eines mächtigen Hebels bedienen.

Wenn der Franzose der niederen Stände nicht unter der Herrschaft der Leidenschaften steht, so giebt er merkwürdige Beweise von Liebenswürdigkeit und natürlicher Höflichkeit, welche noch erhöht wird durch eine energische und witzige Sprache, welche aus bezeichnenden pittoresken Ausdrücken zusammengesetzt ist, deren Wörterbuch er zu seinem eigenen Gebrauch selbst geschaffen hat. Diese Beredtsamkeit ist um so origineller und pikanter, als sie sicher nichts der Erziehung, nichts dem Fortschritt der Aufklärung verdankt, denn ein großer Theil des civilisirtesten Volks der Erde kann bekanntlich kaum lesen.

Und gewiß, ich gehöre nicht zu Denen, die ihm einen Vorwurf daraus machen, nicht zu Denen, welche im Namen der Freiheit alle Welt ohne Unterschied zwingen wollen, zu studiren und Gelehrte zu werden; ich gestehe sogar, daß ich reactionair genug bin, um in dieser Beziehung vollständig dem Glaubensbekenntniß beizutreten, was in dem folgenden Fragment enthalten ist, für

welches ich die Aufmerksamkeit meiner Leser in Anspruch nehme in Betracht des Namens des Verfassers.

„Jeder Mensch bringt eine hinlänglich lebhafte, „Neigung mit zur Welt zum Herrschen, zum Reich„thum, zum Vergnügen und dazu einen großen Ge„schmack an der Trägheit. Danach würde jeder Mensch „wünschen, das Geld, die Frauen und Töchter der An„dern zu besitzen, ihr Herr zu sein, sie allen seinen „Launen zu unterwerfen, nichts zu thun, oder doch „nur mit sehr angenehmen Dingen sich zu beschäftigen. „Ihr seht wohl, daß die Menschen bei diesen schönen „Anlagen unmöglich gleich sein können. Das mensch„liche Geschlecht, so wie es ist, kann nicht bestehen, „ohne daß es eine große Menge nützlicher Menschen „giebt, die nichts besitzen, denn gewiß wird ein Mann „in behaglicher Lage nicht seinen Landsitz verlassen um „den Eurigen anzubauen, und wenn Ihr ein Paar „Schuhe bedürft, so wird es nicht ein Generalpächter „sein, der sie Euch anfertigt. Die Gleichheit ist „zugleich die natürlichste und die allerchimä„rischste Sache. Die angebliche Gleichheit der Men„schen, welche einige Sophisten in die Mode bringen, ist „eine verderbliche Chimäre. Wenn es nicht 30 Handlan„ger für einen Meister gäbe, so würde die Erde nicht be„baut sein. Wer einen Pflug besitzt, braucht 2 Knechte und

„mehrere Tagelöhner; jemehr Menschen es giebt, die kein „Vermögen haben, als ihre Arme, desto mehr wird das „Land im Werthe steigen. Verschiedene Personen „haben Schulen auf ihren Gütern eingerich„tet, ich selbst habe es gethan, aber ich fürchte „sie. Ich halte es für zuträglich, daß einige „Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, „aber daß die größere Zahl, namentlich die „Kinder der Tagelöhner, nichts lernen, als „was zum Ackerbau gehört, weil man auf 2 „bis 300 Arme nur einer Feder bedarf."

Wer daran zweifeln wollte, daß diese Worte von Voltaire sind, hat nur den 4. Theil des philosophischen Dictionairs nachzuschlagen, wo sie sich mit dem Namen des Patriarchen von Fernay unterzeichnet vorfinden. Er hatte jede Art von Geist und Witz, zuweilen auch die, der gesunden Vernunft den Vorzug zu geben, und wußte von Zeit zu Zeit die Masse seiner gefährlichen Paradoxen durch den Ausspruch einer hohen und schönen Wahrheit im Interesse der socialen Ordnung zu sühnen.

Es ist hier der Ort, zu betrachten, wie die Zeit gegen diesen geistreichen Verführer des 18. Jahrhunderts Gerechtigkeit geübt hat. Wenn sein Styl noch immer Muster ist, wenn sein Witz noch immer das Lachen erweckt und blendet, so hat doch der Cynismus seiner gott-

losen Romane, denselben sehr in Mißcredit gebracht, und eine Nachahmung derselben würde jetzt unmöglich sein.

Als ernsthaftem Schriftsteller spricht man ihm die ersten für den Geschichtschreiber nothwendigen Eigenschaften ab: Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Was sein Talent als dramatischer Schriftsteller betrifft, so hat das Publicum schon lange das Urtheil des kundigsten Richters in diesem Fach bestätigt: Talma, ungeachtet des Beifalls, den er durch seine unvergleichlichen Darstellungen der Hauptrollen in Voltaires Stücken erwarb, übernahm diese Rollen nur mit Widerstreben, „denn," sagte er, „dies sind keine natürlichen, keine aufrichtigen Charaktere; es ist immer Voltaire, der zum Publicum spricht!" —

Mit Freuden nehme ich die religiöse Bewegung wahr, welche sich in der französischen Gesellschaft kund giebt, die so lange in die Irrwege der skeptischen Philosophie der Voltairischen Schule verlockt war. Gewiß! die Irreligiosität hat ihre Zeit gehabt. Sie hat der entgegengesetzten Tendenz Platz gemacht, oder wenigstens einer angemessenen Weise, religiöse Gegenstände zu behandeln. Denn gegenwärtig würde man die gottlosen Spöttereien, welche die Erzeugnisse der Literatur des vorigen Jahrhunderts beschmutzen, im höchsten Grade geschmacklos finden.

Weit entfernt, in's Lächerliche gezogen zu werden, wird die christliche Religion selbst von den wenigst Frommen als eine unversiegbare Quelle künstlerischer und poetischer Inspiration angesehen, während die denkenden Geister höherer Ordnung in ihr die einzig mögliche Rettung für die gefährdete Gesellschaft erblicken. Diese Rückkehr zur Achtung für die Religion macht sich selbst in den Stücken fühlbar, die auf den kleinen Theatern gegeben werden, wo man an der Stelle des blutdürstigen Jesuiten, des dummen und liederlichen Mönchs, die so lange mit vielem Erfolg ausgebeutet worden sind, kaum etwas anderes sieht, als den reinsten Typus des katholischen Priesters, der immer sicher ist, den lebhaftesten Beifall zu erhalten.

Eugène Sue, ungeachtet seines ungezähmten Talents, hat diese Reaction in den Geistern nicht überwinden können. Vergebens hat er gesucht, der Religion und ihren Dienern einen Materialismus anzudichten, der sie entwürdigen sollte, indem er zugleich bestrebt war, die Canaille zu vergöttern; es ist ihm nicht gelungen, die Ansteckung dieser Richtung über die Literatur zu verbreiten, welche fast ganz frei von diesen Excessen gegen die Religion geblieben ist, und jeden Tag mehr dazu hinneigt, dieselben zu bekämpfen.

Chateaubriand, Lamartine, Lamennais, in ihrer gu-

ten Zeit, Lacordaire und Ravignan in der Gegenwart, haben mächtig dazu beigetragen, diese glückliche religiöse Reaction in der Literatur und in den Geistern hervorzubringen und zu erhalten, indem sie dem Katholicismus den Glanz ihrer Beredtsamkeit und ihres Genies geliehen haben, einen Glanz, der im Guten wie im Bösen unwiderstehlich für die französischen Geister ist, durch welchen die Paradoxen Rousseau's und Voltaire's ihr Glück gemacht haben, während jetzt Ideen und Grundsätze dadurch gefördert werden, die der Unterstützung des Talents würdig sind.

Wie jede andre Art von Reaction, droht diese religiöse Reaction zu weit zu gehn. Man muß gestehn, die Form kann mit dem Inhalt, die Nebendinge mit der Hauptsache verwechselt werden. Die Redner der Kanzel, der gelehrte und hinreißende Père Lacordaire an ihrer Spitze, disputiren oft mehr, als daß sie ermahnen, und erinnern häufig mehr an die stürmischen Redner der National-Versammlung als an evangelische Apostel. Die Kirche die für fein gehalten wird, zur Zeit fast erstürmt und zum Erdrücken durch eine elegante Menge angefüllt, die sich die Plätze streitig macht, bietet mehr den Anblick einer Zusammenkunft von Neugierigen, als einer Versammlung von Gläubigen.

Die schönen Almosenempfängerinnen empfangen eben so viel bewundernde Blicke als milde Spenden. Man sieht sie in den Gesellschaften unerbittlich Alle, die ihnen begegnen, mit ihren Bitten für das fromme Werk, dem sie ihren Schutz angedeihen lassen, verfolgen. Aber am Ende, da doch einmal in Frankreich im Moralischen, wie in der Toilette, eine vorwaltende Mode despotisch herrschen muß, so ist es erlaubt, die Mode der Religiosität derjenigen vorzuziehn, die vorher herrschte, und der devoten Frau vor der Philosophin und Atheistin den Vorzug zu geben: das heißt, den Luxus dem Mangel vorziehn.

Ich erkenne ebenso wenig, wie die Revolution in den Sitten, die Revolution, welche durch die Romantik auf der Bühne und in der Literatur bewirkt sein soll. Ein junges Talent seltener Art hat genügt, um Corneille und Racine wieder in die Mode zu bringen, welche überdies niemals vergessen waren.

Molière herrscht und hat immer ohne Nebenbuhler auf der französischen Bühne geherrscht.

Wenn der aufgeblähte Unsinn Victor Hugo's, wenn die blutigen Orgien und die schamlosen Sitten der Dramen von Dumas durch Ueberraschung einen Erfolg haben, und den Beifall erlangen, den Jeder, der mit Geist sich an die schlechten Leidenschaften wendet,

immer von der Menge zu erhalten sicher ist, so sind doch die correcten und von gutem Geschmack eingegebenen Stücke von Casimir Delavigne und Scribe diejenigen, welche einen wahren Ruf und einen vernünftigen und dauernden Erfolg gehabt haben. In diesen wird die Sprache nicht mißhandelt, die Decenz wird nicht ganz bei Seite gesetzt, und die alte französische Delicatesse, welche Kühnheit in der Verhüllung, verschleierte Bilder, und geistreiches Errathenlassen, liebt, ist zu Rathe gezogen und beachtet worden.

Dies ist so wahr, daß neulich, als ich der Vorstellung des Tyrannen von Padua beiwohnte, zu welcher das Spiel von Fräulein Rachel das Publicum hingezogen hatte, ich jeden Augenblick die Aeußerungen meiner Nachbarn vernahm: „Aber das ist nicht französisch! das ist absurd! das ist abgeschmackt! ohne die Rachel wäre es ja unerträglich.“

Wenige Tage darauf war ich noch weit mehr erstaunt und erbaut über die Art, wie das Publicum im Théatre français „Charlotte Corday“ aufnahm, dieses Stück, welchem sein Gegenstand und das Talent der Darsteller einen enthusiastischen Erfolg zu verheißen schienen.

Ungeachtet des Verdienstes dieser Tragödie und ungeachtet der vollkommenen Art und Weise, mit welcher

es aufgeführt wurde, hörte man mit Stillschweigen, zuweilen sogar mit mißfälligem Gemurmel zu.

Dies kommt daher, weil der gute Geschmack, die guten Traditionen, kurz Alles, was den guten alten französischen Geist ausmacht, sich beleidigt und verletzt durch die Erinnerungen fühlt, die dieses Stück hervorruft, und weil derselbe noch jetzt, wie er immer gethan hat, eine zu große Wirklichkeit und eine zu große historische Nacktheit verwirft.

Man mag sich noch so sehr über die Sitten und Gewohnheiten der früheren Zeiten aufhalten, sie sind es doch, welche gegenwärtig der Bühne ihre graziösesten Gestalten liefern und den lebhaftesten Beifall ernten. Man sieht nur verführerische Marquisen, schön gepuderte Damen mit witziger, vielleicht etwas gezierter Sprache, liebenswürdige Thorheiten, verwickelte und mit Kunst verknüpfte Intriguen, so wie sie durch die positiven Interessen unserer Zeit verhindert werden, im wirklichen Leben vorzukommen und sich zu entwickeln, aber die dennoch nichts von ihrer Frische verloren haben und in den Augen eines französischen Publicums ihren ganzen Reiz behalten, während der Cynismus in Sprache und Auffassung bei den Stücken der romantischen Schule niemals bleibende Billigung gefunden hat. Niemand ist mehr geneigt, als die

Franzosen, sich in eine Theorie, in eine neue Idee zu verlieben, und sich daran zu berauschen, aber Niemand versteht es auch, wie sie, schnell davon zurück zu kommen, mit guter Art die begangene Thorheit zu belachen und Demjenigen Beifall zu zollen, der dieselbe mit Geist und Witz angreift.

Scribe, der unter den modernen Schriftstellern als derjenige bezeichnet werden kann, der durch und durch Franzose ist, hat seinen ungeheuren Erfolg weit weniger dadurch erreicht, daß er den Ideen des Tages Weihrauch gestreut, als dadurch, daß er verstanden hat, dieselben geschickt zu geißeln, ohne irgend auf Personen und politische Parteien Rücksicht zu nehmen.

In seiner „Vernunftsheirath" zum Beispiel, hat er es gewagt, zu einer Zeit, wo der Soldat des Kaiserreichs so zu sagen vergöttert wurde, und wo das Prinzip der Gleichheit allgemein angenommen war, der wahren socialen Hierarchie ihr Recht angedeihen zu lassen, und das zu äußern und zu begründen, was ein Jeder, ungeachtet seines Anscheins von Liberalismus, dachte, daß nämlich der Sohn eines Generals nicht die Tochter eines gemeinen Soldaten heirathen sollte.

Und Alles, vielleicht mit Ausnahme der Soldatentöchter, hat dieser Wahrheit aus dem socialen Gebiet Beifall gezollt.

Später, zur Zeit, als man noch in der vollen Trunkenheit des Erfolgs einer populairen Revolution war, hat Scribe 5 Acte geschrieben *), die der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurden und geblieben sind, welche den Beweis führen, daß es keine Revolution bloß durch das Volk giebt, daß die Revolutionen freilich durch dessen Beistand ausgeführt werden, aber auf Anstiften und zum Vortheil Anderer, und daß nach abgemachtem Geschäft, wenn die Kastanien einmal aus dem Feuer gezogen sind, das Volk in keiner andern Lage ist, als der arme geprellte dumme Raton dem reichen und schlauen Bertrand gegenüber, der ihn überlistet hat.

Gegenwärtig macht sich das Bedürfniß, sich über sich selbst lustig zu machen, dieses anomale Gelüst, Das ins Lächerliche zu ziehen und auf der Bühne zu verhöhnen, was als geweiht und im Prinzip geheiligt verkündet worden ist, auf eine Weise geltend, die ans Unverschämte grenzt, aber einen neuen Beweis für die Zuverlässigkeit des Urtheils des Pariser Publicums giebt.

Jeden Abend kann man, zum Beispiel im Vaudeville-Theater, Alles übertönende Beifallsbezeugungen hören, ohne daß irgend eine Opposition von Seiten eines Theiles des Publicums oder gar von Seiten der Polizei bemerkbar wird; sobald die Stücke beginnen,

*) Bertrand et Platon, ou l'art de conspirer.

in welchen die Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das allgemeine Stimmrecht, mit Hohn und Verachtung überschüttet werden, in welchen die Republik in allen Formen ohne Rückhalt und ohne Schaam herabgewürdigt wird*). Dann sind es die heftigsten und rohsten Angriffe, die boshaftesten und pikantesten Verse, die gegen das neue System gerichtet sind, der directeste Aufruf an Denjenigen, der davon befreien könnte, welche den lebhaftesten Enthusiasmus erregen und leidenschaftliche Beifallsbezeigungen nach sich ziehn.

Was die modernen Romane betrifft, die Berühmtheit erlangt haben, so sind die von George Sand, Alexandre Dumas, Eugène Sue mit Begierde gelesen worden, ich gestehe es ein; aber liest man sie zum zweiten Mal? Findet man nicht, daß der Eindruck, den sie machen, dem eines bösen Traumes gleicht, der uns drückt und ermattet?

Wenn die Verfasser derselben durch die Verwegenheit ihrer Auffassung und ihrer Lehren und Dank

*) Von den vielen der Republik spottenden Couplets eins zur Probe:

„Nos beaux ouvrag's enviés par nos voisins,
Sont à l'instant, contrefaits en Belgique . . .
Mais, ils se sont bien gardés, les malins,
De contrefair' chez eux la République.“

ihrem Geist und ihrer Fruchtbarkeit diesen zahlreichen Theil des Publicums für sich haben, welcher Unerwartetes und Aufregung um jeden Preis verlangt, dieses Publicum, welches Erstaunen für Bewunderung hält, so sieht man dagegen den gesunden Theil der Gesellschaft sowohl diese Schriftsteller als ihre Werke zurückweisen. Ungeachtet des darin aufgehäuften Witzes und Geistes, findet man darin nur gezwungene, verschobene Charaktere, ungenau geschilderte, oft unmögliche Sitten und falsche und verderbliche Grundsätze.

Eugène Sue, dieser Erfinder des Häßlichen im Ideal, der sich darin gefällt, die Menschheit schlimmer darzustellen, als sie sein kann, hat in Frankreich niemals den allgemeinen Erfolg gehabt, dessen er sich in Deutschland erfreut, wo die gesammte Gesellschaft nicht nur die Geheimnisse von Paris, in Betreff der Sittenschilderungen, für wahr, sondern sogar die Grundsätze und die moralische Tendenz des Werks für ein zweites Evangelium gehalten hat, durch dessen Anwendung die Noth der Zeit Abhülfe finden würde.

Während man in Deutschland vor dieser erhabenen Schöpfung des Genius demüthig auf den Knieen lag, rief dieses Werk in Frankreich, wiewohl es die Neugier erregte und einen großen Reiz für die Masse des Publicums hatte, sogleich eine Menge von Karrikaturen

hervor, so wie viele gesunde Kritiken, die demselben Gerechtigkeit widerfahren ließen, und niemals haben weder die gute Gesellschaft, noch die tieferen Denker, diesem unzusammenhängenden und monströsen Werke, welches man eine gräßliche Orgie des Geistes nennen kann, Wichtigkeit beigelegt.

Bei alledem behaupte ich nicht, daß die neuere Literatur ohne Einfluß auf die Gesellschaft geblieben sei, und noch weniger bin ich der Meinung, daß dieselbe reiner oder moralischer geworden. Der Inhalt derjenigen Romane und Bücher, welche für den frivolen Theil des Publikums — also für die größere Masse desselben — bestimmt sind, ist weder rein, noch moralisch, noch hat er es jemals sein können; denn vor Allem verlangt dieses blasirte Publicum heftige Aufregungen, welche nicht durch verständige Werke oder durch naturgetreue Darstellung der Sitten des wirklichen Lebens hervorgebracht werden. Das Falsche, das Uebertriebene hatten tausend Formen, um die Einbildungskraft zu fesseln, welche der einfachen Wahrheit versagt sind; und wenn es Feenmärchen sind, die für die Kindheit den meisten Reiz haben, so sind es die Darstellungen phantastischer Charaktere und außer dem Laufe der Natur liegender Leidenschaften und Ereignisse, welche oft dieselben bei dem reiferen Alter ersetzen.

Aehnlich, wie man in früheren Zeiten übernatürliche Legenden einer einfachen Erzählung der erbaulichen-Ereignisse vorzog, und von den fabelhaften Thaten, welche die Ironie Cervantes' unsterblich gemacht hat, lieber hörte, als von der wahren Geschichte des Ritterthums, findet es gegenwärtig eine große Zahl von Lesern unendlich angenehmer, statt ihre historische Kenntniß aus den gewissenhaften Werken ernster und gelehrter Autoren zu schöpfen, dieselben durch die geistreichen und lügenhaften Erzählungen von Alexander Dumas zu gewinnen, diesem unerschöpflichen Schriftsteller, der es sich zum Ziel gesetzt zu haben scheint, die ganze Geschichte Frankreichs in Romane zu verwandeln, etwa wie Molière's Marquis von Mascarille sich vorgenommen hatte, die ganze römische Geschichte in Madrigale zu bringen.

Aber, ich wiederhole es, wenn die Tendenz dieser Werke der neueren leichten Literatur nicht gut ist, so ist sie wenigstens nicht schlechter, als in früheren Zeiten. Sie hält sich im Gegentheil frei von den Obscönitäten und fürchterlichen Gottlosigkeiten, welche die Werke derselben Gattungen im vorigen Jahrhundert beflecken. Das unsrige hat wahrlich an seinen eignen Fehlern genug zu tragen, als daß man ihm andere aufzuladen brauchte, an denen es unschuldig ist.

Es ist eben so in Bezug auf die Sitten derjenigen Klasse der Gesellschaft, welche sich in dem frivolen und aufregenden Leben der großen Welt bewegt. In einer Stadt, wie Paris, in Mitten seiner Gluthatmosphäre, werden Vergnügungen, Intriguen und Galanterieen immer an der Tagesordnung sein, und die schönen Republikanerinnen von heute thun sich hierin eben so wenig Zwang an, wie ihre Vorgängerinnen vor 50 Jahren. Auch in dieser Beziehung ist in dem schönen Lande Frankreich wenig oder nichts verändert, ebenso muß man aber auch gestehen, daß nichts verschlimmert ist, und wenn auch die Kategorie der Löwinnen die Manieren und den Ton der Herren annimmt, ohne deshalb den gewöhnlichsten Schwächen des schönen Geschlechts zu entsagen, so darf doch dreist behauptet werden, ich wiederhole es, daß die guten Traditionen, weit entfernt, beseitigt zu sein, sich mächtig in dem größten Theil der französischen Gesellschaft erhalten haben, so daß dieselbe, nach wie vor, eine Gesellschaft von Auserwählten ist.

Aus diesen allgemeinen Beobachtungen über den Zustand und die Verhältnisse in Frankreich, — welche wie ich glaube, durch dasjenige, was in den folgenden Seiten enthalten ist, Bestätigung finden werden, — aus diesen Beobachtungen, welche die Früchte eines

vieljährigen, in verschiedenen Epochen wiederholten Aufenthalts in Frankreich sind, geht, nach meiner Ansicht, hervor, daß die Franzosen sich eben so gut ohne Grund rühmen, wie ohne Grund verläumden. Sie rühmen sich mit Unrecht, wenn sie behaupten, auf dem Wege des Fortschritts in der Regierungskunst zu sein, in der Kunst, ein Volk glücklich, ein Land blühend zu machen. Sie rühmen sich mit Unrecht, wenn sie sich für Leute ausgeben, die in der Politik und im öffentlichen Leben ernsthaft und aufrichtig sind. Sie verläumden sich dagegen, wenn sie sich für neue Menschen gelten lassen wollen, welche die alten Sitten und Gewohnheiten des Landes und die liebenswürdigen und anmuthigen Seiten des französischen Charakters verläugnen. Sie verläumden sich, wenn sie sich tiefe Denker nennen, während sie doch dieselben leichten und witzigen Schwätzer von ehedem geblieben sind. Sie verläumden sich endlich, wenn sie behaupten, vom alten Sauerteig, von den alten Ideen, wenn man will von den alten Vorurtheilen ihrer Vorgänger befreit zu sein: Der Charakter und die Geistesrichtung der Franzosen ist stationair geblieben, ihm selbst und allen Revolutionen zum Trotz. Derjenige, der dieses Volk, das man für unbeherrschbar erklärt, für sich gewinnen, der es regieren will, wird das sicherste Mittel dazu finden, wenn

er, ungeachtet aller scheinbaren Verwandlungen, weit entfernt ist, zu glauben, daß er neue Menschen vor sich hat, und, dem Wesen nach, ganz die alten Franzosen in ihnen erkennt, so wie sie Cäsar beschreibt, und wie sie noch in unseren Tagen sind.

V.

Wiewohl man glaubt und nach allen Seiten wiederholt, daß die junge Republik nie das Alter der Vernunft erleben wird, so verlangte doch der Jahrestag ihrer Geburt, würdig begangen zu werden. Die schon so reich verzierte place de la Concorde sah sich bereits am Vorabend geschmückt mit Laubgewinden, gemischt mit bunten Lampen, mit Ehrenbogen, Namenszügen, Sinnbildern und provisorischen Trophäen, welche Tags darauf in Feuerzügen vor den Augen der geblendeten Menge glänzen sollten. Ohne daß man errathen konnte, in welchem Zusammenhang es mit der Republik stand, waren zwei kolossale Figuren von Isis und Osiris an dem Obelisken von Luxor angebracht worden. Die ganzen Champs Elysées entlang bis zu dem Rondel, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, befanden sich von Entfernung zu Entfernung Pyramiden mit Lampen, welche das Auge der Pariser erfreuen und ihre Wanderung erhellen sollten.

Die Freiheit, die täglich in Paris vertreten wird durch mehr Bayonette als man jemals in seinem In-

nern blitzen sah, ward es besonders an diesem großen Tage, welcher bestimmt war ihren Regierungsantritt zu feiern, durch verdoppelte Vorsichtsmaßregeln und militärische Zurüstungen, die die Hauptstadt in ein großes Lager umwandelten.

Von allen Seiten kamen Gendarmen und Patrouillen; an jeder Straßenecke, wo das Volk am meisten herbeiströmte, stand ein Piquet Infanterie und Cavallerie, alle Wachen waren verdoppelt, reitende Boten, gut bewaffnet, flogen nach allen Richtungen um die Befehle der Chefs zu überbringen. Die Umgebungen des Palais l'Elysée und der Tuilerien boten den Anblick von starken Waffenplätzen dar; mit einem Wort, nie glichen die Vorbereitungen eines Volksfestes mehr den Vorbereitungen zu einer Schlacht, nur daß der gefürchtete Feind, dieser Ausbreitung von drohender Macht gegenüber, ruhig und gelassen blieb; diese unendliche ununterbrochene Menge, welche von allen Stadtvierteln dem Hauptpunkte des Festes zuströmte und vom Morgen an langsam auf den Boulevards und dem Concorde-Platz einherging, glich wahrlich mehr einer erbaulichen Pilgerprozession, als einer nach Vergnügen jagenden Volksversammlung, so groß war die Ruhe und Ordnung, welche darin herrschte.

Dort gute Väter, den lieben Letztgeborenen auf

einem Arme, und mit dem andern die Mama führend, an welche sich noch mehrere liebe Kinder klammerten, ihnen folgt das Mädchen für Alles, im schönsten Sonntagsstaat mit dem Korb am Arm, enthaltend kalten Kalbsbraten und Wurst, was, mit dem unschuldigen Bier und Cider von dem kleinen Gasthof der Barriere, der glücklichen Familie, welche etwas Außergewöhnliches thut, zur Erquickung dienen wird. Hier ein Nationalgardist, seine liebe Ehehälfte am Arm, und dessen glänzende Uniform und weiße Pantalons einen Umfang zeigen, welcher stilles Wohlleben beweist, was jedoch nicht hindert, daß sich die Decoration der Ehrenlegion auf der Brust dieses Bürgerwehrmannes befindet. Gruppen junger Arbeiter, Arm in Arm, sich brüstend mit ihrer groben Blouse, durch Eugène Sue und die letzten Revolutionen berühmt gemacht, — — hübsche Grisetten, ganz frisch angezogen, zuweilen die reiche Kaufmannsfrau mit dem Hut mit Federn und dem schönen Umschlagetuch, welche neben ihnen geht, verdunkelnd, — — kleine Schulknaben als Soldaten angezogen, — — alte Krieger in Civil, — — die Zöglinge der polytechnischen Schule mit dem kleinen Hut und der classischen Uniform, denen sie schon lange eine Form zu geben gewußt haben, welche an die durch den Kaiser Napoleon verewigte, erinnert,

— — die runde Mütze und der Kattunleinwandrock der Frau des Volks, die kurze grobe Jacke des Arbeitsmannes, mischen sich mit dem seidenen Kleide, von unten bis oben reich garnirt, und dem feinen Casimirfrack nach der neuesten Mode, des Ehepaars der höchsten Fashion, — — der berühmte Künstler wandert neben dem niederen Handwerker, der Eigenthümer neben dem Proletarier; aber, weit entfernt, daß dieser Contrast unangenehm auffällt, bildet er eins der malerischsten und komischsten Bilder, dessen Elemente man vergebens in einem anderen Lande suchen würde. Was in der jetzigen Zeit am Erstaunenswerthesten, ist das unsichtbare Band, welches diese Verschiedenheiten zu vereinen scheint und welches sie in Friede und Eintracht zusammen einhergehen läßt. Diese eleganten Kleidungen, diese prachtvollen mit Wappen geschmückten Wagen, welche sich in der Volksmasse bewegen, rufen keine feindliche Bemerkung, keine drohende Redensart hervor unter dieser Menge, vor welcher man noch vor Kurzem jedes Abzeichen von Rang und Vermögen verstecken mußte, aus Furcht als ein Opfer derselben zu fallen, und der man noch täglich Communismus predigt, des Prinzips der Freiheit und Gleichheit nicht zu gedenken, durch welches sie, wie man es ihnen versichert, regiert, und an das sie täglich durch

die Inschrift auf den öffentlichen Gebäuden erinnert werden. —

Nachmittags ward jedoch auf den Hauptversammlungsplätzen das Fahren verboten, da die Masse in den Champs Elysées und deren Umgebungen so dicht geworden war, daß es Kraft und Geschicklichkeit erforderte, sich Durchgang zu verschaffen, dennoch gelang es den Tisane-Händlern, mit ihrem faden Getränk, aus Wasser mit Süßholz und Citronen gemischt, sich — trotz des großen Behälters auf ihrem Rücken, — Platz zu schaffen durch das Pariser Publicum, das, stets ehrerbietig gegen die Spender dieses populairen Getränks, dasselbe ungeachtet seiner unschuldigen Zusammensetzung mit Wollust einschlürft. Mehr oder weniger feste Bänke, im Voraus gemiethete Stühle erlaubten Frauen und Kindern besser zu sehen und zu athmen, indem sie auf dieselben stiegen, während ganze Schaaren von Straßenjungen, die sich auf Bäume wie Affen gepflanzt hatten, deren Geberden und lose Streiche nachahmend, besser noch und umsonst diesen doppelten Vorzug genossen. Die erleuchtete Place de la Concorde war ein wahres Zauberwerk; diese prächtigen Springbrunnen, die nach verschiedenen Seiten in die Höhe steigen und dann als reiche Wasserfälle abgestuft in große Becken zurückfallen, glänzten in verschiedenen Farben unter

dem Lichtmeere, welches sie abspiegelten. Die proviso-
rischen Ehrenbogen waren eine Feuerarchitektur geworden.
Die Trophäen strahlten wie mit Brillanten besäetes
Gold und Silber und die Guirlanden von bunten
Gläsern schienen lange Ketten glänzender Edelsteine
aller Gattungen zu sein. Von der einen Seite das
Garde-Meubles und die schönen Hotels, die sich als
Feuerlinien zeichneten, von der andern, jenseits der
Brücke, der Palast der National-Versammlung und die
Quais; an den anderen äußersten Enden die Tuilerien
und die Champs Elysées, dies Alles reich erleuchtet,
bildete einen glänzenden Rahmen, würdig des Culmi-
nationspunktes. Die Ansicht von diesem Allen kostete
aber der Volksmasse viel Mühe, die sich nicht anders
als im Ganzen bewegen konnte, fortwährend ge-
stoßen, gedrückt, erstickt durch die unnützen Versuche
derer, welche mehr nach vorne zu gelangen strebten.
Dennoch, trotz manchem schmerzhaften Zusammenstoß,
trotz der von Minute zu Minute steigenden Gefahr,
waren keine schlimme Folgen zu beklagen; und wenn
sich ein Schreien oder Jammern hören ließ, ward es
bald von lautem Lachen unterdrückt, hervorgerufen durch
irgend einen Witz oder komischen Scherz, eine Art
Trost, der nie sein Ziel beim Pariser Publicum
verfehlt.

„Meiner Treu!“ rief unter andern ein dicker Herr, seine Stimme erhebend und sein Wortspiel zwei Mal wiederholend, damit es so weit wie möglich gehört würde, „ich denke doch, daß wir uns heute nicht beklagen können, die Preßfreiheit nicht zu besitzen, wir haben sie ja unbegrenzt, wir sind ja im vollen Genuß dieser süßen Preßfreiheit!“ Dies sagend, preßte er fester, als es die Nothwendigkeit erheischte, eine hübsche kleine Frau an sich, deren Gemahl am meisten über diese Bemerkung lachte.

„Diese dicke Madame“, sagte ein Anderer, auf die Statue von Isis zeigend, „wenn sie ein wenig liebenswürdig wäre, könnte mir wohl erlauben, auf ihre Schultern zu klettern, es würde sie nicht ermüden, stark genug ist sie!“ . . . . .

„Soll dies dicke Geschöpf die Freiheit vorstellen? . . . man muß es nur sagen, ... dann weiß man doch, wo sie steckt! . . . . .“

„Ihr erdrückt mich! ihr erdrückt mich!“ schrie jammernd eine Frau.

„Meine kleine Mamsell, ich gebe Ihnen nur Das wieder, was ich von hinten bekomme, wenn Sie nachsehen wollen, versuchen Sie es mal!“ — „Nun sind es fünf Stunden, daß ich auf den Beinen bin, noch zwei aufs Feuerwerk warten und eine gute, um nach

Hause zu kommen, das macht ein recht nettes Rechnungsexempel!" *)

„Na, mich hat meine Frau gezwungen, um 9 Uhr des Morgens auszurücken, das macht eine noch hübschere Summe, noch dazu habe ich neue Stiefeln an!"

„Mein Herr, Sie brauchen sich gar nicht die Mühe zu geben, meine Frau zu beschützen, das werde ich schon allein können!" sagte ein kleiner hagerer Greis zu einem großen jungen Mann, der in der That sich emsig mit der hübschen Ehehälfte beschäftigte. „Mein Herr, besser Zwei als Einer", antwortete derselbe höflich; die Umstehenden nahmen seine Partei und ließen auf den eifersüchtigen Gatten abgeschmackte Witze regnen, würdig, von Paul de Kock gesammelt zu werden, und die gewiß den Unglücklichen leise schwören ließen, seine Frau nie wieder nach einem Feuerwerk zu führen.

Ermüdet durch meine lange Volksstudie in den Champs Elysées und Place de la Concorde, gelang es mir nicht ohne Mühe, mich durch die Menge durchzuquetschen und das Tuilerien-Schloß zu erreichen, zu welchem ich eine Eintrittskarte hatte. Zwar waren die Plätze auf dem großen mittelsten Balkon nicht günstig, um das Feuerwerk zu sehen, statt dessen hatte ich Gelegenheit und Zeit, einen Theil der Ge-

*) Cela fait nn joli petit Budget!

mächer zu durchwandern und die Verwüstungen der letzten Revolution zu beobachten. In der Salle des Maréchaux waren mehrere Rahmen ohne die Portraits der berühmten Feldherren, welche die blinde Rachsucht des heroischen Volks nicht verschont hatte, und viele von denen, die noch geblieben, zeigten Spuren von Kugeln und Säbelhieben, die ebenso muthig von diesen Helden von 1848 daran aufgedrückt worden.

Die Nacktheit dieser großen Räume zeigte hinreichend, was aus dem kostbaren Ameublement, welches dieselben vor den Februartagen schmückte, geworden; und dies schöne berühmte Schloß, unbewohnt, schwach erleuchtet und die düsteren Merkmale der Volksherrschaft tragend, bot einen ganz besonders traurigen Anblick dar, gegenüber diesem Volksfeste, dessen Glanz und Hauptpunkt es sonst bildete. Ein Kastellan des Schlosses, ein ehrwürdiger Greis, welcher seine Stelle seit dem Kaiserthum bekleidet, trotz aller Umwälzungen, erzählte uns, indem er auf die Trophäen der Canaille zeigte, „daß während 14 Tagen er sich genöthigt sah, „dieser Horde zu dienen, welche, nachdem sie bei der „Plünderung des Schlosses geholfen, es möglich machte, „sich darin zu verschanzen und dort zu bleiben. Die „Furcht, sie das Schloß in Brand stecken zu sehen, „und einen neuen Volksaufstand zu veranlassen, ließ

„die provisorische Regierung darauf verzichten, sie mit „bewaffneter Macht hinauszutreiben. Jeder Tag, jede „Nacht war Zeuge einer neuen Orgie, wozu die Vor„räthe der Keller und königlichen Speisekammern die „Mittel lieferten. Auf das Lächerlichste mit den Klei„dungsstücken der Prinzessinnen aufgeputzt, plünderte „diese Bande Rasender ihre Schmuckkasten und Alles, „was ihrer Begierde werthvoll erschien. Wichtige „Papiere wurden haufenweise zerstört und viele Sel„tenheiten und der Familie von Orleans werthe Ge„genstände verschwanden oder wurden nur theilweise „wiedergefunden. Ich erlaube mir nicht, Ihnen zu „sagen", fügte der Kastellan, als wenn er sich dieser Erinnerungen schämte, hinzu, „zu welchem Zweck sie „den Thron gebraucht haben, und alle Scheußlichkeiten, „die sie in den königlichen Zimmern ausübten..... „Die Frauen waren schlimmer, als die Männer, sie „waren es, welche drohten, das Schloß anzustecken, „wenn man sie zwingen wolle, es zu verlassen. Der „Vorrath an Lichtern war groß genug, um ihnen zu „gestatten, alle Abend die Kronleuchter anzuzünden, „welche ihre Bachanalien und rasenden Tänze beleuch„teten; es galt, wer die meisten Gräßlichkeiten, die „meisten lächerlichen und unanständigen Stellungen „erfinden würde; die Bänder, Echarpen, Coiffuren,

„Shawls und Schmucksachen der Prinzessinnen sind „drauf gegangen. Nur in Folge einer Capitulation „und des Versprechens der Ungestraftheit, gelang es, „sie aus dem Schlosse zu vertreiben; doch diese Zeit „war die gräßlichste, die ich jemals erlebt, und wenn „ich nicht geglaubt hätte, bleibend zu nützen, hätte „mich gewiß nichts zurückgehalten .... Der König war „bleich und zitterte, als er die Tuilerieen verließ, doch „grüßte er uns, als er durch dieses Zimmer kam, als „wolle er uns Lebewohl sagen; die Königin schien ihn „zu stützen, sie war stiller und ernster, als gewöhn„lich; als der König, der sich erinnerte, Etwas in „seinem Zimmer vergessen zu haben, dorthin zurück„kehren wollte, hinderte sie ihn daran und zog ihn „mit hinaus. Die königlichen Wagen wurden ver„brannt, und in zwei kleine Brougham's, für die „dienstleistenden Offiziere bestimmt, stieg die königliche „Familie, um zu flüchten. Ich habe immer gedacht, „daß wenn Madame Adelaide noch gelebt hätte, dies „Alles nicht so gekommen wäre, — das war eine ge„waltige Frau, die mehr Einfluß auf den König aus„übte, als die ganze übrige Familie zusammen, auch „war er trauriger, als sie starb, als ich ihn jemals „gesehen habe, mehr sogar, als beim Verlust des armen „Herzogs von Orleans!"

In der That war es Madame Adelaide, die der erste Rathgeber und die beste Stütze ihres Bruders war; in ihrem Ehrgeiz, welcher weder Reue über das Vergangene noch Furcht vor der Zukunft zuließ, schöpfte er neue Stärke für den seinigen, und man kann mit dem alten Kastellan glauben, daß sie bei der Krisis im Februar, wenn nicht den Sturz Ludwig Philipp's verhindert, wenigstens ihm geholfen hätte, mit Ehren zu fallen.

Ich erinnere mich, Bruder und Schwester während der Messe in der Schloßkapelle gesehen zu haben, zu einer Zeit, kurz vor der Juli-Revolution, denn Ludwig Philipp, der vordem selten der Messe beiwohnte, sei es nun, daß er es als eine Pflicht seiner neuen Stellung ansah, sei es, daß er fühlte, daß er dem Himmel großen Dank abzustatten habe, hörte sie damals ganz regelmäßig, was die alte Marquise in ihrer legitimistischen Wuth ausrufen machte: „Das fehlte uns noch! Er betet zu Gott — er geht in die Messe! Das ist ja, um einen abzuhalten, selbst hinein zu gehen!"

Die Königin schien dermaßen in ihre Andacht vertieft, und ihr ernstes, blasses Gesicht nahm einen so unglücklichen, flehenden Ausdruck beim Beten an, daß man denken mußte, daß sie keineswegs von dem Glück der hohen Stellung überzeugt sei, welche ihr die Juli-

Revolution verliehen, während Madame Adelaide im Gegentheil eine ungestörte Glückseligkeit zu empfinden schien, welche ihr wenig ausgezeichnetes Gesicht verklärte und bewies, daß ihre „neue Würde", weit entfernt, ihr unangenehm zu sein, sie ganz vorbereitet und geneigt sie mit Freuden anzunehmen gefunden hatte.

Marie Amélie schien das Opfer, Madame Adelaide die Priesterin der Juli-Revolution zu sein. Lieblings-Zögling der Frau von Genlis, und wie diese ein Gemisch von freiem Benehmen und romanhaften Schwächen, war diese Prinzeß die treue Egerie ihres Bruders, mit welchem sie die hohen Fähigkeiten und die Gewandtheit theilte, die, wie man behauptet, sich nicht auf die übrige Familie erstreckt haben.

Eine der Eigenschaften Ludwig Philipp's war, sich Stunden der Einsamkeit zu verschaffen, während welchen, nicht mehr auf der Bühne, er neue Kräfte sammelte, um dieselbe wieder zu besteigen. So waren nicht die Bourbonen der älteren Linie; zu gut und zu schwach, um nicht ihre ganze Zeit und Mußestunden denen zu opfern, die sie beanspruchten, waren sie auch zu eingefleischte Prinzen, um nicht die Versicherungen der unbegrenzten Liebe der treuen Unterthanen, welche danach schmachteten, ihren König zu erblicken, in

allem Ernst zu glauben, und man sah sie beständig sich zeigen auf Kosten ihrer Würde.

Bis in seine Kapelle wurde Karl X. gezwungen eine Menge Zuschauer zuzulassen, sich der Etiquette und Repräsentation zu unterwerfen, und oft sah man seine Frömmigkeit, die so rein und aufrichtig war, daß seine Feinde sie sogar nicht angegriffen haben, mit seinen jugendlichen Erinnerungen kämpfen, um den Zerstreuungen zu entgehen, die sich ihm durch den Kreis schöner eleganter Damen, welche Billets erhalten, um dieses Andacht-Schauspiel zu genießen, darboten. Der gute König beschwerte sich sogar wiederholentlich darüber. Ludwig XVIII. aber, der mehr Werth auf den Titel des „Königs von Frankreich" als auf den des „Allerchristlichsten Königs" legte, befand sich sehr wohl bei dieser prunkenden Frömmigkeit, welche ihm eine Gelegenheit mehr darbot, zu repräsentiren, obgleich sie die größte kirchliche Feier in einen Act der Courtisanerie und ehrgeiziger Bemühungen verwandelte.

Wenn nach langem Warten, im Augenblick des Beginns der Messe, in den Tuilerieen die Flügelthüren der königlichen Tribüne, umgeben von allen Hofbeamten und glänzenden Uniformen des königlichen Hauses, sich lärmend öffneten, den Rollstuhl, worauf Ludwig XVIII. sich befand, einlassend, wenn inmitten der

tiefsten Stille der Kammerthürsteher mit laut wiederhallender Stimme rief: „Der König!“ verbeugte sich diese ganze glänzende und elegante Versammlung ehrfurchtsvoll vor dem alten Monarchen mit gelähmtem Körper, aber mit dem lebhaften geistreichen Gesicht, welches alsdann vor Freude strahlte über diese Gott geraubten Huldigungen.

Ludwig XVIII. liebte vor allen Dingen die Repräsentation und brachte dieselbe sogar bis in seine platonischen Intriguen, welche er gar nicht ungern vom Volk anders auslegen sah. Die Frauen, die er auszeichnete und gegen die er sich stets galant und sehr freigebig erwies, gehörten alle der höchsten Klasse der Gesellschaft an und ragten durch Verstand und Liebenswürdigkeit hervor.

Mit Pomp wurden sie bei ihm eingeführt, und seine geistreiche und zierliche Correspondenz mit ihnen war eben so bekannt, wie die reichen Geschenke, welche er ihnen machte.

Man gab sich große Mühe, seinen Nachfolger ebenfalls unter weiblichen Einfluß zu stellen, so günstig für die Absichten der Intrigue und des Ehrgeizes; aber sei es nun, daß die in seiner Jugend zu lebhafte Leidenschaft für Frauen damals in Karl X. erloschen, oder daß es, wie viele glaubwürdige Personen behaupten,

Gründe der höchsten Religiosität waren, welche ihn davon entfernten; auf jeden Fall ist es gewiß, daß er diesem gefährlichen Einfluß entging und nicht einmal die verschiedenen oft versuchten Anspielungen zu verstehen schien, welche ihm zu diesem Zweck gemacht wurden, was eine ebenso geistreiche als intriguante vornehme Dame des Hofes, welcher alte persönliche Erinnerungen die Hoffnung einflößten, eine ihrer Verwandten dem Könige gefallen zu lassen, sagen ließ: „Er ist wahrhaftig wieder in die Unschuldsperiode zurückgefallen, ich gebe ihn auf!" *)

*) „Il est retombé dans l'innocence! J'y renonce!"

VI.

Wir glauben, daß hier der Ort ist, die treue Uebersetzung des Fragments einer politischen Abhandlung, die wenig oder gar nicht in Deutschland bekannt ist, es jedoch zu sein verdient, einzuschalten, da sie ganz die Wichtigkeit eines historischen Dokuments hat. Sie enthält die Erlebnisse des Königs Ludwig Philipp und seiner Familie seit deren Abreise aus den Tuilerieen am 24. Febr. 1848 bis zu deren Landung in England und hat zum Verfasser einen ehemaligen Secretair der Admiralität in England, dem, da er ein Landhaus in der Nähe von Claremont bewohnte, Ludwig Philipp sein Tagebuch mitgetheilt hat, welches fast gänzlich die von Lamartine erschienene Erzählung derselben Ereignisse widerlegt. —

„Von dem Augenblick an, wo Thiers und Barrot dem Marschall Bugeaud das Obercommando entzogen und den Truppen den Befehl geschickt hatten, der Volksmenge keinen Widerstand entgegen zu setzen, war die Monarchie verloren: ihr aufwieglerisches Banquet hatte einen Aufstand hervorgerufen, und kleinmüthige Unterwerfung machte eine Revolution daraus. Noch

bevor das Wort Abdankung gesprochen war, gab das Eindringen der verschiedensten Personen in die Privatzimmer des Königs, in sein Kabinet selbst, als „Generale, Deputirte, Zeitungsschreiber, Subaltern-Offiziere der Armee und Nationalgarde, welche ihn mit „Nachrichten und Rathschlägen bestürmten, unterbrochen „durch entgegengesetzte Nachrichten und Rathschläge... (Lamartine, Theil **1.** S. **123**), schon einen augenfälligen Beweis, daß Ludwig Philipp nicht mehr König sei. Mitten in diesem Gewühl, welches nur zu gut ein Bild von dem unübersteigbaren Tumult außerhalb gab, unterschrieb der König seine Abdankung, als die einzige Möglichkeit, wenigstens einen Theil des Königthums zu erhalten, oder, was in diesem Augenblick noch dringender war, seiner Familie und seinen Freunden das Leben zu retten — welche ohne Vertheidigung in zwei oder drei Zimmern des Schlosses eingezwängt, ja vielleicht schon gefangen waren.

Lamartine beschreibt sehr ausführlich den Eifer und die Energie des braven Marschalls Bugeaud, wie dieser gesucht habe, den König zu ermuthigen und ihm vom Abdanken abzurathen: alle diese schönen Auftritte sind reine Erfindung, ohne den mindesten Grund. Der Marschall widersetzte sich der Abdankung nicht allein nicht, sondern sah den König auch nach der Revue am

Morgen, wo noch kein Mensch an eine Abdankung gedacht hatte, nicht wieder. Auf eine jener erdachten Vorstellungen gegen die Abdankung, welche noch nicht nothwendig geworden sei, antwortete, nach Herrn von Lamartine, der König: „— Ich weiß es, Marschall, „aber ich will nicht, daß noch länger meinetwegen „Blut fließe.“ Der König war von Person tapfer. „Dieser Ausspruch war also kein Vorwand, womit er „seine Flucht rechtfertigte, auch keine Feigheit. Diese „Worte müssen ein Trost in der Verbannung und für „die Geschichte ein Grund zur milden Beurtheilung „sein. Was Gott billigt, das soll der Mensch nicht „brandmarken.“ (S. 145.)

Wir zweifeln nicht, daß der König so fühlte; aber wir wiederholen es, eine ähnliche Unterhaltung kann nicht stattgefunden haben. Wir können demnach die scheinheilige Sprache, in die Lamartine seine Fabel kleidet, nicht unbemerkt lassen . . . als wenn jener Ausspruch der einzige Trost für die Verbannung des Königs wäre . . . der einzige Grund, welcher das Verdict hätte mildern können, das jener revolutionaire Hitzkopf aufzeichnet, bevor es ausgesprochen ist . . . als wenn jenes Gefühl Ludwig Philipps nicht schon in mehreren denkwürdigen Worten und Handlungen der Milde und Menschlichkeit während seiner Regierung hervorgetreten wäre.

Hofft Herr v. Lamartine, daß diese sentimentalen ehrenden Erwähnungen, dem Könige gegenüber, etwa die Gegenwart, oder doch die Zukunft milde stimmen und das Urtheil sanfter machen werden, welches über das Verbrechen und die Tollheit, deren Mitschuldiger, wenn nicht hauptsächlicher Anstifter er war, gesprochen ist? Es wird gewiß dem Könige kein Trost in der Verbannung sein, von demselben Manne in Schutz genommen zu werden, welcher Flocon und Caussidière in ein so günstiges Licht gestellt hat. —

Als der König seine Abdankung beschlossen hatte und sich an sein Büreau niederließ, um dieselbe abzufassen, sah er sich alsbald von einer Menge Zuschauer umgeben, deren Mehrzahl ihm unbekannt war, und welche aufmerksam jede Bewegung seiner Feder verfolgten. Einzelne riefen ihm auf rohe Weise zu: „Aber beeilen Sie sich doch, Sie machen zu lange; Sie können kein Ende finden.“ Andere, welche bemerkten, daß der Name der Herzogin von Orleans darin nicht erwähnt werde und der König die Regentschaft mit völligem Stillschweigen übergehe, sagten: „Nicht doch, so kann das nicht gehen; es ist nothwendig, daß Sie die Herzogin von Orleans zur Regentin erklären.“ Der König antwortete ernst: „Das werden Andere thun, wenn sie es nöthig glauben; ich

aber nicht; es ist gegen das Gesetz, und da ich, Gott sei Dank, noch keins verletzt habe, so werde ich nicht in solchem Augenblick damit anfangen."

Die Verwirrung war so groß, daß die Abdankungs-Acte aus den Händen des Königs gerissen wurde, bevor er eine Abschrift davon nehmen konnte ... und man kann nicht mit Bestimmtheit angeben, was aus dieser Urkunde geworden ist. Man hat gesagt, sie wäre in die Hände von Lagrange, des Helden der Metzelei auf dem Boulevard des Capucins, gefallen, welcher heute eins der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung ist. Herr v. Lamartine pflichtet dem bei und schmückt diese Vermuthung mit einigen seiner malerischen Ungenauigkeiten aus; wir haben aber gute Gründe, zu vermuthen ... wir sind fast überzeugt, daß jenes in Lagrange's Besitz gerathene Papier, welches ihm von Herrn Antony Thouret übergeben wurde, der damals sein College bei der „Reform" war und heute in der Kammer mit ihm sitzt, nur eine Abschrift, eine entstellte und ungenaue Abschrift des Originals war.

Der erste Gedanke des Königs war damals, die Herzogin von Verlegenheiten zu befreien, welche aus seiner Gegenwart in ihrer Nähe entspringen konnten. Er hoffte durch seine unverzügliche Abreise und blei-

bende Entfernung ihr die Möglichkeit zu geben, die Verdächtigung und den Haß, welche gegen ihn entstanden waren, zu zerstreuen, damit sie die Regentschaft auf den sichersten Grundlagen errichten könne.

Die Königin war Zeuge dieses Auftritts gewesen, „beunruhigt, aber würdig." Als die Abdankungsacte so dem Könige entrissen war, sagt Herr v. Lamartine, habe sie sich gegen Thiers gewendet und ausgerufen: „O, Sie haben nicht einen so guten König verdient. Seine einzige Rache ist es, vor seinen Feinden zu fliehen." (S. 146.) Die einzigen Worte der Königin, welche dem, der uns hier Mittheilungen gemacht, zu Ohren gekommen sind, waren diese: „Ihr habt sie — es wird Euch gereuen!" und diese Worte schienen an Diejenigen gerichtet, welche die Abdankung beschleunigt hatten, aber nicht vornämlich an Herrn Thiers.

Der Capitain Chamier behauptet mit einer unverzeihlichen Ungenauigkeit bei einem so wichtigen Punkt — besonders damals, wo Herr von Lamartine selbst ihn hätte berichtigen können — daß die Herzogin von Orleans in ihrem Zimmer vergessen und im Stich gelassen und daselbst erst von der Flucht des Königs benachrichtigt worden, als dieser schon abgereist gewesen sei (Th. 1. S. 63.). Dieser Irrthum und einige andere, welche hieraus entspringen, würden schwer mit

anderen Stellen in dem Buche des Capitain Chamier in Einklang zu bringen sein. Die Herzogin und ihre Kinder waren während des ganzen Morgens mit der übrigen Familie in dem Kabinet des Königs.

Als sie hörte, daß man sie zur Regentin vorschlage, und sah, wie sich der König zur Abreise anschickte ohne sie, warf sie sich in seine Arme und rief: „Ach! Sire, verlassen Sie mich nicht. Ich bin nur ein schwaches Weib, was werde ich ohne Ihre Rathschläge und Ihren Schutz thun?“ „Meine sehr geliebte Tochter“, sagte der König, sie umarmend: „Sie sind Ihren Kindern und Frankreich nothwendig . . . Sie müssen bleiben.“

Nicht ohne Mühe sich aus ihren Armen windend, verließ der König sie, von der unerwarteten Last einer Gewalt bedrückt, mit der jene gemischte Menge, wenigstens in diesem Augenblick, sie bekleiden zu wollen schien. In Wahrheit war der Rath zur Abdankung und der Vorschlag, die Herzogin zur Regentin und ihren Sohn zum König auszurufen, nur das Ergebniß einer Verschwörung von Revolutionairen, um die Abreise Ludwig Philipps zu beschleunigen. Wir wissen jetzt, daß eine provisorische Regierung schon in den Zeitungs = Redactions = Büreaus vorbereitet war.

In diesem Augenblick waren in dem Kabinet des Königs um diesen und die Königin ihre sämmtlichen in Paris anwesenden Kinder, Enkel und Schwiegerkinder versammelt, mit Ausnahme des Herzogs von Nemours, welcher an der Spitze der Truppen im Schloßhofe hielt, wo er durch eine feste Haltung das Eindringen der auf dem Carrousel-Platze versammelten Menge zu verhindern suchte.

Bei der Abwesenheit des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville, war der Herzog von Montpensier der einzige anwesende Sohn des Königs; Herr v. Lamartine schildert ihn als sehr ungeduldig, die Abdankung seines Vaters zu erhalten, während er aber, wie wir nicht zweifeln, sehr besorgt über die Gefahr war, welche über den Häuptern der königlichen Familie schwebte. Dieser Prinz hielt es auch mit Recht für seine erste Pflicht, dem König und der Königin zu folgen; da aber die Herzogin v. Montpensier in andern Umständen war, würde es gefährlich gewesen sein, sie den Auftritten, welche man bei einem Rückzuge durch die große Allee der Tuillerien erwarten konnte, auszusetzen. Der Herzog hatte gerade einen erprobten Freund zur Seite; diesem vertraute er seine Frau an und so gelangte sie zunächst in dessen in der Nähe des Schlosses gelegenes Haus, von da über Eu nach

Boulogne, und so den 28. nach England. Der Capitain Chamier thut überrascht über das scheinbare im Stich lassen der Herzogin von Montpensier; die persönliche Stellung aber des Herzogs und seine Pflicht als Sohn — der einzige anwesende noch dazu — zwangen diesen, den Rückzug des Königs, der Königin und der übrigen Familie ausführen zu helfen ... Die Blitzesschnelle und das Unvorherzusehende jener Ereignisse erklärten später, was an seinem Benehmen hatte auffallen können. —

Die junge Herzogin kam glücklich nach Eu, wo die ganze Familie gehofft hatte, sich vereinigen zu können; bei ihrer Ankunft aber waren der Adjutant des Herzogs, General Thierry, der sie begleitete, und ein benachbarter Edelmann, Herr Estancelin, vormaliger Schulfreund des Herzogs, der bei der Nachricht davon herbeigeeilt war, so beunruhigt durch das Gerücht, das Volk wolle das Schloß stürmen, daß diese Ihre Königl. Hoheit alsbald nach Boulogne aufbrechen ließen. Spät Abends kamen sie nach Abbeville; hier hielt das Volk, ohne bestimmt zu wissen, wer diese Reisenden sein könnten, in dem Glauben aber, es seien politische Flüchtlinge, den Wagen auf eine so drohende Weise an, daß die Herzogin und der General gezwungen waren, denselben zu verlassen. Sie flüchteten zu Fuß

in der Nacht quer durch die Stadt, und es gelang ihnen, einen Ausgang zu finden durch eine Seitenthür, welche man zum Glück für den Gebrauch der bei der Ausbesserung eines großen Thors beschäftigten Arbeiter offen gelassen hatte. Von hier aus gewannen sie, nicht ohne Schwierigkeiten, im Dunkeln tappend, auf sumpfigen Seitenwegen die Landstraße, wo sie noch zwei oder drei Stunden der Kälte und Feuchtigkeit ausgesetzt waren, bevor der Wagen sie antraf, der durch die Bemühungen des Herrn Estancelin endlich freie Bahn erhalten hatte und der sie nun nach Boulogne brachte. Bei diesem nächtlichen Abenteuer zeigte die junge Fürstin einen bewundernswerthen Muth, ja selbst Heiterkeit.

Wie es seine Gewohnheit ist, erdichtet Herr von Lamartine hierbei einige Umstände, denen wir nicht mehr Glauben schenken, als seiner schließlichen Angabe, die Herzogin habe sich nach Brüssel begeben, wo deren Gemahl sie erwartet habe. Während jener unter unsäglichen Beschwerden verbrachten Nacht, in dem Augenblick, wo sie vergeblich ihre Schuhe in dem Schmutz suchte, legt ihr Lamartine die Worte an den General Thierry in den Mund: „sie liebe mehr die Abenteuer, als die Einförmigkeit an dem runden Arbeitstisch in den heißen und prunkenden Sälen der

Tuilerieen."*) Wir nehmen aber dessen Zeugniß im Allgemeinen über die Gefahr an, in welcher die Familie überall geschwebt zu haben scheint, und besonders über die Unmenschlichkeit jenes Patrioten von Abbeville, welcher, die Bitten der Herren Estancelin und Thierry zurückweisend, der jungen Frau niederträchtiger Weise ein Obdach verweigert, ohne sich durch ihr Geschlecht, ihre Schwäche und ihren eigenthümlichen Zustand erweichen zu lassen. —

Der Herzog Alexander von Würtemberg und sein junges Kind, Philipp, die Waise der Prinzessin Marie, jener so vollendeten Tochter des Königs, „welche von den Künsten eben so beweint worden, wie von ihrem Vater," waren auch bei der Abreise des Königs gegenwärtig; sie schlugen einen andern Weg ein und gelangten sicher nach Deutschland. Lamartine behauptet die Flucht der königlichen Familie zu erleichtern gesucht, ja über sie gewacht zu haben; er spricht von seinen Befürchtungen in dieser Beziehung; vornämlich will er aber das Verdienst haben, diesem deutschen Prinzen Pässe gegeben zu haben, der gar keine Gefahr lief und der ohne andere Förmlichkeiten, als die ge-

*) Diese Worte, oder wenigstens die Gefühle, welche sie ausdrücken, stimmen wirklich mit dem überein, was man sich stets in Paris von der jungen, lebhaften Spanierin erzählt.

bräuchlichen, einen Paß durch die Vermittelung des Gesandten seiner Heimath erhielt; wir wüßten nicht, daß Herr von Lamartine irgend Jemandem einen Paß gegeben habe — König, Prinz, Edelmann oder Bürger — der dessen wirklich bedurft hätte. Vielleicht hat er keine Gelegenheit dazu gefunden. Wir wissen nicht, wie es hierum steht, aber das wissen wir bestimmt und werden es beweisen, je weiter wir in unserer Erzählung kommen: Weder die Flüchtlinge selbst, noch die Unterbeamten der neuen Regierung hatten irgend einen Grund zu glauben, daß Herr von Lamartine wünsche, ihre Flucht zu begünstigen. —

Der Rest der königlichen Familie verließ das Schloß nicht (wie man damals erzählte und wie es Lamartine und der Capitain Chamier irrthümlich wiederholt haben) durch einen unterirdischen Gang unter der Terrasse an der Wasserseite, sondern durch den großen Vorflur, und indem sie die Hauptallee nach dem Platz Ludwigs XV. einschlugen, wobei die sechs Enkel des Königs von Personen des Gefolges auf den Armen getragen wurden. Vor der Front, welche nach dem Garten zu liegt, stand ein starkes Detachement der Nationalgarde zu Pferde, welches der Adjutant des Königs, General Dumas, vorsichtigerweise dort postirt hatte, um den Ausgang zu beschützen. Als sie die königliche Familie

zu Fuß in ihrer Mitte erblickten, drückten diese Nationalgardisten ihre Sympathieen und Gefühle der Treue durch den Ruf: „Es lebe der König, es lebe die königliche Familie!“ aus.

Augenscheinlich hatte der König nicht erwartet, gezwungen zu werden, Frankreich zu verlassen. Er hatte nur seine Entfernung von Paris und dessen Umgebungen sich vorgenommen und glaubte, eine neue Regierung würde die Unruhen beschwichtigen und seine Abwesenheit hinreichen, um den Verdacht zu beseitigen, die Regentschaft sei nur ein Werkzeug in seinen Händen. Indem er der neuen Regierung dieses Opfer brachte, sah der König als Ziel seiner Reise das Schloß Eu in der Normandie an, seine Lieblings-Residenz, welche von ihm ausgebaut und verschönert worden war; hier, dachte er, würde er den Abend seines Lebens zubringen.

Um aus Paris zu kommen, mußte man nun aber nothwendigerweise die Richtung nach Saint-Cloud einschlagen, und sobald die Abdankung beschlossen war, scheint daher der Befehl gegeben worden zu sein, die Hofwagen an dem Gitter der Tuilerieen aufzustellen, welches an den Platz Ludwigs XV. stößt, und das noch den Namen von einer alten Drehbrücke pont tournant führt, die früher über die Gräben des Schlosses führte. Herr von Lamartine rühmt sich, und tausendfach ist es

wiederholt worden, daß seine Revolution ohne Gewalt und ohne einen Tropfen Bluts zu kosten, verlaufen sei. Dies ist eine freche Erdichtung, wie wir es schon gezeigt haben; hier müssen wir aber einer Mordthat erwähnen, einzig in ihrer Art freilich, die aber ein scheußliches Gemetzel zur Folge hätte haben können. In dem Augenblick, als die königlichen Wagen über den Carroussel-Platz fuhren, um den Bogen unter der großen Gallerie zu erreichen, wurden sie vom Pöbel angehalten: der Vorreiter wurde auf schreckliche Art ermordet, die Pferde getödtet und die Wagen selbst verbrannt, während die andern Bedienten flüchteten, um ihr Leben zu retten. Es beliebt Herrn von Lamartine, diese That mit Stillschweigen zu übergehen, indem er nur einige Ereignisse, welche die Folge davon waren, auf falsche Weise angiebt.

Der Herzog von Nemours, wir haben dies schon gesagt, befand sich auf dem Hofe der Tuilerieen, der von dem Carrousel-Platz durch ein hohes und starkes Gitter getrennt wird. Er hatte dort keinen Commandirenden gefunden und daher selbst den Befehl über Truppen übernommen, denen verboten war, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; er war aber von den Insurgenten factisch belagert und konnte mithin weder jene Beschimpfungen abwenden noch die Gefahr,

welche daraus für die königliche Familie entstand. Zum Glück blieben auf dem Hofe, und daher außer dem Bereich des Pöbels, zwei jener kleinen einspännigen Wagen, Brougham genannt, so wie auch ein Cabriolet zu zwei Plätzen, welche dem Hofstaate des Königs gehörten, zum Gebrauch für Adjutanten und andere dienstleistende Personen, welche Aufträge in der Stadt erhielten. Der Herzog hatte die Geistesgegenwart, zu überlegen, daß, wie unzureichend auch diese Wagen seien (sie waren nur zu zwei Personen eingerichtet), doch einige Glieder seiner Familie darin Platz finden möchten, und da nichts Besseres zur Hand war, ließ er sie über den noch frei gebliebenen Weg am Wasser nach dem Orte fahren, wo die Reisewagen hatten stehen sollen. *) Die königliche Familie kam jedoch schon früher als die Wagen dort an, und es war für dieselbe eine peinliche Ueberraschung, diejenigen nicht zu erblicken, welche dorthin beordert waren. Sie wurde in ein Gedränge verwickelt und mußte sich bis

*) Der Capitain Chamier spricht von einem einzelnen Wagen, der seit dem Morgen auf dem Platz Ludwigs XV. gehalten habe, und schließt daraus, daß man das erwartet, was wirklich eintraf. Dies ist ein vollständiger Irrthum. Nur so, wie wir es erzählt haben, hat es sich zugetragen, und dies ist von einiger Bedeutung, da es beweist, wie jene Ereignisse weder vorgesehen, noch deren Blitzesschnelle erwartet worden waren.

zum Fuße des Obelisken, in der Mitte des Platzes, Bahn brechen. Dieser Ort rief schreckliche Erinnerungen hervor, und wenn schon Grund genug zu Befürchtungen da gewesen war, so vermehrten sich diese jetzt.

Alle Veröffentlichungen der Revolutionsmänner, von einigen gutgesinnten Schriftstellern benutzt in Ermangelung von Besserem, zielen darauf ab, uns glauben zu machen, daß der König bei seiner Abreise und während seiner Flucht mehr Furcht gehabt habe, als nöthig gewesen sei, und daß das großherzige Volk kein Haar seines Hauptes würde berührt haben. Die Wahrheit ist, daß nicht allein der König, sondern Jedweder um ihn, selbst die unbetheiligten Zuschauer, von der furchtbaren Größe der Gefahr überzeugt waren; diese Stimmung ist auch durch alle ferneren Begebenheiten gerechtfertigt. Während der ganzen Krisis waren zahlreiche Mordthaten begangen worden, einige auf die feigste Art, und wenn die kleinen Wagen, welche so zur rechten Zeit von dem Herzog von Nemours geschickt wurden, nicht der königlichen Familie zu Hülfe gekommen wären, erregt es Schauder, an das schreckliche Unglück zu denken, welches hieraus hätte entstehen können. An jenem pont tournant selbst waren erst am Morgen drei Menschen niedergemetzelt worden,

unter Anderen ein Deputirter, Herr Jolivet. Der König und seine gesammte Umgebung wußten dies — obgleich erst nach einigen Tagen die Leichname unter einem Haufen von Trümmern hervorgezogen und hierdurch diese Schändlichkeiten allgemein bekannt wurden, zugleich aber auch die Gefahr gewürdigt ward, in der die königliche Familie auf dem Platze selbst, bei der Abwesenheit der Reisewagen, geschwebt hatte.

Wir können hier gleich hinzufügen, daß Herr von Lamartine selbst diese Gefahr anerkennt, indem er erzählt, daß, nachdem der König die kleinen Wagen bestiegen, einige Schüsse nach ihm abgefeuert worden seien, welche vor seinen Augen zwei Personen seines Gefolges tödteten. Glücklicherweise wurde dieser Vorfall nicht von der königlichen Familie bemerkt. Etwas weiter hin sagt Herr v. Lamartine, indem er seinen persönlichen Muth recht anschaulich machen will, den er seinem Freunde, dem Pöbel, gegenüber gezeigt habe, als die provisorische Regierung sich von der Kammer nach dem Rathhause begab:

„Das Steinpflaster war von Schmutz und Blut „schlüpfrig geworden, hier und dort lagen Leichname „und todte Pferde, welche die Spitze des Zuges „auszubiegen zwangen."

All dies Blut war vergossen, all diese Menschen

getödtet worden entweder vor oder nach der Flucht des Königs, der von jenem blutigen Anblick nur durch die Concordien-Brücke und die daselbst aufgestellten Truppen getrennt war. Das Aussehen des Pöbels, selbst nachdem er einigermaßen durch die Abreise des Königs und das Verwerfen der Regentschaft besänftigt war, wird von Lamartine in folgender Art beschrieben:

„Lamartine, Dupont von der Eure, Arago und die „anderen Glieder der provisorischen Regierung, bald „vereint, bald getrennt durch die unwillkürlichen, „krampfhaften und unwiderstehlichen Bewegungen die-„ses Gewoges, schritten so, hin und herlavirend, dem „Palast zu, mitten unter Piken, rostigen Gewehren, „Säbeln, an lange Stöcke befestigten Bayonnetten, großen „Messern und Dolchen, welche über ihrem Haupte von „nackten, mit Pulver und Blut befleckten Armen ge-„schwungen wurden, die noch von dem Fieber der drei „Kampftage zitterten. Der Anzug dieser Leute war „abschreckend, die Gesichter blaß; bis zum Wahnsinn „erregt, zitterten ihre Lippen vor Kälte und Leiden-„schaft. Die Augen sahen stier, wie bei der Tollheit.“ (Lam. S. 232. u. 233.)

Unsere Leser werden urtheilen, ob bei jener Lage der Dinge Grund zu Befürchtungen um die königliche Familie, besonders aber um die Person des Königs,

war, dessen Leben von Meuchelmördern *) so oft nachgestellt worden, und der ganz besonders der Gegenstand des Hasses all der Tausende von Verschwörern und Meuterern war, die in diesem Augenblick bis zu jenem Grad von „krampfhaftem Wahnwitz und triumphirender Tollheit" aufgeregt waren, der selbst ihren Chef und ihr Idol mit Schrecken erfüllte. Wir bezweifeln sehr, daß die provisorische Regierung sich beeilt haben würde, einen Anfall auf den König zu bestrafen, wenn wir die Hast sehen, mit der sie die alten Verbrecher belohnte, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten. Bergeron, der erste, der auf den König geschossen, als dieser im Jahre 1832 zur Kammer fuhr, wurde er nicht zum Commissarius der provisorischen Regierung für zwei Departements ernannt? Die Wittwe Pepin's, der als Mitschuldiger Fieschi's hin-

*) Es ist der Mühe werth, all die auf das Leben des Königs gerichteten Attentate namhaft zu machen; mehrere sind im Publikum unbekannt geblieben:

Bergeron, auf der Königs-Brücke, December 1832;
Fieschi, auf den Boulevards, Juli 1835;
Alibaud, auf dem Hof der Tuilerien, Juni 1836;
Meunier, December 1836;
Champion, mit der Höllenmaschine, Quai der Conferenz, 1837;
Darmès, in der Nähe der Concordien-Brücke, October 1841;
Quenisset, welcher auf die drei Prinzen schoß, September 1841;
Lecomte, Fontainebleau, August 1846;
Henri, auf dem Balkon der Tuilerieen, Juli 1847.

gerichtet worden war, wurde sie nicht von dem Comité für Volks-Belohnungen als eine Person empfohlen, welche Anspruch auf eine Pension habe?

Selbst wenn aber der aufgestandene Pöbel sich weniger roh gezeigt hätte, kann man nicht ohne Schauder an die Lage eines Mannes von 75 Jahren und die von 12 Frauen und Kindern denken, wie sie in dem Gewühl gedrängt und hin und her gestoßen wurden, wo der geringste Zufall die beklagenswertheste Katastrophe zur Folge haben konnte. Nach menschlicher Berechnung wäre eine solche eingetreten, blieb der König in den Tuilerien, ja, selbst noch auf dem Platze Ludwigs XV., ohne den Schutz einer so zur rechten Zeit vom General Dumas herbeigeholten Cavallerie-Abtheilung und eines noch bedeutenderen Truppen-Corps, welches an dem Flusse und auf der Brücke wie von der Vorsehung aufgestellt war, um den Rückzug Seiner Majestät zu beschützen. So war es den kleinen Wagen möglich geworden, durch die Menge nach jenem Orte zu gelangen, wo die hohen Flüchtlinge, allerhand Zufällen und Gefahren ausgesetzt, warteten.

In diesen Wagen — welche, wir wiederholen es, im Ganzen sechs Personen aufnehmen konnten — wurden funfzehn fortgeschafft, wir wissen wirklich nicht,

wie dies möglich geworden ist. In den einen stiegen der König und die Königin mit den beiden Prinzen von Coburg, Söhnen ihrer Tochter Clementine, und der kleine Herzog von Alençon (Sohn des Herzogs von Nemours), welcher wie ein Packet den Anderen nachgeworfen wurde. In den zweiten setzte sich die Herzogin von Nemours („Grazie und Schönheit", sagt Herr von Lamartine bei einer Familie, wo diese nicht fehlten) mit ihrem ältesten Sohn und ihrer Tochter, der Tochter der Prinzessin Clementine und drei Frauen ihres Gefolges. Der Herzog von Montpensier, der General Dumas und eine Kammerfrau der Königin füllten das Cabriolet; außer diesen Personen nahmen zwei oder drei andere, so gut sie konnten, neben den Kutschern Platz. Die Prinzessin Clementine, hocherfreut, ihre Kinder außer Gefahr zu wissen, gab ihrem Gatten den Arm, drängte sich so durch die Menge nach der Wohnung eines Freundes und von hier aus fuhren Beide mit der Eisenbahn nach Versailles und holten den König in Trianon ein.

Diese Ueberhäufung von Begebenheiten in einem Zeitraum von 15 oder 20 Minuten war wohl hinreichend, den Muth des Wackersten zu erschüttern und den Stärksten zu verwirren; aber kein Glied der Familie verlor auch nur einen Augenblick seine Geistes-

gegenwart. Es ist nicht wahr, was Herr von Lamartine und Capitain Chamier behaupten, daß die Königin in Ohnmacht gefallen und bewußtlos vom Könige nach dem Wagen getragen worden sei. *) Im Gegentheil war sie es, welche die Kinder darein setzte, indem sie ungewählt unter den kleinen Prinzen diejenigen nahm, welche ihr zunächst standen. Der König behielt seine ruhige und umsichtige Kaltblütigkeit und trug durch einige Worte an jeden von Denjenigen, die er verlassen mußte, zu dem gedeihlichen Ende bei, welches per varios casus et per tot discrimina rerum die ganze Familie an sicherer Stätte zusammenführte.

Der General Berthois, dienstthuender Adjutant des Königs, — hatte ein Detaschement Cavallerie mit sich genommen, womit er die Wagen zu begleiten gedachte; er wurde aber angehalten, vom Pferde gerissen und vom Pöbel mißhandelt; seine Rettung verdankt er den energischen Bemühungen einiger wohlgesinnteren Leute. Der General Rumigny, auch Adjutant des Königs, und der Capitain von Pauligue, Ordonnanz-Offizier, waren glücklicher als Herr von Berthois und erreichten

*) Lamartine sagt: „Die Kräfte, durch die lange Krisis übermäßig angespannt, verließen die Königin, als sie in die freie Luft kam. Sie schluchzte, schwankte und stolperte zuletzt, so daß der König sie aufheben und in den Wagen tragen mußte.“ (1. Theil S. 149.)

Saint-Cloud. — Hr. v. Rumigny mit der Post und Hr. v. Pauligue auf einem Schwadrons-Pferd mitten unter der übrigen Escorte. — Die drei kleinen Wagen, in denen wunderbarerweise so viele hohe Personen Platz gefunden, fuhren nun bald ab. Der General Regnault St. Jean-d'Angely, welcher die auf dem Platze aufgestellte Cavallerie-Brigade commandirte, führte die Escorte des Königs an, bestehend aus dem 2ten Cürassier-Regiment unter Oberst Reibel und einer Abtheilung Nationalgarde zu Pferde. Diese Truppen umgaben die Wagen vollständig, so daß sie nicht leicht zu bemerken waren. Kaum einige hundert Schritte weit gekommen, zeigte sich die Nothwendigkeit dieser Verwendung von Kräften zur Bedeckung des Königs. Vor der Invaliden-Brücke schien der Pöbel, welcher das Wachgebäude geplündert und in Brand gesteckt hatte, Lust zu haben, die Wagen anzuhalten; aber die Haltung jener Cavallerie schüchterte ihn so ein und imponirte ihm dermaßen, daß er zurückwich, ohne auch nur einen Schuß zu thun. Die Wache an dem Schlagbaum von Passy, obgleich aus den verschiedenartigsten Leuten bestehend, präsentirte lautlos das Gewehr. Die Escorte ging aber nicht weiter, als bis Saint-Cloud, und als hier der König, bevor er das Schloß verließ, auf den Hof herunter kam, um von den Truppen Ab-

schied zu nehmen, zeigten dieselben eine warme Anhänglichkeit, die sehr gegen die am Morgen von der Nationalgarde gezeigte Stimmung abstach, als diese bei den Tuilerieen vorbeidefilirte. — Dieselbe Betrachtung, welche aus entgegengesetzten Gründen bei Herrn von Lamartine entstanden war, nämlich, daß Saint-Cloud zu nah' bei Paris liege, — stieg in dem Könige auf. Lamartine dachte, daß diese Nachbarschaft die Republik bedrohen könne; — der König, welcher das Wort Republik noch nicht gehört hatte, glaubte so der Regentschaft Verlegenheiten zu bereiten und zog es daher unter allen Umständen vor, sich gleich nach dem vermeintlichen Ziel seiner Reise, dem Schlosse Eu, zu begeben. Wie aber dorthin gelangen, ohne Wagen und ohne Geld? Die Abreise war so schnell vor sich gegangen, daß man nicht im Geringsten an alles Das gedacht hatte, was im gewöhnlichen Leben vor einer Reise geordnet zu werden pflegt. Für Alle war kein Geld weiter da, als die geringen Summen, die Jeder gewöhnlich bei sich führt. Die Börse der Königin, meist reichlicher gefüllt, um die möglichen Ansprüche an ihre bekannte Mildthätigkeit zu befriedigen, war daher die schwerste; sie enthielt einige zwanzig Frankenstücke. Neben diesen materiellen Schwierigkeiten gab es aber andere, noch weit ernstlichere. Alle Posten waren unterbrochen, die

Eisenbahnen an vielen Stellen aufgerissen; übrigens wäre es nicht einmal möglich gewesen, die beiden Bahnen, welche in der Nähe von Eu vorbeigehen, weder die nach Rouen, noch die nach Abbeville zu erreichen, ohne Gegenden zu berühren, die von dem feindseligen Geiste zu Paris angesteckt waren. Bei diesen Schwierigkeiten sah der König wohl ein, daß er nicht in Saint-Cloud bleiben könne, ohne von dem Pariser Pöbel beunruhigt zu werden; er hätte sich daher in die Feste des Mont-Valerien werfen können, die am leichtesten von all den berühmten detaschirten Forts zu vertheidigen war, und hier in Sicherheit so lange verweilen, als er gewollt. Dieser Plan aber, selbst wenn er ihn einen Augenblick gehegt hätte, würde von ihm, als zu sehr den Schein einer Herausforderung tragend, verworfen worden sein. Es wurde endlich beschlossen, bis nach Trianon zu reisen, welches, obgleich zu dem prachtvollen Schlosse von Versailles gehörend, durch seine zurückgezogene Lage und die weitere Entfernung mehr als Saint-Cloud vor dem revolutionären Vulkan, der in der Hauptstadt zum Ausbruch gekommen war, zu schützen schien. Der General Dumas miethete zu Saint-Cloud zwei Omnibus, welche die Königliche Familie nach Trianon brachten. — Trianon aber war noch zu nahe an Paris; dicht bei Versailles, wo

keine Truppen standen, da die ganze Garnison in Paris war, bot es auch keine Mittel dar, um die Reise nach Eu fortzusetzen. Der General Dumas wurde daher nach Versailles geschickt, wo er zwei geräumige Kutschen miethete.

Bei einem guten Freunde erhielt er auch die Summe von 1200 Franken geborgt. Diese Hülfe, so gering sie auch sein mochte, war in diesem Augenblick dringend nöthig, obschon sie nicht alle Schwierigkeiten heben konnte, welche der Reise bis zum vorgesetzten Ziel, dem Schlosse Eu, sich entgegen stellten. Es lag auf der Hand, daß, wenn die ganze Königliche Familie vereint weiter reiste, sie nicht nur ihr Incognito nicht bewahren konnte, sondern daß sie auch auf den Seitenwegen, wegen Mangels an Pferden, oft Aufenthalt erleiden würde. Unumgänglich nöthig wurde es daher, sich zu trennen und sich in die Gefahren zu theilen. Man hoffte, daß wenn auch für den König persönlich zu fürchten, dies doch nicht bei den Frauen und Kindern der Fall sei, selbst wenn sie auf dem Rückzuge angehalten würden. Eine Kutsche wurde daher für die Prinzessin Clementine, ihren Gemahl, den Prinzen August von Sachsen-Coburg, und ihre drei Kinder, sowie für die kleine Tochter des Herzogs von Nemours, die Prinzessin Margarethe, bestimmt, welche

von Dr. Pigache und Madame Angelet begleitet werden sollten. Der Präfect von Versailles, Hr. Aubernon, übernahm die Leitung derselben und mit solchem Erfolge, daß er unangefochten nach Eu und von dort nach Boulogne gelangte. Es war zu Boulogne, am Bord des Packetbootes, wo obige Personen dem Herzog von Nemours begegneten, welcher direct von Paris gekommen war und mit dem sie am Sonntag den 27. Februar zu Folkestone landeten.

Die anderen Glieder der königlichen Familie nahmen die zweite Kutsche und einen der Omnibus ein, welche sie nach Dreux brachten. Dort besitzt der König einen alten Thurm, der, nach einigen Archäologen, noch vor der Zeit der römischen Einfälle in Frankreich erbaut sein soll, und die Ueberbleibsel des alten Schlosses zu Dreux. Dieses hatte er ausbauen und einrichten lassen, um auf kurze Zeit dort sich aufhalten zu können, gleichsam wie an einer geheiligten Stätte, nah bei der von ihm inmitten dieser Ruinen erbauten Kapelle, welche die Stelle der während der Revolution zerstörten einnahm. Früher nur die Grabstätte seiner mütterlichen Ahnen, war diese Kapelle neuerdings auch für seine eigene Familie benutzt worden; dort war seine Schwester, die treue Begleiterin und Freundin in seinem an Wechselfällen so reichen Leben, begraben, —

sein geliebter Sohn, die Hoffnung seines Alters und sein muthmaßlicher Erbe, — seine so vollendete Tochter, die seine Dynastie auch unter den Künsten berühmt gemacht hatte. Nach dieser wenig glänzenden Residenz, die trüben Erinnerungen gewidmet war, kam er in einem Miethswagen, in finsterer Mitternacht, „die Monarchie zu Grabe tragend“, wie Mirabeau auf seinem Sterbebette sagte. Bieten die Annalen der Geschichte ein ähnliches Beispiel der Schläge des Schicksals? Welcher Wechsel! Als König in dem glänzenden Schlosse der Tuilerieen gefrühstückt zu haben und zu Abend als Verbannter im Schlosse zu Dreux zu speisen; auf einem reich gezäumten Pferde die Revue auf dem Carrousel-Platze abgenommen haben, und in einem Omnibus von Saint-Cloud reisen; — für den reichsten Souverain in Europa gehalten und nun gezwungen sein, 1200 Franken zu borgen; — aufgestanden zu sein in dem Palast seiner Vorfahren, im vollen Besitz der Gewalt, und sich als Flüchtling bei den Gräbern seiner Kinder verstecken zu müssen! —

Frühzeitig am Morgen des 25. Februar, noch ehe der König sein Bett in Dreux verlassen hatte, kam von Paris die Nachricht, daß die Regentschaft gescheitert und die Republik ausgerufen sei — daß der junge König, sein Bruder und die beiden Regenten von der

Volksmenge fortgerissen worden seien, ohne daß Jemand wisse, was aus ihnen geworden.

Wir sind herzlich froh, hier der großherzigen Hingebung des Herzogs von Nemours Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, die ihn einige Zeit dem Vorwurf ausgesetzt hat, nicht allein seine Frau und Kinder, sondern auch seine Eltern im Stich gelassen zu haben. In Wahrheit hat kein Mensch jemals ein größeres Opfer gebracht, als der Herzog von Nemours bei dieser Gelegenheit. Alle seine persönlichen Gefühle setzte er bei Seite. Nach dem frühzeitigen Tode des Herzogs von Orleans, seines Bruders, hatte ein Gesetz ihn zum künftigen Regenten bestimmt. Während die Abdankung berathen wurde, stand er an der Spitze von Truppen, deren Haltung, wie wir schon gezeigt haben, das Schloß vor dem Sturm des Volkes schützte. Hier blieb er mit derselben Entschlossenheit bis nach der Abreise des Königs. Als die Herzogin von Orleans mit dem neuen König und den neuernannten Ministern sich nach der Kammer begab, um ihre Autorität anerkennen zu lassen, sah der Herzog von Nemours ein, daß seine Pflichten als Militair aufhörten, und die, welche das Gesetz ihm als Regenten des Königreichs auferlegt hatten, anfingen: an ihm war es, die Rechte seines Neffen zu beschützen. Er fühlte,

wohl, daß seine Lage etwas Abnormes habe; gern hätte er durch die Gesetzgebung davon befreit sein mögen; als Mann von Ehre aber, und als einer der ersten Würdenträger der Monarchie, war er entschlossen, allen Verpflichtungen nachzukommen, welche ihm gegen den jungen König und dessen Mutter auferlegt waren.

Wir haben schon zahlreiche Berichte über die Auftritte in der Deputirtenkammer während der Anwesenheit der Herzogin von Orleans und des Herzogs von Nemours gesehen; Herr von Lamartine giebt sie in seiner poetischen Weise wieder, ohne daß sie aber diesmal dadurch ihre Richtigkeit einbüßten. Eine oder zwei Stellen in seiner Erzählung gewähren durch jüngst Vorgekommenes besonderes Interesse.

Bei dem letzten Jahrestage der Revolution von 1848 — am 23. Februar 1850 — hat Herr Thiers in der National-Versammlung von der Tribüne herab, vielleicht nicht sehr consequent, aber mit viel Beredtsamkeit, Muth und Wahrheit über die Februartage das Urtheil gesprochen: schreckliche und unheilbringende gewesen zu sein. Diese kühnen und offenen Worte — die ersten, die man seit zwei Jahren in Frankreich gehört, — geben die Gefühle aller Derer wieder, die in der öffentlichen Meinung einige Geltung haben, und sie werden wahrscheinlich von wichtigen

Folgen sein; eine unmittelbare und bedeutsame war es, daß durch sie Herr von Lamartine wieder auf die Tribüne gezaubert wurde, und ihn bewog, nach zwanzigmonatlichem Schweigen auf's neue für das Glorreiche jener Tage in die Schranken zu treten.

Wenn er in Bezug auf den Antheil, den er persönlich daran genommen, gesagt hätte, daß sie an eitlem Ruhm reich gewesen, würde er Recht gehabt haben. Um zurückzurufen, daß sie nicht allein schrecklich und verhängnißvoll, sondern auch schmachvoll gewesen sind, lohnt es sich, einige Stellen aus der Schilderung Lamartine's über das Entstehen der Republik zu erwähnen. Seiner charakteristischen Einbildungskraft zufolge glaubt er, deren Vater zu sein, während er in der That höchstens als ihr Geburtshelfer betrachtet werden kann.

Die Kammer war gestürmt und der Raum mit einer Menge angefüllt worden, die Lamartine selbst „eine Kanaille von abgerissenen Vagabunden, die abenteuerlich bewaffnet waren,“ nennt. Die Herzogin von Orleans, ihre Kinder und der Herzog von Nemours sitzen auf einer der letzten Bänke, dem Präsidenten gegenüber. Lamartine steht auf der Tribüne; er verwirft die Regentschaft (die er noch so eben als Parteiglied vertheidigt hatte), und schlägt eine provisorische

Regierung vor, eine aufrührerische Rede haltend, die von den „abgerissenen Herumstreichern" um ihn mit dem größten Beifall aufgenommen wird: „Ja, ja!" rufen die vom Kampf Berauschten, indem sie ihre Fahnen schwenken, ihre Waffen erheben und auf die Spuren von Blut und Pulver an ihren Händen zeigen." (Lamartine, Th. 1. S. 208.)

Als Zweiter neben Lamartine, wenn nicht der Erste unter den ausgeschriebenen Rathsherrn dieses so seltsamlich umgewandelten Senats stand: — „ein Fleischergeselle, dessen Anzug mit Blut befleckt war und der ein langes Messer schwenkte."

Dieser Fleischergeselle hatte sich gerade unter die Tribüne gestellt und man hätte ihn für Lamartine's Leibwächter halten können, — obgleich wir den Redner von jeder absichtlichen Gemeinschaft mit demselben freisprechen. — Mehr als einmal stürzte er mit seinem Messer auf die Stufen zu, welche zu der Bank der Herzogin von Orleans führten, „um ein Ende zu machen", murmelte er zwischen den Zähnen. Es war nöthig, daß Deputirte ihm den Weg versperrten und ihn mit dem Ausdruck der Entrüstung zurückstießen. (Lam. Th. 1. S. 200).

Herr von Lamartine geht in einem Anfall von Ruhmsucht und Tollheit, der uns in Erstaunen setzt,

so weit, zu behaupten, daß, wenn er nur ein Wort gesagt oder mit seinem mächtigen Finger auf die Herzogin gedeutet hätte, sie als Regentin proklamirend, die Revolution sich vor ihr gebeugt haben würde. Wenn Lamartine eine solche Autorität zu haben glaubte, dann müssen, seinem eigenen Geständniß zufolge, alle Verbrechen und alles Elend, was später entstand, auf sein Haupt fallen. Was uns betrifft, so geben wir die Verantwortlichkeit zu, bezweifeln aber sehr seinen vermeintlichen Einfluß. Ohne Zweifel konnte er der Schande entgehen, zu der Verbreitung jener schrecklichen Feuersbrunst beigetragen zu haben, aber es war zu spät, sie zu hemmen oder auch nur ihren Verwüstungen Einhalt zu thun, denn, während er sein Rednertalent bewundern ließ — das damals, seiner Meinung nach, im Stande war, ganz nach seinem Willen über die Geschicke Frankreichs zu bestimmen, — wurden die Thüren des Hauses durch einen erneuten Einbruch entweiht. Diesmal, sagt er, war es die wirkliche Armee der Insurgenten, von welcher der Fleischergeselle und die übrigen abgerissenen Vagabunden nur eine Vorhut gewesen waren; sie bestand aus: — „Dreihundert Mann ungefähr, die von den Tuile„rieen, nach Erstürmung derselben, herkamen; alle sind „erhitzt von den drei Kampftagen, einige berauscht von

„Pulverdampf und den raschen Bewegungen; sie ha„ben so eben den Concordien=Platz überschritten unter „den Augen von Generalen, welche ihnen den Durch„zug durch die Truppen gestattet. Angekommen an „dem äußern Thor des Kammergebäudes, sind sie auf „ein Zeichen des Herrn Marrast, von ihren Camera„den ins Innere eingelassen worden." (Marrast, seitdem besonders hervorragend, war damals nur Zeitungsschreiber einer Partei und ein unbeachteter Verschwörer.) „Geleitet von Helfershelfern, welche die „geheimen Zugänge zum Sitzungssaale kennen, erdrücken „sie sich fast in den engen Gängen und stürzen sich „auf die Tribüne der Zuhörer, indem sie das gräß„lichste Wuthgeschrei ausstoßen. Ihre zerrissenen Jacken, „ihr offenes Hemde, ihre nackten Arme und geballten „Fäuste, ähnlich Keulen von Muskeln, ihr wildes „Haar, theils versengt, ihre vom Delirium der Revo„lution erregten Gesichter, ihre Augen, staunend über „den ihnen unbekannten Anblick dieses Saales, wo sie „von oben herab auf Tausende von Köpfen sahen; „alles beweist, daß es die Feuerarbeiter sind, welche der „letzten Zufluchtsstätte des Königthums den letzten Stoß „geben wollen. Sie steigen über die Bänke, stoßen, „was ihnen im Wege ist, zurück, erdrücken die Zuhörer „auf den Tribünen; mit einer Hand erheben sie ihre

„Fahnen oder Mützen, mit der andern schwingen sie „eine Angriffswaffe, Pike, Bajonett, Säbel, Gewehr, „Eisenstange. „Nieder mit der Regentschaft, es lebe die „Republik, nieder mit den Verräthern!“ Von diesem Ge„schrei erbeben die Mauern.“ (Lam. Th. 1. S. 211 u. 212)

Dennoch aber ist der Mann, welcher diesen Auftritt beschrieben hat, eitel genug, um zu behaupten, daß einige Worte seines sentimentalen Geschwätzes, eine Viertelstunde zuvor an die Deputirten gerichtet, die Revolution beendigt und die Regentschaft gesichert haben würden! Wir zweifeln nicht, daß die Versammlung auf seiner Seite gewesen sein würde, da beinahe alle Deputirte schon mit ihm einverstanden waren; aber seine schönen Redensarten würden nicht den Sieg des Pöbels aufgehalten, noch auch die aufrührerischen Zeitungsschreiber befriedigt haben, welche wenige Stunden zuvor die Republik ausgerufen, und eine provisorische Regierung ernannt hatten.

Vollständige Anarchie war eingetreten und eine Metzelei schien bevorzustehen. Neue Insurgenten stürzen in den Sitzungssaal — wie in die Bresche einer mit Sturm genommenen Festung, — ihre Waffen, ihre Geberden, ihr wüthendes Geschrei: „Wo ist Sie? wo ist Sie?“ bekunden ihre letzte und verbrecherische Absicht. (Lam. Th. 1. S. 213.)

Kurz, sie wollten die Herzogin ermorden. Bei diesen Ausrufungen, den Geberden derjenigen, welche auf den Platz zeigten, wo der Herzog von Nemours die Herzogin von Orleans und ihre Kinder von einer Gruppe Deputirter, die noch von Gefühlen der Menschlichkeit und Ehre beseelt waren, umgeben, saßen, konnte man nicht mehr anstehn, den unmittelbaren Rückzug als das einzige Mittel anzusehn, welche jene vor einer fürchterlichen Katastrophe bewahren konnte, und dennoch war auch dieses nicht ohne die größte Gefahr.

Wir werden hier einige der hauptsächlichsten Begebenheiten aus der Erzählung Lamartine's wiedergeben, der während des Tumults auf der Rednerbühne geblieben zu sein scheint, als wenn er nur eine Pause in seiner Rede mache; mit jener Ruhe und Würde, welche Leute von geringerem Selbstgefühl, als Herr von Lamartine, beibehalten, wenn sie die Gefahren Anderer betrachten, besonders wenn sie dieselben selbst verursacht haben und ihren eigenen Vortheil dabei sehn.

„Die Herzogin wird aus dem Saale fortgeführt; „mit ihrem kleinen Gefolge und ihren Kindern geräth „sie mitten in das Gewühl der Eingedrungenen, die „im Innern der Säle und Tribünen nicht mehr Platz „gefunden haben; mit Mühe entkömmt sie der Be-

„schimpfung, dem Tode, Dank ihrem Geschlecht und „ihrem Schleier, der verhindert, daß man sie erkennt" (das heißt, wenn man sie erkannt hätte, würde sie, trotz ihres Geschlechts, niedergestoßen worden sein), „und „Dank den Armen einiger Deputirten, unter denen „Herr von Mornay (Schwiegersohn des Marschalls „Soult) nochmal bemerkt wird. Durch das Wogen „der Menge jedoch von ihren Kindern und dem Her„zoge von Nemours getrennt, gelangt sie allein mit „ihren Beschützern quer durch die Insurgenten nach „der Treppe, welche zu dem Erholungssaal führt. — „Dort wird sie von einer andern Volksmenge umge„ben, die sie fortreißt und von einer Mauer zur andern „drängt, wie ein Wrack bei einem Sturm; endlich wird „sie gegen eine Glasthür, halb erdrückt und beinahe „ohnmächtig, geworfen, und die Scheiben zertrümmern „unter der Last ihres zarten Körpers. Zu sich ge„kommen, erblickt sie ihre Kinder nicht mehr; sie ruft „nach ihnen, man verspricht, ihr dieselben zu bringen, „und sucht sie unter den Füßen der Menge."

„Während dieser Zeit gelingt es einigen Freunden, „sich um die Herzogin zu stellen; man öffnet eine der „Glasthüren, welche an den Garten des Präsidenten „der Kammer stoßen und führt sie durch denselben nach „dem Palast des Präsidenten, um dort ihre Kinder

„und ihr weiteres Geschick zu erwarten. — Der Graf „von Paris, seiner Mutter in dem Tumult entrissen „und der Menge als der künftige König bezeichnet, „war von einem Menschen von kolossaler Statur an „der Gurgel ergriffen worden: die ungeheure und ner„vige Hand des Wahnsinnigen erdrückte fast das arme „Kind, indem sie, ein widriges Spiel treibend, die „Geberde des Erwürgens machte. Ein Nationalgardist, „welcher das Kind suchte, Zeuge dieser scheußlichen „Entweihung, schlug mit der ganzen Kraft seiner Faust „den Arm jenes herzlosen Menschen nieder, entriß ihm „den jungen Prinzen und brachte diesen zitternd und „ganz beschmutzt seiner Mutter, die in Thränen aus„brach, als sie ihren Sohn wieder umarmen konnte.“ (Lam. Th. 1. S. 214. und 215.)

Diese Stelle gewährt ein charakteristisches Beispiel des Styls, in dem Lamartine sein ganzes Werk hindurch seine schönen Gefühle mit den brutalen Handlungen seiner damaligen Genossen in Einklang zu bringen sucht. Hier macht er sich breit mit seiner großmüthigen Gesinnung, indem er eine abscheuliche That verdammt und sie eine fluchwürdige Entheiligung nennt — die Absicht eines Mordes, — und gleich darauf gefällt es ihm, willkürlich anzunehmen, daß es nur ein Scherz gewesen sei, ein widriges Spiel!

Der andre kleine Prinz, der Herzog von Chartres, war auf dem Flur der Kammer hingefallen; und dadurch von seinen Verwandten getrennt, gerieth er unter die Füße der Menge, „bei deren Lärm man sein Angstgeschrei nicht hören konnte.“ Diejenigen, welche es übernommen hatten, die Herzogin zu beschützen, glaubten, daß es gefahrvoll für das Leben, sowohl dieser, als ihres ältesten Sohnes sein würde, wenn man sich damit aufhalte, den Herzog von Chartres zu suchen, und zogen daher die verzweifelnde Mutter mit sich fort. Wirklich riß der Strom von Menschen alles unaufhaltsam fort; das Kind kam wunderbarer Weise glücklich davon, bis auf wenige unbedeutende Quetschungen; ein Diener der Kammer (Hr. Lipmann), hob es auf und nahm es mit sich nach seiner an das Kammergebäude anstoßenden Wohnung. Nachdem er den kleinen Herzog wie ein Kind aus den niederen Ständen angekleidet hatte, brachte er ihn an Herrn und Frau von Mornay, welche ihn bei einer armen Frau unterbrachten, die in einem Hause nahe bei dem ihrigen wohnte, in welchem letzteren, wie es scheint, sie den Knaben nicht zu behalten wagten. Dort blieb dieser nun zwei Tage, während seine Mutter nicht wußte, was aus ihm geworden war, denn Herr von Mornay konnte es ihr nicht sagen, da auch sie versteckt war.

Die Herzogin hatte glücklich das Haus des Präsidenten erreicht, wie auch der Graf von Paris; man glaubte aber, daß es Gefahr bringen könnte, wenn sie auch nur so lange dort verweilte, bis man den jungen Herzog von Chartres aufgesucht und ihr wiedergebracht haben würde. Sie wurde daher auch bald wieder fortgeführt und in dem Invaliden-Hotel, in den Zimmern des Gouverneurs, untergebracht. Hier, sollte man glauben, hätten wenigstens die Waise und die Wittwe, welche, wie Lamartine oft wiederholt, nur durch ihren Rang, ihre Schönheit, ihr Unglück und ihre Tugenden bekannt war, für eine Nacht eine Zufluchtsstätte finden können. Doch, nein! Lamartine scheint bei der Erzählung dieses Umstandes sich geflissentlich leerer und geheimnißvoller Ausdrücke zu bedienen:

„Der Marschall Molitor hatte seit einigen Stunden „in seine Zimmer die Herzogin, den Grafen von Paris „und den Herzog von Nemours aufgenommen; krank „und verwirrt bei dem Gedanken an die Möglichkeit „einer Verantwortung, gab jener alte Soldat Zweifel „über die Stimmung der Invaliden und die Sicherheit „dieser Zufluchtsstätte zu erkennen und erschütterte da„durch tief das Zutrauen der Herzogin und ihrer Freunde.

„Während der Marschall Vorbereitung zu einem „Mittagessen für seine Gäste treffen ließ und die Freunde

„um sie herum sich beriethen, beschloß die Herzogin, „da sie ohne Unterlaß das Bild der Gefangenen im „Temple vor Augen hatte, nebst dem ihres Sohnes „in den Händen eines zweiten Simon, auch nicht eine „Stunde länger im Invaliden-Hotel zu bleiben.“

Herr von Lamartine behauptet, daß der brave alte Marschall in Angst gerathen sei und seinen Gästen zu verstehn gegeben habe, sie möchten anderswo hin fliehn: er irrt sich. Der schleunige Aufbruch der Herzogin geschah auf eine Benachrichtigung Odilon Barrot's, welcher um sechs Uhr Abends selbst gekommen war, um zu sagen, daß bei der wachsenden Erbitterung des Volks und der Kenntniß von der Anwesenheit der Herzogin im Invaliden-Hotel, es unumgänglich nöthig geworden sei, daß sie dasselbe alsbald verlasse. In Folge dieses Rathschlags, reiste sie mit ihrem Sohn unter dem Schutz des Hrn. Anatole von Montesquiou nach dem Schlosse Bligny, wenige Stunden von Paris entfernt. Hier blieb sie während einiger Tagen versteckt und hier war es auch, wo nach zwei Tagen der peinlichsten Besorgnisse der Herzog von Chartres ihr wieder gebracht wurde. *) Endlich verließ sie dieses

*) Dieses ist nicht richtig: Die Herzogin wurde früher über das Schicksal ihres Kindes beruhigt durch die Fürsorge des Hrn. von Mornay.

Schloß unter einer Verkleidung und gelangte von Amiens aus mit der Eisenbahn nach Lille. Nach Herrn von Lamartine hätte die Herzogin zu Lille einen Augenblick den Gedanken gehabt, sich der Garnison in die Arme zu werfen und ihren Sohn zum König auszurufen; er lobt sie, darauf verzichtet zu haben „weil die Gräuel des Bürgerkrieges ihr zwischen dem Thron und diesem Gedanken erschienen.“ Lamartine steht es gut an, zu vergessen, daß er selbst es ist, welcher die Verantwortlichkeit für einen Bürgerkrieg nicht geachtet hat, der damals fast unvermeidlich schien, und der wirklich, vier Monate später, unter seiner eigenen Verwaltung ausbrach. Wir glauben, daß die Herzogin von Orleans niemals, auch nur einen Augenblick, die ihr untergelegte Absicht gehabt hat. Sie beeilte sich vielmehr, sich und ihre Kinder aus dem Bereich der politischen Sympathieen Lamartine's zu entfernen, der recht eigentlich und unmittelbar der Urheber aller Beleidigungen und Gefahren war, denen sie und ihre Kinder persönlich ausgesetzt gewesen waren.

Wir haben den König in der Nacht vom 24. in Dreux, jenem Aufenthalt der Trauer, verlassen. — Es war am Morgen des 25., wie wir bereits gesagt haben, als Ludwig Philipp die Nachricht von dem Scheitern der Regentschaft, der Auflösung der Kammer

und dem Sturz der Monarchie erhielt. Er erfuhr, wie die Herzogin von Orleans und der Herzog von Nemours vergeblich, die eine so viel Muth, der andere eine so edle Hingebung gezeigt hatten, und daß man selbst nicht wisse, was aus ihnen und den jungen Prinzen geworden sei, — mit einem Wort, daß zu Paris Anarchie herrsche, überall peinliche Ungewißheit und Schrecken. Diese unerwartete Wendung der Ereignisse zerstörte alle bis dahin gemachten Pläne. Von nun an war es entschieden, daß man darauf verzichten mußte, sich nach Eu zu begeben, besonders auf einen längeren Aufenthalt daselbst; es blieb nichts übrig, als einen Ort an der Küste der Normandie zu gewinnen, von wo man nach England übersetzen konnte. Die Tochter des General Dumas hatte den Sohn des Herrn von Perthuis, eines ehemaligen Ordonnanz-Offiziers des Königs, geheirathet und der General wußte, daß dieser ein kleines Landhaus besitze, — oder, um uns genauer auszudrücken, einen aus zwei Stuben bestehenden Pavillon, — an dem Theil der Küste, welcher Honfleur beherrscht, beinahe eine Viertelstunde vom Meere entfernt; auch, daß man für den Gebrauch der zuweilen im Sommer dorthin kommenden Eigenthümer einige Möbel in dies Häuschen gestellt habe. Man schlug dem König und der Königin, die sich von

ihm nicht trennen wollte, vor, zu versuchen, jenen Punkt zu erreichen; das Einzige, was gegen diesen Plan eingewendet werden konnte, war, daß er abermals eine Trennung unter den Reisenden erheischte. Der König, welcher Besitzthümer in der Nähe und einen Rentmeister in Dreux hatte, erhielt daselbst einiges Geld, — weniger als 5000 Franken hat man uns gesagt. Herr von Lamartine behauptet, daß diese Summe das Ergebniß einer unter den guten Einwohnern der Stadt veranstalteten Collecte gewesen sei und wir bezweifeln nicht, daß dieselben sich wirklich mit Vergnügen zu solchem Zweck vereinigt haben würden, wenn dies nothwendig gewesen wäre; in der That aber war das in Dreux vom Könige empfangene Geld nur sein eigenes.

Es wurde beschlossen, daß der Herzog von Montpensier mit der Herzogin von Nemours und den beiden Söhnen dieser Prinzessin die Richtung nach Granville einschlagen sollten, in einem in der Stadt gemietheten Wagen (der Omnibus aus Saint-Cloud war in der verflossenen Nacht zurückgeschickt worden) mit zwei Lakaien des Königs auf dem Bock; sie hatten zu Dreux Pässe auf andere Namen erhalten und sollten sich, in Granville angekommen, an Bord des Packetboots von Jersey begeben.

General Dumas und Capitain von Pauligue wurden in einem kleinen Wagen nach St. Pierre von Louviers geschickt, um von dort mit der Eisenbahn nach Rouen zu fahren; von hier aus sollten sie sich dann nach Havre begeben, um sich daselbst ein Fahrzeug zu verschaffen, auf dem Ihre Majestäten sich einschiffen könnten, wenn sie das Landhaus des Herrn von Perthuis verlassen haben würden.

Die zweite der zu Versailles gemietheten Kutschen sollte den König und die Königin nach Honfleur bringen, wie auch den General Rumigny, einen Kammerdiener des Königs und eine Kammerfrau der Königin. Der König und die Königin reisten unter dem Namen von Herrn und Frau Lebrun, der General Rumigny als Herr Dubreuil. Als man aus den Pariser Nachrichten den ganzen Umfang der Gefahr ermessen konnte, zeigte der Unterpräfect von Dreux, Herr Marschall, womöglich noch mehr Rücksichten für die hohen Reisenden und stieg auf den Bock der Kutsche (neben den Kammerdiener des Königs), um sie nöthigenfalls durch seinen amtlichen Charakter zu beschützen. Indem sie Dreux verließen, suchten sie den Glauben zu erhalten, daß sie noch immer nach Eu wollten und es wurde deshalb wirklich die große Straße nach Verneuil eingeschlagen; bald aber, als man die Stadt

hinter sich hatte, wandte man sich rechts nach dem Wege, welcher nach Anet und Pacy an der Eure durch den Wald von Dreux führt, der einen Theil der Besitzungen des Hauses Orleans bildet. So flüchtete denn der König nicht allein aus seinem Reich, sondern auch quer durch seine Privatdomainen, wo er, wie man zur Steuer der Wahrheit sagen muß, mit Recht beliebt war, ja, so sehr, daß bei der Ankunft zu Anet die Reisenden dadurch überrascht wurden, die ganze Bevölkerung auf den Beinen zu finden, welche sie allgemein mit Zeichen der Theilnahme unter dem Ruf: „Es lebe der König!" empfing.

Diese ziemlich beunruhigenden Kundgebungen waren durch den indiscreten Eifer des Postmeisters von Dreux veranlaßt worden, welcher, die wahre Lage der Dinge nicht kennend, ohne Wissen des Herrn Marschall, einen Menschen vorausgeschickt hatte, um Pferde zu bestellen. Da zu vermuthen war, daß man, immer in guter Absicht, denselben Fehler in Pacy an der Eure, der nächsten Station, gemacht habe, wo die Stimmung der Bewohner weniger günstig sein konnte, glaubte Herr Marschall, als man Anet verlassen hatte, den Postillonen den Befehl geben zu müssen, auf einem Seitenwege durch die Forst von Ivry — einen anderen Privatbesitz des Königs, nahe bei dem durch den da-

selbst erfochtenen Sieg seines großen Vorfahren Heinrichs IV. berühmt gewordenen Orte — nach einer Station auf der großen Straße nach Evreux, La Roche Saint-André, zu fahren. Man mußte nahe bei einer Manufactur über die Eure setzen; die Arbeiter derselben waren vermuthlich durch die Indiscretion des Postmeisters zu Dreux von der Vorbeikunft des Königs unterrichtet worden und aufgeregt durch die aufrührerischen Berichte über den Aufstand zu Paris, hatten sie sich in großer Zahl auf dem Wege eingefunden, den der König kommen mußte. Als sie erfuhren, daß er den andern Weg eingeschlagen habe, benutzten einige dieser verblendeten Menschen den Umstand, daß der Wagen jenseits des Flusses im Schritt einen Berg hinanfahren mußte, um denselben in feindlicher Absicht zu verfolgen, indem sie „Es lebe die Reform, nieder mit Ludwig Philipp!" riefen. Aber nur zwei oder drei konnten den Wagen erreichen und die Reise wurde nicht weiter unterbrochen.

Zu La Roche Saint-André war gerade Markttag und die Post daselbst lag in einer sehr engen Straße. Obgleich der König sich eingehüllt und eine Brille aufgesetzt hatte, um sich unkenntlich zu machen, lief doch ein Mensch von ziemlich auffallendem Aeußeren, nachdem er in den Wagen gesehen und zwischen den Zäh-

nen „Er ist es!" gemurmelt hatte, um die Gensdarmen zu benachrichtigen. Letztere kamen auch alsbald und wollten Schwierigkeiten machen, zogen sich jedoch zurück, als Herr Marschall sich zu erkennen gab. Die Pferde waren bald angespannt und die Postillone fuhren im Galopp davon, ohne daß sie sich an das „Halt! Haltet sie an!" welches sich zuweilen hinter ihnen hören ließ, gekehrt hätten.

Mehr Befürchtungen erregte der Gedanke, wie man durch Evreux, eine ziemlich große Stadt, kommen würde. In der Umgegend bemerkte Herr Marschall links vom Wege ein kleines Schloß, Melleville, wo man aus Vorsicht die Nacht hätte zubringen können. Der Zufall wollte, daß der Besitzer desselben ein Agent des Königs für den Wald von Breteuil, ein Herr Dorvilliers, war; in diesem Augenblick waren aber sowohl er als seine Familie abwesend. Der Pächter jedoch, Renard mit Namen, nahm sie, als er erfahren, daß die Reisenden Freunde des Herrn Dorvilliers seien, in sein eigenes Haus auf; nachdem man auf einige Aeußerungen desselben hin, Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, theilte man ihm mit, wer seine Gäste seien. Der brave Mensch war sehr bewegt von dieser Eröffnung und erbot sich sofort zu Allem, was in seiner Macht stehen würde. Man holte Herrn Dorvilliers

aus Evreux, die Postpferde wurden nach Saint-André zurückgeschickt und Herr Marschall, der jetzt schon aus seinem Bezirk heraus war und ferner nicht mehr nützlich sein konnte, nahm Abschied, da sich übrigens der Pächter, ein muthiger und verständiger Mann, zur Leitung der ferneren Reise erboten hatte. Als Herr Dorvilliers ankam, empfing der König noch eine kleine Abschlagszahlung auf seine Renten — wir glauben, ungefähr 1000 Franken. Die ungewöhnliche Anwesenheit einer Kutsche auf dem Hofe des Pächters hatte in der Nachbarschaft Aufsehen erregt. Besonders vier junge, gut gekleidete Leute suchten den Pächter, der ihre exaltirte Gesinnung kannte, auszuforschen und gingen dann nach Evreux in der Absicht — dies mußte man wenigstens fürchten — hinsichtlich der Person der Reisenden ihre Neugierde mehr zu befriedigen, wenn der Wagen in der Stadt angekommen sein würde. Es war klar, daß entweder von Saint-André oder von Pacy aus die Nachricht von der Reise des Königs nach Evreux gekommen sei. Der kluge und thätige Renard aber machte alle Pläne zu Schanden, welche darauf abzielen konnten, dieser Reise Hindernisse in den Weg zu legen. Er verschaffte sich ein Cabriolet und übernahm es, in diesem den König und seinen Kammerdiener nach Honfleur, ungefähr 12 Meilen

von Evreux, zu bringen. Gleichzeitig sollte sein Großknecht die Kutsche, mit zwei kräftigen Arbeitspferden bespannt, nach der Comthurei fahren, der ersten Station hinter Evreux, auf dem Wege nach Honfleur. Auf diese Weise war man der Mühe überhoben, in Evreux Postpferde zu nehmen und gelangte auf Nebenstraßen glücklich durch jenes. Nach der Abreise des Königs kam der Secretair des Präfecten zu Evreux, durch Herrn Marschall benachrichtigt, nach Melleville, um seine Dienste anzubieten und machte sich dadurch nützlich, daß er den Großknecht anleitete, der die Richtung, die er zu nehmen hatte, um den Mittelpunkt und den volkreichsten Theil der Stadt zu vermeiden, nicht recht kannte; jener verließ die Königin, als sie Evreux bereits hinter sich hatte.

Die Pferde des Pächters legten mit dem Cabriolet den Weg von 12 Meilen in einem Zuge zurück mit kurzen Unterbrechungen an irgend einem der an der Landstraße liegenden Gasthöfe, wo sie etwas Hafer oder kleine Bohnen bekamen. Während dieser langen Fahrt hatte der König viel auszustehen; denn außer der, durch die Anwesenheit von drei ziemlich starken Personen in einem Cabriolet zu zwei Plätzen entstehenden Unbequemlichkeit, war das Wetter ganz schlecht und die Kälte schneidend geworden, — es waren dies die

Vorboten eines Sturmes, der mehrere Tage lang anhielt und wie wir sehen werden, noch zu den Schwierigkeiten der Flucht beitrug.

Als die Kutsche, in der die Königin saß, an das Thor der Comthurei gekommen war und man Pferde nach Pont-Audemer verlangte, näherte sich der Postmeister Herrn von Rumigny und sagte ihm leise: „Eine Kutsche, die mit Ackerpferden kommt und Postpferde nimmt!? Das ist sonderbar! In der jetzigen Zeit aber, mein Herr, thut man keine Fragen und sieht auch nicht in das Innere der Wagen.“ Darauf befahl er mit lauter Stimme den Postillonen, nach Pont-Audemer, so rasch als möglich, zu fahren. Hier war es wieder augenscheinlich, daß die Reisenden erkannt worden waren und geschont wurden — wenn auch nur als politische Flüchtlinge.

Die Reise des Königs wurde in dieser Gegend durch ein ziemlich bemerkenswerthes Zusammentreffen bezeichnet. Eins der Wirthshäuser, wo die Pferde gefüttert wurden, führt den Namen Malbrouck; es ist an der Gränze des Departements, von vielen Seiten zugänglich, gelegen. Hier war der König vor fast 15 Jahren unter einem Triumphbogen von der Obrigkeit und Nationalgarde aus den umliegenden Bezirken empfangen worden und hatte als Antwort auf ihre

Anrede diese, damals einiges Aufsehen erregenden, Worte gesprochen: „Die Schmeichelei hat sich in unseren Tagen nach einer anderen Seite gewendet und die Schmeichler des Volks sind heute ebenso gefährlich für die Gesellschaft und eine gute Regierung, als es früher die Schmeichler der Könige waren.“ Erinnerte sich Ludwig Philipp, vor Frost in dem erbärmlichen Cabriolet zitternd, als er vor dem Wirthshause zum Malbrouck vorbeikam, jenes zahlreichen Zusammenströmens treuer Unterthanen, jenes Triumphbogens und jener prophetischen Worte gegen die Täuschungen der Völker?

Das Cabriolet kam am 26. um 3 Uhr des Morgens durch Pont-Audemer. Etwas jenseits dieser Stadt, als bei einem Wirthshaus angehalten wurde, kam auch die Kutsche angefahren. Der König und die Königin wechselten einige Worte, darauf setzten Beide ihre Reise nach dem Landhause bei Honfleur fort. Die Kutsche kam in der Morgendämmerung dort an, das Cabriolet bald darauf.

Man kann nicht umhin, wenn man zu Wasser nach Honfleur kommt, eine kleine Kapelle zu bemerken, welche auf der Höhe des die Stadt beherrschenden bewaldeten Ufers liegt. Diese Kapelle, wie auch eine andere auf dem gegenüberliegenden Ufer, ist vormals

von der Pietät der Matrosen der „Notre Dame de Grace“ gewidmet worden, und es ist wahrscheinlich, daß beide ursprünglich einige Beziehung zu dem Namen der Stadt hatten, welche nördlich der Flußmündung entstanden ist und die man Havre de Grace nennt. In Folge dieser Nachbarschaft wird das Landhaus des Herrn von Perthuis gewöhnlich unter dem Namen „La Grace“ bezeichnet, und man wird leicht die Befriedigung der hohen Reisenden begreifen, als sie sich in dem Hause eines Freundes befanden, das einen Namen von so guter Vorbedeutung hatte.

Wir können Renard nicht verlassen, ohne zu erwähnen, daß er lebhaft alle angewandten Versuche von sich wies, um ihn zur Annahme einer Vergütigung für seine Zeit, seine Mühe und seine Unkosten zu bewegen: „Sprechen Sie mir nicht davon, sagte er zu General von Rumigny, diese Herzenssachen lassen sich nicht mit Geld bezahlen.“

Der Pavillon La Grace besteht, wie wir schon sagten, aus zwei Zimmern mit noch zwei andern Stuben oder Böden unter dem Dache; von dem Wege ist er nur durch einen Fußsteig und eine Hecke getrennt. Herr von Lamartine sagt, man habe sich daselbst so sehr versteckt halten wollen, daß sogar die Fensterläden beständig geschlossen geblieben seien und man kein Feuer

angemacht hätte, aus Furcht, der Rauch möchte die Anwesenheit der Flüchtlinge verrathen. Dem war nicht so. Die Königin war mit Postpferden angekommen und ihre Ankunft kein Geheimniß geblieben; sie hatte sich für eine Tante des Herrn von Perthuis ausgegeben, und mehrere Personen aus der Umgegend waren sogar gekommen, um ihr als solcher ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Einige von diesen Besuchen schienen mehr aus Neugierde, als aus wohlwollender Gesinnung veranlaßt und sie wurden höflich von Herrn von Rumigny im Namen der unpäßlichen Dame abgewendet, welche nur ein Zimmer habe und in diesem schlafe. Diese Besuche hatten indeß, durch was sie auch veranlaßt wurden, eine gute Wirkung, die, die Anwesenheit des Königs vollständig zu verdecken und die vorgebliche Tante des Herrn von Perthuis fünf Tage lang in ihrem Landhause bleiben zu lassen ohne von Fremden belästigt zu werden.

Man kann sich einen Begriff von den Verlegenheiten machen, denen der König und die Königin auf der Eisenbahn ausgesetzt gewesen wären — vorausgesetzt selbst, man hätte sie nicht erkannt — durch die Schwierigkeiten, mit denen die Herren Dumas und von Pauligue zu kämpfen hatten, um nach Honfleur zu kommen. Diese hatten sich zu Dreux vom Könige ge-

trennt, wie wir früher sagten, und waren auf der Eisenbahn nach Rouen gelangt; auf dem Bahnhof daselbst aber herrschte ein solcher Tumult und eine so große Verwirrung, in Folge der politischen Nachrichten und des Verbrennens der Eisenbahnbrücken, daß sie gewaltsam getrennt wurden und sich erst zu La Grace wieder begegneten. Herr von Pauligue war gezwungen, zu Rouen die Seine zu passiren und kam auf dem linken Ufer, Sonnabend Abend den 26. Februar, nach Honfleur. Dem General Dumas gelang es, Havre zu erreichen, bei so schlechtem Wetter jedoch, daß selbst das Fährboot von Honfleur die Ueberfahrt nicht bewerkstelligen konnte und, nachdem es in die Höhe von La Grace gekommen, gezwungen war, umzukehren. Der Zufall wollte, daß ein junger Offizier, Hr. Edmond von Perthuis, Sohn des Eigenthümers des Pavillons, und Bruder von des Generals Schwiegersohne, in diesem Augenblick auf dem Rodeur, einem kleinen Kriegsschiffe, welches sich gerade im Hafen von Havre befand, befehligte. An diesen wandte sich Hr. Dumas und erbat sich dessen Rath und Hülfe, nicht allein um die Flußmündung zu passiren, sondern auch wegen der Maßregeln, die man zu treffen haben würde, um die Ueberfahrt des König nach England möglich zu machen.

In dieser letzteren Hinsicht konnten sie nicht einig

werden, dagegen rieth Herr von Perthuis dem General, auf dem Wege nach Rouen so weit zurückzugehn, bis die Seine schmaler wird und dort, zwischen Tancarville und Quilleboeuf, nach Honfleur überzusetzen; er erbot sich auch ihn zu begleiten. Selbst an jener Stelle aber wollten die Schiffer bei solchem Unwetter nicht über den Fluß setzen; als sie jedoch sahen, wie sehr es Herrn von Perthuis am Herzen zu liegen schien, seinen Freund an das jenseitige Ufer gebracht zu sehen, und wußten, daß Herr von Perthuis Marine-Offizier war und am Bord der Belle-Poule mit dem Prinzen von Joinville gedient hatte, hielten sie den General Dumas für den Prinzen selbst und in diesem Glauben entschlossen sie sich, dem Sturme Trotz zu bieten, was sie sonst gewiß nicht gethan haben würden, wie sie dies dem General auch erklärten, als sie ihn jenseits ans Land setzten. Wir erwähnen diese Umstände, um die Schwierigkeiten recht anschaulich zu zeigen, welche die Lage des Königs noch peinlicher machten und seine Abfahrt nach England verzögerten.

Die Herren Dumas und von Perthuis kamen Sonntag Morgen den 27. nach La Grace. Zu Havre hatten sie Herrn Besson, ehemals Marine-Offizier und Freund des Herrn von Perthuis, mit der Anwesenheit des Königs bekannt gemacht und dieser ging mit vie-

lem Eifer auf ihren Plan ein, jedoch mit so wenig Hoffnung auf Erfolg, daß der König seinerseits genöthigt war, sofort einige Maßregeln zu treffen. Der Gärtner zu La Grace, Racine — welcher, wie Lamartine behauptet, *) vorher nicht in das Geheimniß eingeweiht worden war, Ludwig Philipp jedoch nach einer in seiner Küche hängenden Lithographie erkannt hatte, — zeigte sich nicht nur treu, sondern auch thätig und bedacht, und erhielt vom Könige die Erlaubniß, einen seiner besten Freunde um Rath zu fragen, einen Matrosen des Hafens, Hallot, der auch mit dem Prinzen von Joinville auf der Belle-Poule gedient hatte, und dem der König das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hatte.

Hallot, welcher mit Leib und Seele der königlichen Familie ergeben war, suchte alsbald nach Mitteln, um die Abreise des Königs zu erleichtern. Er glaubte, daß es unmöglich sein würde, sich unbemerkt in Honfleur einzuschiffen, wenn aber der König einwilligen wolle, sich einem Fischerboote anzuvertrauen, man ein solches zu Trouville, einer kleinen Stadt an

*) Lamartine und Capitain Chamier geben unrichtige Namen und Einzelnheiten über diesen Theil des Berichts an, was vom Ersteren, als Oberhaupt der damaligen Regierung, und der sich damit brüstet, Alles, was Bezug auf die Flucht des Königs, nachgeforscht und erfahren zu haben, seltsam genug erscheint.

der Küste, ungefähr sechs Stunden westlich von Honfleur, finden würde. —

Da Herr von Perthuis diesem Rathschlage beipflichtete, so sprach nichts dagegen, als die nothwendig werdende Trennung des Königs von der Königin. Es war rein unmöglich, daß die Königin auf solche Weise, bei solchem Wetter die Ueberfahrt nach England unternehmen konnte, andererseits war es eben so gewiß, daß der Gedanke an eine Trennung ihr eben so widerstehen würde, als dem Könige. Dennoch erklärte die Königin nach einem sichtlich peinlichen Kampfe ihrer Gefühle, mit ihrer gewohnten Besonnenheit, es sei die Hauptsache und am dringendsten, den König in Sicherheit zu bringen; sie vereinigte ihren Einfluß mit dem des Herrn von Perthuis und Hallot's, um den Widerwillen des Königs zu besiegen. Als dies gelungen war, wurde Hallot am Abend des 27. ausgeschickt, um zu Trouville ein Boot zu miethen. In dem Laufe des Tages hatte sich der Wind etwas gelegt, so daß dieses Packetboot die Ueberfahrt von Havre nach Honfleur machen konnte; hiermit kam denn auch Herr Besson, welcher zu Havre kein Fahrzeug hatte finden können. Dieser erklärte, daß, wenngleich er die Gefahren, denen man sich bei einer Ueberfahrt in einem Fischerboot aussetze, keineswegs verkenne, er nichts

Besseres vorzuschlagen wisse, es sei denn, daß der Expreß, ein englisches Dampf-Packetboot, welches im Begriff sei, nach Southampton zu gehen, dergestalt manoeuvrire, daß es auf der Höhe von Trouville dem Fischerboote begegne und den König an Bord nehme. Der König ermächtigte Herrn Besson, dem englischen Capitain zu dem Ende eine vertrauliche Eröffnung zu machen, was jener auch alsbald that; der englische Seemann aber wies es von Hause aus von sich, die Verantwortlichkeit für eine solche Abweichung von seinen Befehlen auf sich zu nehmen. Herr von Lamartine begeht hier außer vielen bedeutenderen Irrthümern einen geringeren, den wir zu berichtigen wünschen. Er sagt, daß der Capitain Paul, welcher die Vorschläge des Herrn Besson zurückwies, Offizier in der königlichen Marine gewesen sei. Es ist möglich, und wir glauben, daß der Capitain Paul Marine-Offizier war, aber auf halbem Sold, und zu der Zeit, von der wir sprechen, war er nur mit der Führung eines der Packetboote von Southampton beauftragt, welche einer Privatgesellschaft gehören; er konnte daher weit weniger der Zustimmung seiner Prinzipale gewiß sein, als der Commandeur eines Fahrzeuges der königlichen Marine es über die seiner Regierung gewesen sein würde. Auch konnte er, wie wir, den vor-

geschlagenen Plan für unvorsichtig halten. Wenn wir gut unterrichtet sind, theilte Herr Paul bei seiner Ankunft zu Southampton am folgenden Morgen der Admiralität das von Herrn Besson Erfahrene mit; wir glauben aber, daß die englische Regierung schon seit Sonntag, den 27., mehrere Dampfschiffe nach verschiedenen Punkten der französischen Küste geschickt hatte, mit dem Auftrage, die Glieder der königlichen Familie aufzunehmen; auch hatte Lord Palmerston den englischen Consuln in den Häfen am Kanal die Weisung zukommen lassen, diesen mit aller möglichen Rücksicht zu begegnen und ihnen nach besten Kräften behülflich zu sein. Der Expreß wurde in aller Eile zurückgeschickt, um dem Könige zur Verfügung gestellt zu werden, und in der That bewerkstelligte der König auf diesem Schiffe seine Ueberfahrt.

Auf den ersten Blick kann die Weigerung des englischen Capitains etwas hart erscheinen; unter Berücksichtigung der obwaltenden Umstände aber ist sie zu rechtfertigen und endlich scheint sie auch noch zum Glück geschehen zu sein, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der vorgeschlagene Plan Erfolg gehabt haben würde: es fehlte an Zeit, um die Bewegungen von Havre und Trouville aus in Einklang zu bringen, — man würde mit denselben Hindernissen zu kämpfen gehabt haben,

welche die Einschiffung zu Trouville verhinderten — die auffallenden Bewegungen des Packetbootes hätten Verdacht erregt, und selbst wenn man alle diese Schwierigkeiten glücklich beseitigte, würde man noch allen möglichen Zufälligkeiten bei der Bewegung der beiden Fahrzeuge und dem Ausschiffen während eines Unwetters ausgesetzt gewesen sein.

Es sei, wie ihm wolle, so schien doch nichts anderes übrig zu bleiben, als den Versuch zu machen, den Kanal auf dem Fischerboote, welches Hallot zu Trouville miethen sollte, zu passiren. Die Lage des Königs war eine sehr peinliche; er war in völliger Unkenntniß über das Schicksal der verschiedenen Glieder seiner Familie, seiner Kinder und Enkel, seitdem sie sich von ihm getrennt hatten. Die letzte Nachricht, welche er über die Herzogin von Orleans empfangen hatte, ließ dieselbe mit ihren Kindern in dem gefahrvollen Tumult in der Kammer. Ebenso wußte er nicht, was sich zu Paris zutrug, und die Unruhen, welche zu Rouen entstanden, waren bedenkliche Vorzeichen einer allgemeinen, heftigen Bewegung. Was ihn indeß am meisten zu bekümmern schien, war die Trennung von der Königin, zu der er sich entschließen mußte.

Hallot kam von Trouville zurück, bevor Hr. Besson

wieder nach Havre abgereist war, und berichtete, daß er für 3000 Franken ein Fahrzeug aufgetrieben habe, welches bereit sein würde, in der folgenden Nacht, vom Montag, den 28., nach England zu segeln. Da alle Rathgeber des Königs, drei höhere Offiziere und zwei erfahrene Marine-Offiziere, diesen Plan billigten, wurde Folgendes beschlossen und ausgeführt: Am Montag Morgen begaben sich die Herren von Rumigny und von Perthuis zu Fuß, und von Hallot geführt, auf Seitenwegen nach Trouville: Herr von Pauligue fuhr mit der Post; der König mit seinem Kammerdiener wurden von Racine in einem schlechten Cabriolet gefahren, welches von einem so abgezehrten und stätischen Pferde gezogen wurde, daß Seine Majestät wahrscheinlich früher nach Trouville gekommen sein würden, jedenfalls unter geringeren Beschwerden, wenn Sie den Weg zu Fuß zurückgelegt hätten, wie auch Herr von Lamartine dies sagt.

Die Königin blieb zu La Grace mit ihrer Kammerfrau und dem General Dumas, in der Absicht — man hoffte nämlich, daß sie es ausführen könne, ohne erkannt zu werden, — an Bord eines der gewöhnlichen Packetboote ihre Ueberfahrt zu machen, sobald sie von der Einschiffung des Königs benachrichtigt sein würde.

Man war übereingekommen, daß die Personen, welche dem Könige vorausgeeilt waren, diesen am Eingange von Trouville erwarten sollten, um ihn zu Fuß bis zu dem Boote zu begleiten, welches, bereit ihn aufzunehmen, am Ende des Hafendamms anlegen sollte. Der König kam jedoch erst nach der bestimmten Zeit dort an. Diese Verspätung war indeß gleichgültig, da er bei seiner Ankunft die unangenehme Nachricht empfing, daß der Wind zu stark und das Meer zu unruhig sei, um die Anker lichten zu können; er erfuhr auch, was noch entscheidender war, daß das Fahrzeug nicht flott sei und da gerade Ebbe war, dies auch nicht vor Verlauf von vierundzwanzig, vielleicht achtundvierzig Stunden sein könne. Es erscheint befremdend, daß Hallot diese Schwierigkeit nicht vorausgesehen hatte; es war indeß nicht zu ändern. Herr von Rumigny, der einige Stunden früher als der König nach Trouville gekommen war, hatte jedoch schon Maßregeln getroffen, um diesen bis zum Augenblick der Einschiffung zu verbergen. Er hatte es unter diesen Umständen gewagt, den Capitain des Hafens, Herrn Heinrich Barbet, in's Vertrauen zu ziehen, der früher vom Könige decorirt worden war. Herr Heinrich Barbet nahm warmen Antheil an dem Mitgetheilten und verschaffte dem König eine Wohnung bei

seinem Bruder, Victor Barbet, einem alten Seemann, dessen Haus in einem Garten in einiger Entfernung von der Straße lag. Hier war es, wo der König, begleitet von Thuret und Herrn von Pauligue, eine Zufluchtsstätte fand. Den Hausstand Victor Barbet's leitete seine Tochter, eine junge Wittwe, deren Mann, Eigenthümer eines Fischerboots, kürzlich bei einem Sturm von einer Woge fortgerissen worden war. Es war dies eine sehr fromme Frau, welche eine Art religiöser Verehrung vor der Königin empfand; sie hatte ihre Kinder gelehrt, vor deren Bildniß für die königliche Familie zu beten. Für diese einfache und ergebene Frau war es daher gleichzeitig eine seltsame Ueberraschung und eine große Glückseligkeit, den König bei sich zu empfangen, mit ihren eignen Händen sein bescheidenes Mahl zu bereiten und aufzutragen. Der König blieb in diesem Hause während des ganzen 29. und bis zum Abend des 1. März; die anderen Personen seiner Umgebung hatten in einem benachbarten Wirthshause ein Unterkommen gefunden.

Die Verlegenheit aller dieser Herren war schon groß genug, als sie durch die Entdeckung des Herrn von Rumigny noch vergrößert wurde. Dieser hatte, wahrscheinlich von Heinrich Barbet, erfahren, daß an demselben Abend Befehle von der provisorischen Regie-

rung bei dem Zollamt angekommen seien, welche den Küstenwächtern die größte Wachsamkeit, um das Entkommen der politischen Flüchtlinge zu verhindern, empfahl. Herr von Lamartine erwähnt diesen bemerkenswerthen Befehl gar nicht; er sagt, daß: „Obgleich Ludwig Philipp und seine Anhänger dies nicht gewußt hätten, die Regierung Lamartine selbst ermächtigt habe, ihnen mit den der Gefahr und dem Mißgeschick schuldigen Rücksichten und unter der gehörigen Vorsicht die Mittel zur Flucht zu verschaffen." (Lamartine Th. II. S. 73.) —

Vortrefflich! Warum aber dann hiervon weder „Ludwig Philipp noch seine Freunde" benachrichtigen? Eine Botschaft in guter Absicht würde den König sicherlich in den 8 Tagen seiner Wanderschaft haben erreichen können. Was man vor aller Welt Augen für Karl X. gethan hatte, das konnte für ihn in aller Stille geschehen, und Herr von Lamartine, welcher uns erzählt, er sei ermächtigt gewesen, die Mittel zur Flucht zu verschaffen, scheint nichts gethan zu haben, nicht allein hierzu, sondern auch nur um im Nothfall behülflich zu sein. Die königliche Familie bestand aus beinahe 20 Personen, welche buchstäblich nach allen Richtungen hin flüchteten, nach Norden, Süden, Osten und Westen in fünf oder sechs verschiedenen Abtheilungen,

ohne daß auch nur eine derselben von Lamartine's Beschützung irgend eine Spur gefunden hätte; nachdem im Gegentheil besonders die Frauen Verfolgungen und Gefahren aller Art erfahren hatten, wie sie in der Geschichte unerhört sind, man müßte denn die erste Schreckensherrschaft ausnehmen. Zwei Seiten weiterhin giebt Herr von Lamartine eine etwas verschiedene Auslegung der menschenfreundlichen Maßregeln der Regierung:

„— Ein Befehl, sich der Abreise des Königs zu widersetzen, war von Niemand gegeben worden, vielmehr befanden sich Weisungen, welche sich entschieden gegen alle Maßregeln erklärten, die des Königs Freiheit und Sicherheit gefährden konnten, in den Händen der Agenten."

Zwischen dieser letzten Anführung und der vorhergehenden herrscht ein auffallender Unterschied. Ermächtigt sein, die Mittel zur Ueberfahrt zu verschaffen, und keinen Befehl erlassen, sich der Abreise des Königs zu widersetzen, ist zweierlei: das eine bedeutet eine thätige Hülfe, das andere sagt nur so viel als Gleichgültigkeit oder Neutralität; beide können daher nicht neben einander bestehen. Was soll man aber, nach Obigem, von jenem besonderen Befehl denken, von dem Lamartine kein Wort sagt, wonach die Küsten mit der

größten Anstrengung bewacht werden sollten, um die Flüchtlinge aufzufangen, ein Befehl, welcher dieselben Folgen für den Ex-König wie für die Ex-Minister haben mußte? Es kostet uns keine Mühe, zu glauben, daß Herr von Lamartine und seine sämmtlichen Collegen mit ihm sehr ungehalten gewesen sein würden, wenn man den König gefangen genommen hätte; wir glauben, daß sie sehr in Verlegenheit gerathen sein würden über einen Gefangenen, der leicht wieder in die Lage kommen konnte, seinerseits die festnehmen zu lassen, welche Hand an seine Person gelegt hatten. Was wir nicht glauben, ist, daß sie den Muth hatten, ihre Gefühle der Vorsicht oder der Großmuth öffentlich auszusprechen und durch Thaten zu bekunden. Wenn jene Befehle sich nicht auf die Mitglieder der königlichen Familie erstrecken sollten, warum nicht klar verkündigen, daß die „der königlichen Familie angehörigen Personen" nicht beunruhigt werden sollten? Warum blieben alle diese großmüthigen Gefühle in der Brust oder in dem Pult des Herrn von Lamartine verschlossen, während sie den Betheiligten hätten nützlich sein können, und warum wurden sie erst dann enthüllt, als sie nur noch zur Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit dienen konnten? Diese geheimen Befehle, ihre Existenz vorausgesetzt, würden aber, Alles wohl erwogen, ganz

unnütz gewesen sein. Weder der König noch die Minister hatten von Seiten der gesetzlichen Behörden eine Gefahr zu befürchten; weit mehr mußte man sich vor Beleidigungen bei entstehendem Tumult, oder gar vor einer Metzelei fürchten, — hinsichtlich des Königs besonders mußte man beständig auf ein Attentat gefaßt sein. — Alle öffentlichen Handlungen der Regierung — dieses Rundschreiben nach den Häfen, die Verhaftsbefehle, welche gleichzeitig zu Paris gegen die Herzogin von Orleans und die bisherigen Minister geschleudert wurden, — dies ganze Benehmen scheint darauf abzuzielen, die Menge zu Gewaltthätigkeiten der Art zu treiben, wenn eine der Personen, welche der Bürger Caussidière, als er jener Verhaftsbefehle erwähnt, „die Unterdrücker des Volks" nennt, in dessen Gewalt gefallen wäre.

Das fragliche Rundschreiben hatte zur unmittelbaren Folge, die Verlegenheit, in der sich der König befand, bedeutend zu vergrößern: an der ganzen Küste wurden die Wachen verdoppelt und die Wege, welche nach den Häfen führten, strenger beobachtet. Diese Erscheinungen beunruhigten den Capitain Barbet so sehr, daß er, ohne den König zu befragen, den unglücklichen Gedanken faßte, die Unterhandlung, welche mit dem ersten Boote gemacht war, abzubrechen, da

dies wahrscheinlich erst in ein oder zwei Tagen flott sein konnte, und ein anderes zu miethen, welches segelfertig war oder es wenigstens früher zu sein versprach. Ohne viel zu überlegen, schlug er vor, die **3000** Franken (welche der König in einem Sack mitgenommen hatte, dessen Gewicht beinahe den Boden des von Racine gefahrenen Cabriolets eingedrückt hätte) zu theilen und dem ersten Seemann **1000** Franken zu geben, das Uebrige dem zweiten. Jener erste Schiffer, hiermit unzufrieden, zeigte alsbald an, daß man ihn aufgefordert habe, einen Fremden nach England zu fahren, der bei Victor Barbet versteckt sei. Diese Nachricht verursachte einen großen Lärm in dem kleinen Städtchen, da Jeder sich anschickte, je nach seiner politischen Meinung, die Flucht des Fremden zu verhindern oder zu begünstigen. Glücklicherweise waren seine Freunde zahlreicher und thätiger. Am Abend des 1. März, gegen 8 Uhr, stürzte der Capitain Barbet in die kleine Stube, wo sich der König befand, sagte diesem, daß er verrathen sei, daß die Behörden eine Nachforschung in seinem Hause halten würden und kaum so viel Zeit bleibe, um flüchten zu können; darauf zwang er den König, ihn nach einem finstren kleinen Hofe hinten heraus zu begleiten, wo er ihn einem Unbekannten übergab, welcher dort wartete, und beeilte sich dann

selbst, in sein Haus zurückzukehren, um den Besuch zu empfangen, der ihm drohte. „Sire, sagte leise der Unbekannte zum König, ein treuer und ergebener Diener wird Sie an einen sicheren Ort führen.“ Hierauf nahm dieser ein starkes Bund Schlüssel, öffnete mit denselben mehrere Thüren und gelangte so durch einige Höfe und Durchgänge nach einem Hause, wo er den König durch die Hinterthür einführte. Jener Unbekannte war Herr Guestier, ein wohlhabender Mann, welcher kürzlich das Amt eines Bürgermeisters von Trouville niedergelegt hatte. Herr von Lamartine und der Capitain Chamier entstellen beide die Namen sowohl, als die Einzelnheiten; diese Ungenauigkeit kann uns bei Letzterem nicht auffallen, dem keine amtlichen Quellen offen standen, bei einem Manne aber, wie Lamartine, dem sie zu Gebote standen, ist es, wie wir schon bemerkten, unverzeihlich.

Bei Herrn Guestier fand der König dessen Familie, auch einige Bekannte desselben, welche in der Eile nicht hatten fortgeschickt werden können, was übrigens nicht nöthig gewesen wäre, da Alle voller Eifer für die Sache des Königs waren. Ja, sie versicherten ihm sogar, daß die Stimmung in der ganzen Stadt so sei, denn auf eine Bevölkerung von mehr als 3000 Seelen gäbe es nur fünf oder sechs von

entgegengesetzter Meinung; „jedoch müßte man gestehen, fügten sie hinzu, diese fünf oder sechs Menschen schüchterten alle Uebrigen ein.“

Der König wurde in diesem Hause von seinem Gefolge eingeholt, welches bei dem ersten Lärm so klug gewesen war, sich zu theilen; es wurde nun aber auch augenscheinlich, daß nichts übrig bleibe, als Trouville zu verlassen, sobald bei vorgerückter Stunde die Straßen weniger belebt sein würden. Herr Guestier hatte ein Cabriolet; der Eigenthümer eines benachbarten Hotel's, dessen Gesinnungen gleichfalls royalistisch waren und an den man sich daher wendete, besaß einen Personenwagen, den er mit größter Bereitwilligkeit anbot, wie Herr Guestier, jedoch, mit der Bedingung sine qua non, daß er die Ehre haben würde, seinen Wagen selbst zu fahren. Es ereignete sich in diesem Augenblick gerade einer jener kleinen Zufälle, welche öfters gewichtige Folgen haben. Das Geschirr des Pferdes von Herrn Guestier war zum Sattler geschickt worden, um ausgebessert zu werden. Ohne dasselbe konnte von dem Cabriolet kein Gebrauch gemacht werden, da sich auch kein passendes auftreiben ließ, und so brachen denn Alle zu Fuß auf, die Wagen sollten sie später einholen. Um aus der Stadt zu kommen, mußte man vor drei Wachen vorbei, aber trotz des Befehls der provisori-

schen Regierung, die Posten zu verdoppeln, hatten zwei derselben gar keinen ausgestellt, und der von der dritten Wache beachtete die Reisenden nicht weiter. Ein Glück war es daher wahrscheinlich, daß man nicht auf die Wagen gewartet hatte, denn diese mußte die Schildwacht doch sehen; da sie nun unbesetzt waren, konnten sie ungehindert passiren. In dem Dorfe Touques erreichten diese erst die Reisenden, und zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens hielten sie in der Nähe von La Grace an. Herr Guestier schlug mit seinem Kabriolet die Richtung nach Quilleboeuf ein, um dort eine sichere Zufluchtsstätte für den König zu suchen, so wenig Aussicht war vorhanden, daß dieser sich in Honfleur einschiffen könne. Man war übereingekommen, daß wenn es dem Könige nicht gelänge, zu Trouville ein Boot zu besteigen, Herr von Perthuis auf dem Rückwege zu seinem Schiffe, dies der Königin mittheilen sollte, und um nun der peinlichen Ueberraschung vorzubeugen, welche die Rückkehr des Königs ihr gewiß bereitet haben würde, eilte Herr von Perthuis voraus, um sie davon zu benachrichtigen. Ihre Majestät war sehr erschüttert über die Erfolglosigkeit dieser Unternehmung, und der Rest der Nacht wurde ziemlich traurig damit verbracht, sich die überstandenen Mühseligkeiten zu erzählen und Pläne zu bauen für die Zukunft, welche finstere Aussichten bot.

Donnerstag, den 2. März, bei Tagesanbruch, wurden die Gäste zu La Grace durch die Ankunft eines Fremden beunruhigt. Dieser gab sich jedoch als der englische Vice-Consul zu Havre, Herr Jones, zu erkennen, und brachte ein Schreiben mit, in dem der Consul Herr Featherstonhaugh die Rückkunft des Dampfboots Expreß ankündigte, welches dem Könige ganz zur Verfügung gestellt werde und daß Herr Jones beauftragt sei, sich mit Seiner Majestät über die Mittel zur Einschiffung zu berathen. Zugleich brachte er eine wo möglich noch erfreulichere Nachricht, einen Brief, worin Herr Besson meldete, daß der Herzog von Nemours, seine Tochter, die Prinzessin Margarethe, und die Prinzessin Clementine nebst ihrem Gemahl und ihren Kindern in England in Sicherheit seien. Diese beiden guten Nachrichten belebten Alle von Neuem, nachdem sie eben noch sehr niedergeschlagen gewesen waren, sowohl körperlich als geistig. Die vorzüglichste Schwierigkeit bestand nun darin, wie man den Expreß erreichen sollte.

Es wurde dringend nothwendig, zu fliehen. Der Anwalt der Republik hatte sich nicht allein in aller Eile nach Trouville begeben, in Begleitung von Gensdarmen, um den Fremden zu arretiren (der dasselbe glücklicher Weise vor einigen Stunden verlassen hatte),

sondern, als er daselbst erfuhr, daß jener Fremde der König sei und Herr von Perthuis ihn begleite, schloß dieser Beamte daraus, daß Se. Majestät zu La Grace sein müsse und nahm sofort eine Haussuchung in dem Pavillon vor. Es war klar, daß dieser Anwalt der Republik nicht zu den „Agenten" gehörte, welche die provisorische Regierung beauftragt hatte, die Abreise des Königs zu begünstigen und zu erleichtern. Herr Jones kehrte auf dem Packetboot, welches ihn gebracht hatte, nach dem Havre zurück, indem er dem Consul die Dankbezeigungen des Königs überbrachte. Seine Majestät forderte außerdem Herrn Featherstonhaugh auf, mit Herrn Besson über die zu treffenden Maßregeln in Berathung zu treten, versprechend, Sich gänzlich darin fügen zu wollen, was sie beschließen würden.

Zu gleicher Zeit begab sich der General nach Honfleur, um zu sehen, was sich vielleicht dort thun lassen würde in dem Fall, daß kein ausführbarer Vorschlag von Havre kommen sollte; jedoch am Abend schon brachte das Packetboot die Herren Besson und Jones wieder, welche das Ergebniß der jenseits des Flusses gepflogenen Berathung folgendermaßen mittheilten. Sämmtliche Flüchtlinge sollten sofort La Grace verlassen und unter dem Schutz der Dunkelheit auf dem-

selben Packetboot, welches jene Herren gebracht hatte, nach Havre fahren. Zu Havre würden dann bei der Landung des von Honfleur kommenden Packetbootes nur noch wenige Schritte auf dem Hafendamme zurückzulegen sein, um den Expreß zu erreichen. Die Königin sollte ferner als Madame Lebrun reisen; der König aber, mit einem englischen Paß versehen, gerirte sich als ein Herr William Smith. Kein Augenblick war zu verlieren. Ludwig Philipp, außer seiner bisherigen Verkleidung noch in einen weiten Ueberzieher gehüllt, schlug mit den Herren von Rumigny und Thuret den einen Weg ein, während Madame Lebrun, auf den Arm ihres „Neffen" gestützt, einen andern wählte. Der Hafen von Honfleur war sehr belebt, auch sah man mehrere Gensd'armen. Herr Smith aber erkannte bald den Vice-Consul, Herrn Jones, und nachdem er ihn ziemlich laut auf englisch begrüßt hatte, (wenige wirkliche Engländer verstehen diese Sprache besser als dieser vermeintliche), stützte er sich auf seinen Arm und begab sich an Bord des Packetbootes, wo er sich auf eine der für die Reisenden bestimmten Bänke setzte. Madame Lebrun nahm auf der entgegengesetzten Seite Platz. Das Packetboot, der Courier, war in dem verflossenen Sommer zu Treport vom Könige, während seines Aufenthalts in Eu, benutzt worden. Herr von

Lamartine, welcher sich in dem Orte selbst, wo man sich einschiffte, irrt, und Alles entstellt, hat sich erlaubt, seine Erzählung dadurch auszuschmücken, daß er behauptet, Ludwig Philipp sei von der Besatzung des Schiffes erkannt worden, welche mit der, allen Franzosen angebornen Großmuth und eigenem Ehrgefühl den König nicht verrathen wollte. Wir sind überzeugt, daß wirklich wenig Seeleute im Stande gewesen wären, den König zu verrathen. In der That aber wurde er gar nicht erkannt, und als der Schaffner, wie bei den andern Reisenden, an ihn herantrat, um den Preis der Ueberfahrt und ein kleines Trinkgeld für die Musikanten zu erhalten, schüttelte Herr Smith mit dem Kopfe, als wenn er kein Französisch verstände, und Herr Jones wär es, der für ihn und sich bezahlte. Bei der Landung in dem Hafen von Havre fand man mitten unter dem Gewühl von Menschen Herrn Featherstonhaugh, der den Herrn Smith als seinen Onkel anredete, welchen er entzückt sei hier wieder zu finden und den er dann einige Schritte weiter an die Stelle führte, wo der Expreß zur Abfahrt bereit lag. Madame Lebrun folgte ihnen. Als sie in die Kajüte hinabgestiegen waren, rief Featherstonhaugh: „Gott sei Dank, Sire, nun sind Sie in Sicherheit!“ Der König wiederholte diesen Ausruf, wie auch die

Königin, mit um so lebhafterem Dankgefühl, als der englische Consul ihnen mittheilte, daß die Herzogin von Montpensier zu London angekommen sei, und der Herzog von Montpensier mit der Herzogin von Nemours und ihren beiden Söhnen zu Jersey in Sicherheit wären; von der Herzogin von Orleans und deren Kindern hatte man aber noch keine Nachricht.

Während Ihre Majestäten sich Glück wünschten, endlich in Sicherheit zu sein, ahnten weder sie noch der Consul, daß die größte Gefahr, der sie noch ausgesetzt waren, kaum vorüber, wenn man überhaupt sagen konnte, daß dies schon wirklich der Fall gewesen sei. Alle, die zu Havre ans Land gestiegen sind, wissen, daß es dort eine Frau giebt, welche die Geschäfte eines Commissionairs verrichtet, und die man immer bei der Ankunft der Packetboote erblickt, beständig Wohnungen oder Gasthöfe empfehlend, ihre Dienste den Damen anbietend, oder auch den Herren, welche der strengen Aufsicht der Zollbeamten zu entgehen wünschen. Diese gute, gewöhnlich so höfliche, oft nützliche Frau also war nahe daran, ein großes Unglück zu verursachen. Entweder bei dem Scheine der Blendlaterne, welche sie gewöhnlich mit sich führt, oder bei dem der Gasflammen, erkannte sie sogleich den König und eilte, durch diese Entdeckung in Verwir-

rung gesetzt, dieselbe einem Offizier mitzutheilen, der irgend ein Amt am Hafen bekleidete. Dieser begab sich in aller Eile nach dem Expreß und sah den König in die Kajüte steigen. Er erkannte, daß die ihm gegebene Nachricht richtig sei, und fing alsbald an, dem Capitain Paul einige Bemerkungen über seine sichtbaren Anstalten zur Abreise zu machen. Der Capitain antwortete, daß er Depeschen zu befördern habe. Diese Antwort erschien dem Offizier wenig befriedigend und er drückte den Wunsch aus, seine Räume zu untersuchen. Der Capitain Paul erwiederte kurz, daß er dies ein andres Mal thun könne, und da das Schiff sich schon in Bewegung zu setzen begann, hatte der Offizier nur eben noch Zeit, sich ans Land zu begeben, wie es der Consul bereits gethan hatte. „Ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, fragte er Herrn Featherstonhaugh, wer ist die Person, die Sie an Bord des Expreß geführt haben?" — „Mein Onkel," antwortete der Consul. „Ihr Onkel?" wiederholte der Beamte mit ungläubigem Lächeln, „nicht doch, Herr Consul!" Hierauf entfernte er sich kopfschüttelnd. Wie man später erfuhr, schickte er alsbald einen Bericht an Herrn Deschamps, Commissarius der provisorischen Regierung zu Rouen.

Der Wind war heftig und das Meer unruhig; doch hatte der Expreß eine ziemlich gute Ueberfahrt, und Ihre Majestäten landeten am 3ten März frühzeitig in der Nähe von Newhaven; den 4. kamen sie dann nach Claremont.

VII.

Vor den Ausbesserungen und Aenderungen, welche in der letzten Zeit stattgefunden, wurden die Gerichtsarchive in der heiligen Kapelle des palais de justice aufbewahrt.

Dieses bemerkenswürdige Gebäude, das älteste der byzantinischen Architektur, heute seiner ursprünglichen Schönheit und seinem Glanz wiedergegeben, wird durch hohe elegante Bogenfenster erleuchtet, deren reiche bunte Glasmalereien eine feierliche Färbung in seinem Innern verbreiten, welche noch die Mächtigkeit der Erinnerungen erhöht, hervorgerufen durch diese prächtige Gründung Ludwigs des Heiligen, der es liebte, seinem Volke unter einer Eiche Gehör zu schenken.

Zu der Zeit, wo ich die Gerichtsarchive besuchte, war ihr Verwahrer ein Greis von der höchsten und geistreichsten Originalität, der unter Andern das seltene Talent besaß, zu erscheinen, als nähme er ebensoviel Interesse an wohlbekannten und oft wiederholten Einzelnheiten, als die Person, deren Neugierde seine Erzählung zum ersten Male befriedigte.

Diese zahlreichen alten Bücher, mit vergelbtem Pergament überzogen, aus denen diese Archive bestehen, schienen sich plötzlich zu beleben und durch seine Stimme eine Geschichte zu erzählen, so lebhaft und mächtig war das Interesse, welches er ihnen verlieh, so gut wußte er Jeden einzuweihen in die interessantesten Begebenheiten, die diese werthvolle Sammlung enthält.

Fast glaubte man, sich inmitten seiner Aufsicht anvertrauter berühmter Gefangenen zu befinden, deren Gedanken und Geheimnisse er errathen hätte, und die allein durch und für ihn Leben bekämen.

„Sie werden bemerken," sagte er mir, indem er vor einer leeren Stelle der Bibliothek in dem obern Umfang der heiligen Kapelle still stand, „daß hier die Sammlung der Gerichtsarchive bei der französischen Revolution unterbrochen ist, ich meine die Revolution von 93, denn man muß die Revolutionen ja heut zu Tage besonders bezeichnen, um sich darin zurecht zu finden. In Folge meiner Vorstellungen und dringenden Bitten, hat man die Annalen dieser blutigen Zeit allein unter besonderer Verwahrung niedergelegt, und seit der Zeit dürfen sie nicht ohne eine schwer zu erlangende Erlaubniß mitgetheilt oder zu Rathe gezogen werden. Die Freiheit, welche vordem ein Jeder hatte, daraus zu schöpfen, hat nämlich Mißbräuche und unangenehme

Auftritte veranlaßt, wovon einer um so mehr meinem Gedächtniß sich eingeprägt, als ich das Glück hatte, seine Folgen zu neutralisiren. Zwei schöne junge Leute, welche einander fremd waren, kommen eines Tages in mein Arbeitszimmer zu gleicher Zeit, und bitten mich um Erlaubniß, in Betreff wichtiger Familien-Interessen in den Archiven Nachsuchungen machen zu dürfen. Sie geben mir ihre Namen, die nöthigen Anweisungen und den Zeitpunkt der Revolution an, woran diese Interessen sich knüpfen. Glücklicherweise überließen sie mir die Nachforschungen in dem gräßlichen Register, denn, was meinen Sie, daß ich fand? — — daß der Vater des Einen den Vater des Andern angegeben, der in Folge dessen unter der Schreckensherrschaft guillotinirt wurde! —

— — Obgleich es mir gelang, ihren Augen die enthüllenden Aktenstücke zu entziehen, die gewiß die schrecklichsten Folgen herbeigeführt haben würden, hatte ich doch seit diesem Augenblick weder Rast noch Ruhe, bis daß ich erlangt, daß diese teuflischen Annalen in Sicherheit gebracht und gefährlichen oder neugierigen Forschungen entzogen wurden.

Eine schwere Thür aus geschnitztem Eichenholz öffnend, führte mich alsdann der Verwahrer in ein schönes altmodisches, boisirtes Kabinet, worin sich ein

großes Gemälde befand, welches den Haupttheil der Wand einnahm. „Dies", sagte er mir, „ist eine höchst merkwürdige Sache, welche ich mir aber nicht die Mühe gebe, jedem Besucher zu zeigen oder zu erklären. Dies Gemälde, welches Sie da sehen, hat eine wichtige, ja entscheidende Rolle in dem berühmten Jesuitenprozeß gespielt. Durch die öffentliche Stimme der Obrigkeit verrathen, ward es aus dem Kloster in der Provence vor das Parlament gebracht, wo es von den Anfechtern der Jesuiten mit triumphirenden Beifallsbezeigungen aufgenommen, von der Gegenpartei schwach vertheidigt, und endlich zum überzeugendsten Beweise, zur überwältigendsten Anklage ward gegen diesen Orden, der schon so schwer compromittirt war, durch Beschuldigungen, denen die Darstellung auf dieser Leinewand einen neuen Werth verlieh. — Man müßte lange Zeit vor diesem eigenthümlichen Machwerk zubringen, um alle Einzelnheiten und den allegorischen Sinn desselben vollkommen zu fassen. Es ist, wie Sie sehen, ein wüthendes Meer, bedeckt von einer Anzahl Schiffe, in Gefahr, zu Grunde zu gehen. In einigen befinden sich schöne geputzte Frauen, umgeben von den vielen Tändeleien, die ihre Eitelkeit gebraucht, in anderen eine Menge Personen mit der Narrenschelle und den Merkzeichen der Vergnügungen und des Ehrgeizes, mit einem

Worte, alle Symbole der weltlichen Leidenschaften. Hier Könige mit den Attributen ihrer Macht, dort Mönche, etwas zu wohlgenährt, um durch die schmale Pforte des Paradieses eintreten zu können. Alle in der dringenden Gefahr um Hülfe flehend, und umsonst ihre Arme nach den schönen Engeln ausstreckend, welche an Bord des Schiffs des Heils beschäftigt sind, die wenigen Auserwählten aufzunehmen, unter denen man besonders Nachfolger Loyola's bemerkt, während die dem ihrigen entgegengesetzten Orden dargestellt sind durch diese Unzahl Verdammter, welche sich vergeblich bemühen, die Stricke des himmlischen Schiffs zu ergreifen, um dem schäumenden Abgrund zu entgehen, in den sie durch Satans Helfershelfer gestoßen werden. Dieser Troß Teufel, geschäftig und erfreut über den reichen Gewinn, der ihnen zufällt. — Schenken Sie nun Ihre Aufmerksamkeit den beiden Gestalten, welche die eben durch Engel in das Schiff eingeführten Jesuiten mit so besonderer Vorliebe empfangen. Man hat zwischen ihren Zügen und denen Ravaillac's und Jacques Clément's eine sprechende Aehnlichkeit entdecken wollen, eine anklagende Aehnlichkeit, die noch wahrscheinlicher wird durch die unverkennbare, welche zwischen den Zügen dieses in die Tiefe zurückgestoßenen Verdammten und den wohlbekannten Heinrichs IV. besteht. — Indem es die

Beweise vervollständigte gegen diesen Orden, den man beschuldigte, die Ermordung der ihm feindlich gesinnten Fürsten zu beabsichtigen, mußte dieses Gemälde, ob man es nun zu diesem Zwecke überarbeitete oder nicht, eine schwere Anklage gegen die Jesuiten werden, und in der That diente es mächtig zur Ausstoßung und Verdammung dieser berühmten Gesellschaft, deren einziges Verbrechen vielleicht war (wie das so vieler anderer Associationen ausgezeichneter Männer, welche zu Massen verurtheilt wurden), in ihrer Mitte einige ehrgeizige und lasterhafte Mitglieder zu besitzen." —

Alle Berichte der Police correctionelle, welche uns durch die Zeitungen geliefert werden, können von der Wirklichkeit nur einen schwachen Begriff geben. Indem man dieselben in aller Bequemlichkeit zu Hause liest, gewinnt man freilich dadurch, daß man Athem schöpfen und sich frei bewegen kann, anstatt sich im engsten Verein mit dem großen Volke zu befinden, dessen Ausdünstungen gar zu mächtig seine Nähe fühlbar machen; doch verliert man hinwiederum die interessanteste, ja die Hauptseite des Schauspiels: Diese glänzenden Witze, diese lächerliche, malerische Rednergabe, die den Franzosen der niederen Klasse auszeichnet und denen die belebten Gesticulationen und die ausdrucksvolle Betonung ein unnachahmliches Siegel auf-

drücken; dann die wüthenden Anfechtungen der Gegenpartei, die lächerliche Wichtigthuerei der Zeugen, die verschmitzte Naivetät der Geständnisse, die komischen Physiognomien, tragisch oder köstlich einfältig; dies Alles kann nicht durch Beschreibung wiedergegeben werden und bildet im Hof des Polizeigerichts eins der piquantesten, charakteristischsten Nationalgemälde.

Die Sitzung, welcher ich beiwohnte, und zu der ich die Möglichkeit gefunden, mir einen privilegirten Platz in einem offenen kleinen Kabinet hinter den Richtern zu verschaffen, bot alle eben aufgezählten kostbaren Elemente dar.

Es erschien zuerst ein alter Lumpensammler, leibhaftiges Bild seines Gewerbes durch seinen malerischen Anzug, aus Stücken und Lappen verschiedener Gattung zusammengeflickt, welcher ihn halb bedeckt, was ihn jedoch nicht hindert, mit dem Ton beleidigter Würde den Präsidenten zu unterbrechen, um den Titel von „Lumpensammler", den er ihm zuertheilt, zu berichtigen durch den eines „Lumpenhändlers", welchen er beansprucht; hiernach hebt er als Zeuge, nach Talma's Art, eine enorme schwarze Hand zum Himmel und schwört mit ebenso nachdrücklicher Stimme: „die reinste der Wahrheiten zu sagen" („la plus pure des vérités"). Nach der Beseitigung der wenig bemerkens-

werthen Sache, in der der großartige Lumpensammler erscheint, wird die eines großen Straßenjungen vorgenommen, dem ächten Typus eines Galgenvogels, den der Präsident fragt, was er um 2 Uhr des Morgens auf der Straße machte, als man ihn arretirte? „Na hören Sie, giebt einem die Republik etwa Federbetten, um einen zu verhindern, auf der Straße zu schlafen?“ antwortet der junge Vagabund mit frecher Sicherheit und scheint in diesem Tone fortfahren zu wollen, als seine schleunigst gerichtete Sache erlaubt, ihn gleich zu entfernen.

Jetzt erschien eine dicke Hökerin, ganz außer Athem und wüthend, indem sie ihre Klage gegen ihre Nachbarin vorträgt, „die ihr Sauerampfer aus ihren Körben stiehlt und ihr überhaupt alle möglichen schlechten Streiche spielt.“ Sie bringt ihre Beschwerden mit solcher Volubilität und in solcher Ausdehnung vor, daß der Präsident zu wiederholten Malen: „Genug! Genug!“ ruft. Vergeblicher Befehl, welcher sogleich zurückgewiesen wird durch ein erhabenes: „Nein, mein Präsident! ich habe das Wort, ich bin in meinem Recht; man kann es mir nicht nehmen, ich spreche und werde sprechen —“ Geschickter als der Richter, macht es die Nachbarin möglich, ihrer Anklägerin das Wort abzuschneiden, und den schlechten Eindruck benutzend, den die überschwemmende Rednergabe der Letzteren her-

vorgebracht, bemerkt sie mit vieler Logik: „Sie sehen, meine lieben Richter, ob eine solche Zunge, wie die da, nicht fähig ist, Lügen auszustoßen, so groß, wie der Oblelix, das ganze Stadtviertel kann Ihnen sagen, daß es die größte Geschichtenmacherin ist (historienne) die Gottes Sonne beschienen hat, das ist so sicher, als daß ihr Sauerampfer sauer ist (c'est aussi sûr que son oseille), an den ich mein Lebtag nicht gedacht."

Der dicken Hökerin, die man zu den Gerichtskosten verurtheilt, ohne sie zum Stillschweigen verurtheilen zu können, denn lange noch hört man sie von Weitem die Geschichte ihres Sauerrampfers wieder beginnen, folgt eine junge und hübsche Grisette, auf's Schönste geputzt, um Klage einzureichen gegen „ein Ungeheuer, der sie schändlich betrogen und der den schwärzesten Undank dem Mangel an Erkenntlichkeit zugesellend (joignant la plus noire ingratitude au manque de reconnaissance), sie verlassen hat, indem er ihre beiden einzigen silbernen Löffel mitgenommen."

Nachdem die Verurtheilung des „Ungeheuers", ausgesprochen, eine ziemlich milde Verurtheilung, da die beiden einzigen silbernen Löffel, das corpus delicti, von

ihm „in glücklicheren Zeiten" bezahlt worden, führt man eine Bande junger Savoyarden ein, die der Sitzung ein ganz anderes Ansehen geben, indem Mitleiden an die Stelle des Lachens tritt, welches das Vorhergehende hervorgerufen hatte. Diese armen Kinder waren verhaftet worden und wurden verurtheilt, weil sie unter dem Vorwande, einen Affen zu zeigen, gebettelt hatten.

Fast aller Arbeit beraubt, in dieser Jahreszeit, wo sie nichts mehr durch das Fegen der hohen und schmalen Schornsteine, was sie „die gute Zeit" nennen, verdienen; nicht direct die Mildthätigkeit anflehend, aus Furcht, sich gleich als Vagabunden in's Gefängniß gesteckt zu sehen, wird diesen kleinen Unglücklichen noch ein Verbrechen aus den Vorwänden gemacht, welche ihre harmlose Industrie erfindet, um sich das Stück Brod zu verschaffen zur Stillung des Heißhungers (trauriges Geschenk des Himmels), welchen sie von ihren Bergen mitbringen. Ihre oft beinahe unverständliche Sprache erhöht noch ihre traurige Lage vor dem Tribunal, indem sie sie hindert, ihre Vertheidigung auf eine vortheilhafte Weise vorzubringen, und oftmals eher Lachen als Mitleiden erweckt.

Von den eigenen Aeltern, deren Reichthum in einer unendlichen Menge Kinder besteht, im zartesten Alter

aus dem Hause entfernt, werden diese unglücklichen kleinen Savoyarden haufenweise nach Paris geschafft, wo sie sogleich den schändlichen Speculationen von Unternehmern anheimfallen, die ihre kräftige Gesundheit und ihre früh entwickelte Intelligenz ausbeuten gegen eine elende Existenz und oft schändliche Behandlung. Zu Dutzenden in ein dunkles feuchtes Loch zusammengebracht, werden sie dort nur unter der Bedingung geduldet, jeden Abend ihrem Henker eine bestimmte Summe einzuhändigen, an der kein Pfennig fehlen darf — und dieses barbarische Gewerbe, dieser unmenschliche Handel wird täglich unter den Augen dieser eifrigen Menschenfreunde betrieben, die unaufhörlich schreiben und predigen gegen den Handel mit Negern, die sie nie gesehen.

Diesen Kindern des Südens mit der gebräunten aber gesunden Gesichtsfarbe, den glänzenden Zähnen und Augen, folgt vor das Tribunal ein kleiner Pariser Vagabund, dem der Anklageact 9 Jahre giebt, der aber durch seine kränkliche, schwächliche Erscheinung höchstens ein Alter von 6 Jahren verräth. Sein Anzug von ungebleichter Leinewand verschmilzt sich mit seinen bleichen Backen und Lippen; seine erloschenen Augen haben kaum einen Blick, seine ganze armselige kleine Person ist das Bild des Elends und der Hin-

fälligkeit. Da ist nicht mehr der belebte Ausdruck, das funkelnde Auge der kleinen Savoyarden, das oft die Mängel ihrer Sprache ersetzte, nicht mehr die primitive gesunde Natur, welche triumphirend gegen die Schicksals-schläge kämpft, es ist eine entkräftete Pflanze, ein gleichgültiges, passives Opfer, dem das Lebensprinzip schon entnervt, entfärbt zugetheilt worden, und dessen Anblick um so mehr Mitleid erregt, als seine zarte Jugend nicht erlaubt, den Gedanken der Verderbtheit dem seines Elends zuzugesellen.

Zum allgemeinen Erstaunen antwortete der bleiche Knabe mit fester deutlicher Stimme auf die Fragen des Präsidenten und gebrauchte bezeichnende Ausdrücke, deren Auswahl auf die seltsamste Art mit seiner verlassenen Lage contrastirte. — „Wer ist dein Vater?" — „Ich habe nie einen gehabt!" — war seine naive rührende Antwort! — „Und deine Mutter?" — „Sie starb vor drei Monaten und seit der Zeit bin ich verlassen." — „Deine Wohnung?" — „Ich habe kein Obdach und wollte gerade an einem Eckstein einschlafen, als man mich arretirte!" — „Wovon hast du gelebt?" — „Ich bettelte, um mein Leben zu fristen! (je demandais ma vie)" — Während die Richter, sichtbar bewegt, sich mit einander beriethen, trat aus der gedrängten Zuschauerzahl eine

Frau, anständig aber sehr einfach gekleidet, näherte sich dem Tribunal und bat mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme, „die Waise zu sich nehmen zu dürfen!" „Ich bin nicht reich", sagte sie, „aber ich schwöre, für ihn zu sorgen, als wär' es mein Kind!"

Unter dem Lärm allgemeiner Beifallsbezeigungen ward diese barmherzige Bitte bewilligt, während der kleine Armselige, zu sehr an Unglück gewöhnt, um eine günstige Wendung in seinem Schicksal zu erwarten, derjenigen, die Mutterstelle an ihm vertreten wollte, gedankenlos mit derselben Gleichgültigkeit folgte, welche er vor den Richtern beobachtet.

Der Eindruck, den dieser rührende Auftritt gemacht, ward bald durch den folgenden verwischt.

Eine Amme war durch ihre Miethsherrschaft vorgeladen worden, „weil sie ohne alle Umstände ihr Haus und ihren Säugling verlassen, ohne ihre Pflichten bis zum Ende erfüllt zu haben."

Der junge Advokat, dem die Vertheidigung übertragen war, ein in aller Hinsicht würdiger Nachfolger des Advokaten der kleinen Hunde von Perrin Dandin, (in dem bekannten Racine'schen Lustspiele „Les Plaideurs",) hatte sich die Lage seiner Clientin so zu Gemüth gezogen, daß er zum Schluß seiner glänzenden Vertheidigungsrede mit vielem Pathos ausrief: „Wir

haben dem Gericht die schändliche Behandlung, der wir ausgesetzt, entschleiert, aufgezählt die ungesunden Gemüse und für unsern Zustand schädlichen Getränke, welche unsere einzigen Nahrungsmittel waren . . . . ., wodurch unsere Gesundheit zerrüttet . . . . ., unsere Milch versiegt ꝛc.“ . . . . .

Die Vertheidigungen sind nicht das wenigst Merkwürdige von Dem, was vor den Tribunalen vorgeht. Ich habe viele gehört von der lächerlichen Art der Vorgehenden, und mehr noch, wo der Mangel an Logik und die Unbedeutendheit nicht einmal die Möglichkeit des Lachens ließen. Oft werden Interessen der höchsten Wichtigkeit nur durch das endlose Geschwätz eines Advokaten ohne Talent und Ueberzeugung vertheidigt; denn Ehre und Leben nehmen nur den zweiten Platz ein neben den Interessen des Reichthums und der Politik; Geld und Parteigeist, das sind die Interessen, die heutzutage in Frankreich alle anderen verdunkeln, und welche allein werth erscheinen, warm vertheidigt zu werden. Um diese zu vertreten, stellen sich wieder im Palais de justice die großen, berühmten Redner des Rechts, welche auch in der Nationalversammlung Mächte sind oder werden, nicht immer zum Vortheil der Verhandlungen, da sie gewöhnlich die Spitzfindigkeiten und Weitschweifigkeiten des Advo-

katenstandes mit hineinbringen. Was noch besonders in den Gerichtshöfen in Frankreich unangenehm auffällt, ist die oft unpassende, wenig würdevolle Art und Weise der Mitglieder derselben; dies giebt den Verhandlungen etwas Streitsüchtiges und Leidenschaftliches, unwürdig des Heiligthums der Gerechtigkeit. Es ist sogar nicht selten, während des Verhörs zwischen dem Präsidenten und dem Vorgeladenen einen Wettkampf des Witzes entstehen zu sehen, wo Spötterei und Stichelworte die Würde des Richters herabsetzen, die doch nie das Organ der Gerechtigkeit verlassen sollte. Das Bedürfniß zu sprechen und den Verstand, den man hat, oder zu haben meint, leuchten zu lassen, überwiegt und mischt sich in Alles in Frankreich, sogar in die ernstesten und heiligsten Verrichtungen.

Bisweilen sogar ist es der Vorgeladene selbst, der dem Richter sein Vergessen der Würde bemerkbar macht, und der, die Rollen wechselnd, den Richter zwingt, vor dem Angeklagten zu erröthen, und das Publikum, sich auf des Schuldigen Seite zu schlagen. Der Auftritt, welcher die Sitzung, der ich beiwohnte, beschloß, bot ein Beispiel dieser Art dar, das mich lebhaft interessirte.

Das aufgeklärteste Volk der Erde*) be-

*) Im Jahre der Aufklärung 1850, in welchem wir uns be-

sitzt noch eine unglaubliche Dosis Leichtgläubigkeit und Aberglauben. Als Beweis will ich nur die Unzahl Anschlagezettel in allen Farben, Anzeigen in allen Größen anführen, die man an allen Mauern, in allen Zeitungen der Hauptstadt liest, um dem Publikum dies oder jenes zu empfehlen. Ein auffallendes Beispiel dieser Art bieten die kleinen Theater des Variétés, Montansier, Gaité u. s. w. dar. Eine Anzahl Industrieller und kleiner Kaufleute hat nämlich den Direktionen dieser Theater das Anerbieten gemacht, ihnen neue Vorhänge

---

finden, in einem Dorfe nahe bei Verdun, nachdem der Wächter des Gemeinde-Stiers vergessen, ihm seine tägliche Nahrung zu bringen, gelang es dem durch diese Verzögerung ungeduldigem Thier, seine Fesseln zu sprengen und ins Freie zu laufen, wo es viel Unheil anrichtete.

Der Schulze und der Adjunct, welche der Lärm auf den Schauplatz führte, Zeugen der sonderbaren Bewegungen des wüthenden Thiers, erklärten einstimmig nach kurzer Berathung, der Stier sei behext oder wenigstens vom Teufel besessen und man müsse ihn zur Pfarre führen, um ihn beschwören zu lassen.

Man beeiferte sich, den Gemeinde-Obern zu gehorchen, und der Stier ward dem Pfarrer zugeführt, dem es mit vieler Mühe gelang, die Menge zur Vernunft zurückzuführen und sich von dem Volke zu befreien.

Wenn auch der Stier der Beschwörung entging, konnte er jedoch nicht der Strafe entgehen; durch den Herrn Schulzen und Adjunct wegen Hexerei zum Tode verurtheilt, ward er alsbald hingerichtet und Keiner wagte es, von seinem Fleisch Etwas zu genießen.

zu liefern, unter der Bedingung, auf denselben durch ihre Adressen sich dem Publikum bekannt machen und empfehlen zu dürfen. Da man nun auf dieses Anerbieten einging, sieht man diese schön gemalten Vorhänge, die den pompösen Namen Nonciorama führen, ganz bedeckt mit Adressen nebst Wohnungsanzeigen und Preisen von Uhrmachern, Seidenhandlungen, Shawlfabriken, Quincailleriegeschäften, ja Holz- und Kohlenverkäufern. Da diese Vorhänge während der langen Zwischenakte herabgelassen bleiben, so hat das Publikum Muße genug, sich mit den verschiedenen Adressen bekannt zu machen. Dies mag zwar sehr praktisch sein, bringt aber eine eben so unästhetische als jede Illusion zerstörende Wirkung hervor. Mondsüchtige, hell und extrahell, Kartenschlägerinnen, Wahrsagerinnen, welche Gegenwart und Zukunft kennen, mit übernatürlichen Wesen und Geistern der andern Welt in Verbindung setzen, unfehlbare Mittel gegen alle Krankheiten, und die Art und Weise, um Glück, eine gute Heirath ꝛc. ꝛc. zu machen, angeben. Alles Anzeigen und Zauberkünste, die nicht nur vom Volke geglaubt werden, sondern auch bei einer großen Anzahl Personen der höchsten Stände und der besten Erziehung Anklang finden, wovon ich zu meinem größten Erstaunen oft Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen.

Mancher, der wenig an Gott glaubt, glaubt fest an den Teufel, und Mancher, der über Aerzte spöttelt, schenkt Quacksalbern sein Vertrauen. Die unmöglich zu haltenden Versprechen, Verheißungen dieser Letzteren, ihre ungereimtesten Rathschläge, ihre verdächtigsten medicinischen Vorschriften finden starken Glauben, blinden Gehorsam und eine reiche Ernte an Bewunderung und Geld, bis daß eine zu traurige Folge ihrer schlechten Arzneien, eine zu laut bestätigte Vergiftung das Blendwerk zerstört und die Rachsucht der Verwandten des Opfers weckt, die dann den Marktschreier gerichtlich verfolgen.

Derjenige, welcher diesmal erschien, vereinte mit dem bescheidenen Talent eines „gründlichen Heilers aller Gebrechen und Krankheiten" das einträglichere, da es auf gesunde Leute ausgeübt wird, „eines unfehlbaren Wahrsagers von gegenwärtigen und künftigen Dingen." Eine lange Reihe Kläger und Klägerinnen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, zeugten zugleich von der großen Geschicklichkeit, mit der er lange Zeit gewußt hatte, ihre Leichtgläubigkeit und ihre Börse auszubeuten. Die gröbsten Zauberkünste, die abgeschmacktesten Mittel hatten günstigen Erfolg gehabt und ihrem Erfinder ein hübsches Einkommen eingebracht. Trotz dem Unglücksfalle, der Frucht seiner Rathschläge, wegen

dessen er sich in diesem Augenblicke vor Gericht befand, schien er doch nicht gänzlich das Vertrauen seiner zahlreichen Clienten verloren zu haben, und noch weniger dasjenige, das er in sich selbst setzte. Die Sicherheit und Geschicklichkeit, welche er bei seiner Vertheidigung erwies, erweckte zu wiederholten Malen Zeichen der größten Bewunderung im Kreise der Zuschauer, und ich selbst konnte mich nicht enthalten, so vielem Verstand und solcher Kaltblütigkeit meinen Tribut zu zollen, da sie beinah die Möglichkeit fanden, eine schlechte Sache gut erscheinen zu lassen. Nachdem die Zeugen vernommen und die Vertheidigung des geistreichen Quacksalbers angehört worden, besprach sich der Präsident leise mit den assistirenden Richtern (in der police correctionelle giebt es keine Jury), dann sich zum Angeklagten wendend und ihn lächelnd anblickend, sagte er: „Nun, da Sie Wahrsager sind, werden Sie wohl schon wissen, welches Urtheil ich über Sie aussprechen werde?" — „Herr Präsident" — antwortet dieser Mann sogleich mit einer Ruhe und Geistesgegenwart, die einem englischen Staatskanzler Ehre gemacht hätte, — „es ist mir in der That nicht schwer, zu wahrsagen, daß dieses Urtheil mir nur günstig sein kann, da im entgegengesetzten Falle Sie gewiß zu viel Menschlichkeit besitzen, um einen Scherz vorangehen zu lassen!" —

Donnernde Beifallsbezeugungen, in die sogar die Mehrzahl der Opfer des Quacksalbers einstimmten, nahmen diese bemerkenswerthe Erwiederung auf, und es dauerte lange, ehe die hergestellte Ordnung und Stille dem sichtlich verlegenen Präsidenten erlaubte, mit unsicherer Stimme die Verurtheilung des beredsamen Quacksalbers auszusprechen, der ihm dafür eine so gute Lehre gegeben hatte.

Die Gerichtshöfe, die Zuschauer aller Klassen zulassen, werden für die Mehrzahl Schulen der List und Verschmitztheit, wo sie nützliche Kenntnisse sammeln für die schlechten Streiche, über die sie brüten und die zu beobachtende Taktik für den Tag erlernen, wo sie ihre Brüder auf der Bank der Angeklagten ablösen werden.

Diese interessirten Zuschauer sind vollkommen im Strafgesetzbuch bewandert, und hört man nicht selten aus der dichten Gruppe, welche sie am Ende des Saales bilden, eine heisere Stimme durch eine Anführung des Gesetzes diejenige, welche der Präsident gemacht, berichtigen. Gewöhnlich ist es ein dumpfes Gemurmel, Zeichen der Mißbilligung oder gesteigerten Interesses, das sich plötzlich erhebt aus der Mitte dieser gesunkenen Gestalten, entmenscht durch Laster und Elend, mit dem Stempel der heftigen schlechten Leidenschaf-

ten, und die ein Ausdruck des Hasses und der Rachlust gegen die Gerechtigkeit noch entsetzlicher in ihrem Heiligthume macht.

Wenn seine Sympathieen zu übermäßig erregt sind, geht das lärmende Auditorium noch weiter und erfüllt den Saal mit Geschrei und Verwünschungen, und nur mit großer Mühe gelingt es der bewaffneten Macht, den Befehlen des Präsidenten nachzukommen und den Saal von diesen Rasenden zu säubern, unter denen man nicht selten einen entlaufenen Galeerensträfling verhaftet, welchen eine Anziehungskraft, größer als die Furcht, sich wieder gefangen zu sehen, zu dem geliebten Schauspiel eines Criminalprozesses geführt hat.

Man muß es gestehen, Rechtssachen dieser Art sind es, solche, die die meisten skandalösen und schändlichen Einzelnheiten versprechen, welche das Vorrecht haben, die vornehme Welt, und besonders das schöne Geschlecht, nach dem palais de justice zu ziehen.

Nicht weit von dem Elenden, der zum Tode oder zur Galeere verurtheilt wird, erblickt man nicht selten die Feder eines eleganten Hutes, man erkennt junge, schöne, vornehme Frauen, welche, um das dringende Bedürfniß abschreckender, erregender, herzzerreißender Gemüthsbewegungen zu befriedigen, ihrer gewöhnlichen

Trägheit Gewalt angethan und seit der frühesten Stunde sich unter die Haufen gemengt haben, die immer lange vor ihrer Eröffnung die Thür des Assisenhofes belagern.

Gestoßen, gequetscht, zuweilen verhöhnt von schmutzigen, ekelhaften Leuten, dies Alles ertragen diese empfindsamen Frauen geduldig, um den bestmöglichen Platz zu erlangen, um nichts von den Geberden und Worten des interessanten Bösewichts zu verlieren; oft um sich diesen beneidenswerthen und beneideten Platz zu verschaffen, sieht man sie von Bestechungen und Hinterlist Gebrauch machen, welche jeglichen Widerstand und Strenge zu nichte machen, und die sie öfters bis auf die Bank der Advokaten bringt, oder sogar auf die der Angeklagten, von denen sie nur durch einen Gensd'armen oder Polizeibeamten getrennt sind. —

VIII.

Ich hatte den Theil des Faubourg St. Jacques, pays latin genannt, durchwandert, vor manchem Büchertrödler stillstehend, die lärmende Freude der Knaben, welche Schaarenweise aus den Gymnasien herausströmten, von Herzen mitgefühlt, mit vielem Interesse dieses gelehrsame Stadtviertel beobachtet, wo der Luxus noch unter keinerlei Form Aufnahme gefunden, wo Sitten und Gebräuche denen des Mittelpunktes der großen Stadt so wesentlich fremd geblieben, als meine Augen durch folgende Worte, welche in kolossalen gelben Buchstaben auf den blauen Fensterladen eines perruquier-coiffeur prangten, gefesselt wurden: „Hier wird Natur durch Kunst verschönert!" und die offene Thür zeigte mir einen dicken Mann im Sonntagsstaat, dessen Kinn mit einigen frischen Schmarren geschmückt und die Haare durch das berühmte Ochsenmark auf die Seite geklebt, die lächerliche Personificirung des prunkenden Schildes des Künstlers vom Faubourg St. Jacques zu sein schien.

An diesen Tempel der die Natur verschönenden Kunst

sah man einen andern angelehnt, der, obgleich von noch ärmlicherem Ansehen, da er nur aus Brettern zusammengesetzt, welche durch ein kleines Fenster und eine schmale Thür mit grünlichen Fensterscheiben getheilt wurden, dennoch die Anziehungskraft besaß, mich in sein Inneres zu locken. Denn über dieser schmalen kleinen Thür las man die feierliche Inschrift: „Hier ist das Grab der Geheimnisse“, und trotz der blinden Fensterscheiben hatte ich durch dieselben ein junges, hübsches und graciöses Mädchen unterscheiden können, wahrscheinlich beschäftigt, allerliebste kleine Geheimnisse in das Grab niederzulegen, welches durch ihr frisches, lebhaftes Aeußere wahrlich zu keinem düsteren Aufenthaltsorte ward. Ohne Metapher schien sie in diesem Augenblick einen Brief der geübten Feder des Herrn dieses Hauses zu diktiren, eines alten, öffentlichen Schreibers, dessen Gewerbe darin besteht, Bittschriften aufzusetzen, die energische Liebeserklärung des jungen Soldaten und die Antwort der sentimentalen Köchin in poetische Worte einzukleiden; zu festgesetzten Preisen Glückwünsche zu Geburtstagen und Neujahr zu liefern, auch Verse, die bestimmt sind, auf einem Grabstein die Tugenden irgend eines Gewürzkrämers dieses Stadtviertels zu verewigen, endlich Lieder für Hochzeiten und Kindtaufen zu verfertigen, so wie Aushänge-

schilder, welche eine wichtige Rolle in der Industrie der Faubourgs spielen.

Ein mit Papier und Tintenflecken bedeckter Tisch, drei schwarze, wurmstichige Schemel bildeten das einfache Ameublement der Grabstätte, welche ein blasses unbestimmtes Licht erhellte, in vollkommnem Einklang mit der geheimnißvollen Bestimmung des Ortes.

Der öffentliche Schreiber, bekleidet mit einem alten fettigen, abgeschabten Rock, dessen rechter Aermel jedoch, als am ausgesetztesten, durch ein Stück Wachsleinewand geschützt ward, war besonders bemerkenswerth durch eine enorme Nase, deren Spitze in der Farbe mit der rothen Rübe wetteiferte; auf dieselbe war eine Brille gestützt, deren Gläser aus den Fensterscheiben entnommen zu sein schienen. Bei meinem Eintritt in die Bude stand er schleunigst auf, steckte die Feder hinter's Ohr, und nachdem er in größter Geschwindigkeit seine Rockschöße herabgeschlagen auf eine Stelle, welche dieses Schutzes ganz besonders zu bedürfen schien, verbeugte er sich ehrerbietig vor mir oder vielmehr vor meinem Anzuge, welcher ihm wahrscheinlich einen Clienten ankündigte von einer Gattung, wenig daran gewöhnt, ihre Geheimnisse in das Grab des Faubourg St. Jacques niederzulegen. Da ihrerseits die hübsche kleine Grisette, um meinen Eintritt zu feiern, keinen Blick in den

Spiegel werfen konnte, (da keiner dort war, und es auch nicht passend gewesen wäre, einen im Grabe der Geheimnisse zu finden), rückte sie instinktmäßig das Tuch, welches künstlerisch um den Kopf geschlungen war, zurecht und schlug die Falten ihrer schwarzen Schürze auf ihr rosa gestreiftes Kleid graziös herab. Einem nicht zu verkennenden Zeichen zufolge, welches mit vieler Wichtigkeit von dem Herrn des Grabes gemacht ward, bereitete sie sich vor, mir das Feld zu räumen, als ich sie dringend zurückhielt und ihr versicherte, daß ich außer mir sein würde, sie in der Angelegenheit, welche sie beschäftigte, zu stören, daß die meinige außerdem nicht im Mindesten eile (was gewiß wahr war), daß ich im Almanach lesen würde, während sie ihren Brief beende, oder auch spazieren gehen wollte, wenn sie an meiner Verschwiegenheit zweifele.

„Das Fräulein weiß zu gut, was sie einer Person von Stande schuldig ist", antwortete der Schreiber, sich bis zur Erde verneigend, „um nicht in Sie, mein Herr, das größte, das unbegrenzteste Vertrauen zu setzen", und indem er diese Worte aussprach, warf er dem jungen Mädchen, welches unentschieden schien, einen bedeutungsvollen Blick zu, damit sie dieselben bestätige und mich zum Bleiben einlade.

Nach einem kurzen Kampf mit ihrer Schüchtern-

heit, welche ihre Wangen mit dem schönsten Roth färbte, nahm die Kleine endlich das Wort, und sagte mit der graziösen pariser Zungengeläufigkeit, „daß in der That der Herr jegliches Vertrauen zu rechtfertigen schiene und daß, wenn es den Herrn nicht zu sehr langweile, sie fortfahren würde, ihren Brief zu diktiren für — — — für — — — einen Freund, der sich in diesem Augenblick in Algier befände, — garstiges Land", fügte sie seufzend hinzu, „wo er ihn vielleicht gar nicht erhält, denn man stürbe dort nach kurzer Zeit," hatte sie sagen hören.

Ich versicherte ihr, daß, da ich selbst dort gewesen, ich ihr die besten Auskünfte über Algier geben könne, und daß ich den Beweis liefere, daß man wohl und munter zurückkehre. Ich fügte hinzu, daß Mancher, der als gemeiner Soldat hingegangen, nach Frankreich zurückkäme als Unteroffizier, und mit Ersparnissen, welche vortrefflich zu einer Wirthschaftseinrichtung hülfen. „Ach mein Herr! rief die kleine Grisette mit verklärtem Gesicht, „ist es die Möglichkeit! glauben Sie wirklich, daß Carl einmal wiederkommt, wie Sie da sagen?" — Ich erwiederte, „daß es Carl, der gewiß ein vortrefflicher Mensch sei, da er eine so hübsche und treue Freundin habe, sicher nicht an Erfolg fehlen würde, und daß, wenn sie es wünsche, ich ihn seinen

Vorgesetzten empfehlen, den Brief besorgen und ihr die Antwort verschaffen würde!“ „Du mein Gott!“ rief die Kleine mit Entzücken, „was sind Sie gut!“ und sich hastig mir nähernd, wollte sie mir, glaube ich, um den Hals fallen, ohne die Einmischung des alten Schreibers, der, wahrscheinlich fürchtend, daß sie mir diesen unehrerbietigen Beweis ihrer Dankbarkeit geben würde, sie geschickt beim Arme zurückhielt, mit concentrirter, feierlicher Stimme sagend: „Junges Mädchen, vergiß Dich nicht! und verlier' durch die Erkenntlichkeit nicht aus dem Auge, was Du einer Person von Stande, wie der Herr, schuldig bist!“ — „Sie müssen sie entschuldigen“, fügte er hinzu, während die Kleine mich lächelnd ansah, als zweifle sie, für die beabsichtigte Beleidigung einer Entschuldigung zu bedürfen, — „Sie müssen sie entschuldigen, ich kenne diese Jugend von der Wiege an; sie ist lebhaft, sogar etwas salpeterartig, aber brav und ehrlich, und würde um Nichts in der Welt einen Verstoß begehn gegen das, was sie einer Person von Stande, wie Sie, mein Herr, schuldig ist!“ wiederholte er nochmals mit einem neuen Bückling gegen meine Person von Stande, welche so wenig fürchtete, daß man wider den ihr schuldigen Respect handele, daß ich, mit der Behutsamkeit, welche seine wurmstichigen Beine forderten, meinen Sitz dem des

hübschen Kindes nähernd und eine ihrer Hände vertraulich in die meinigen nehmend, sie bat, mir ausführlich ihre Liebe mit Carl, dem Soldaten in Algier, zu erzählen. — „Mein Gott, mein Herr,“ fragte sie ganz erstaunt, „woher wissen Sie denn, daß er mein Liebhaber ist?“ — Naiver Ausruf, welcher mir einen verschmitzten Blick des Verständnisses von Seiten des Besitzers des Grabes zuzog, begleitet von einem: „Sie sehen, es ist unschuldig, wie ein neugebornes Kind! Junges Mädchen,“ fügte er hinzu, „komm schleunigst dem Wunsch des Herrn nach, denn jedesmal, wenn eine Person von Stande Dir die Ehre anthut, Etwas von Dir zu begehren, mußt Du Dich beeilen, Deine Achtung durch gänzlichen Gehorsam zu beweisen.“ — Ich weiß nicht, in wie weit der Correspondent in Algier mit dieser Lehre unbegrenzter Willfährigkeit gegen Begehren von Personen von Stande zufrieden gewesen wäre; was mich betrifft, mich nicht berufend fühlend, sie zu berichtigen, so erneuerte ich meine Bitte, die kleine Hand sanft drückend, welche nach den Gehorsams-Einschärfungen des Freundes der Personen von Stande man nicht gewagt hätte, der meinigen zu entziehen, und nachdem sie gelächelt, und bei den Erinnerungen, welche sie hervorrief, erröthet, richtete das junge Mädchen ihre hübschen, nicht so groß als spre-

chenden, braunen Augen auf mich. „Da es der Herr befiehlt," sagte sie endlich, „werde ich ihm meine ganze Geschichte mit Carl erzählen, sie ist recht sonderbar, Sie werden sehn. Meine Mutter hat einen kleinen Kuchenladen an der Ecke der place de l'Estrapade, was macht, daß ich die Kuchen nicht leiden kann, so viel sind mir seit meiner Kindheit durch die Hände gegangen. Hingegen lieben die Schüler sie wohl, und des Morgens, wenn sie ins Gymnasium gehen, und an mir die Reihe ist, den Laden zu hüten, während die Mutter auf dem Markte ist, habe ich große Mühe, sie alle zu bedienen und mir unsre Apfeltörtchen bezahlen zu lassen, die sie schnell verzehren, aber nicht ebenso bezahlen. Es ist einige Jahre her, daß wir Carl unter den besten Schülern täglich an unserm Laden sahen. Er war damals groß und mager, nicht sehr elegant, aber dennoch so sauber, so höflich, so sanft, so . . . . . daß Mutter ihn allen Andern vorzog und ich ihm unsere größten Törtchen gab. Oft brachte er mir kleine Geschenke, indem er sagte, daß sie die Freundschaft unterhielten . . . . . Das machte mir große Freude und ärgerte die andern Mädchen in der Nachbarschaft . . . . . Bald war es eine sprechende Amsel, bald ein Blumentopf, einmal versteckte er in meinen Korb einen schönen „Tag des Christen" in rothem Maroquin mit

Goldschnitt eingebunden, um meine Gebete zu verrichten, denn ich muß Ihnen sagen, daß Carl fromm wie ein Engel ist, und daß er gewiß Priester geworden wäre, wenn . . . . . wenn . . . . . kurz, wir liebten uns schon sehr zu jener Zeit, und es hat alle Tage so fortgedauert, drei Jahre lang. Carl kam vor allen Andern an unseren Laden, erzählte Neuigkeiten, las der Mutter (die sich sehr auf Politik versteht) die Zeitungen vor, dann unterhielt er sich mit mir von Dem und Jenem, gab mir gute Rathschläge, gute Bücher zu lesen und ging zu seinem Unterricht, indem er sich auf der Thürschwelle umdrehte, um mir nochmals Adieu zu sagen, und ich lief nach der Thür, sobald er fort war, um ihm bis ans Ende der Straße nachzusehen. Aber ich wußte nicht, daß dies Alles Liebe war, und sogar wenn die Nachbarsfrauen sagten, wenn Carl vorbeiging: „Das ist Finchens guter Freund, wie nett er ist!" so machte mich das verlegen und ärgerte mich, denn Carl hatte mir nie etwas von Liebe gesagt, im Gegentheil, wenn er mich allein fand, lief er davon, als fürchte er sich; es fing sogar an, mich zu langweilen, als eines Tages er noch früher als gewöhnlich kommt, und, anstatt fortzugehen, da Mutter nicht zu Hause war, sich ganz nahe bei mir hinsetzt ohne Etwas zu sagen und ohne mich anzusehen. Er

war ganz komisch . . . . . traurig, blaß wie der Tod, ißt ein Törtchen auf einen Bissen, nimmt dann ein zweites, welches er eben so verschlingt, dann noch eins. . . . . . „Aber Herr Carl," sage ich ihm endlich, „Sie werden sich Schaden thun, Sie, der Sie so mäßig sind, mit all' diesen Törtchen, was haben Sie denn heute vor, daß Sie so viel Kuchen auf einmal essen?" — „Ach Mamsell Finchen," antwortete er mir mit einem Seufzer, der eine Windmühle in Bewegung gesetzt hätte, — „ich liebe Sie und bin sehr unglücklich!" und der arme Carl, der, ich muß es Ihnen sagen, so unterrichtet wie ein Professor war, erzählte mir, wie er gehofft, eine Stelle zu erhalten, welche ihm erlaubt hätte, mich zu heirathen, aber daß nach vielen Versprechungen und schönen Worten Niemand ihm Arbeit geben wolle, und da seine Mutter ihn nicht mehr unterhalten könne, er beschlossen habe, seinen Tod in Algier zu suchen, um mich nicht die Frau eines Andern werden zu sehn. Er sagte mir dies Alles auf eine so zärtliche Weise, er war so traurig, so unglücklich, daß man ein Herz von Stein hätte haben müssen, ist es nicht wahr? um ihm noch mehr Kummer zu verursachen; auch versprach ich ihm gleich vor dem lieben Gott, keinen andern Mann zu nehmen, als ihn, und geduldig zu warten, bis daß er sein

Glück gemacht . . . . . aber es ist immer sehr traurig, es so weit suchen zu müssen, in einem so rohen Lande, wie dies garstige Algier, wo mein armer Carl sich schon seit zwei Jahren befindet, ohne Offizier zu werden oder Sergeant, oder irgend Etwas!" — „Das thut nichts" — setzte sie hinzu, nachdem sie ein graziöses, melancholisches Mäulchen gemacht, und ihr kleines, entschiedenes Wesen wieder angenommen, „ich werde Carl erwarten, wie ich es versprochen, und ihm recht treu bleiben. . . . . . Herr Bonnard kann Ihnen sagen, daß ich sogar schon eine glänzende Heirath ausgeschlagen habe, und wenn die Studenten sich Freiheiten erlauben wollen . . . . . Nichts davon!" . . . . sagte sie mit einer kleinen, würdigen und entschlossenen Abwehrungsbewegung, „Carl wird mich brav und ehrlich wiederfinden, wie er mich verlassen!"

Diese naive Erzählung trug den Stempel so vollkommener Reinheit, daß sie mich sehr rührte, auch hatte ich vor ihrer Beendung der Hand des hübschen jungen Mädchens ihre Freiheit wiedergegeben und meinen Stuhl von dem ihrigen entfernt. Ich bat, daß man mir den Brief an Carl zeigen möge, ein Machwerk, halb pedantisch, halb zärtlich und einfach, je nachdem der alte Schreiber mehr oder minder von dem Seinigen dazu gegeben, und welches er mir mit dem ko-

mischsten Pathos vorlas. „Ich habe Etwas hinzuzusetzen!“ rief die Kleine, als er geendet ..... „Herr Bonnard, schreiben Sie, schreiben Sie schnell“, sagte sie lebhaft, indem sie ihm die Feder in die Hand gab, als fürchte sie eine plötzliche Eingebung zu verlieren. „Ich bin bereit, mein Kind“, sagte der Schreiber, „wir waren stehen geblieben: „und die nur mit meinem Leben enden werden.“ — „Mein guter Carl“, diktirte das junge Mädchen mit Inbrunst, „der liebe Gott hat mir so eben einen schönen Herrn geschickt, welcher übernimmt, Dir diesen Brief zukommen zu lassen, er interessirt sich für uns und verspricht, Dich Deinen Vorgesetzten zu empfehlen ...... es ist ein Engel!“ ..... fügte sie hinzu mit einem Entzücken, welches machte, daß der Schreiber schnell den Kopf erhob und seine Feder stillstehen ließ ..... „Junges Mädchen, junges Mädchen“, sagte er kopfschüttelnd, „so spricht man nicht von einer Person von Stande, und ich habe Dir schon bemerkbar gemacht ......“ „Lassen Sie sie sprechen“, rief ich ihm zu, und gegen seinen Willen zwang ich den alten Pedanten, meine Person von Stande incognito unter dem einfachen Titel „Engel“ nach Algier reisen zu lassen und alle anderen köstlichen Uebertreibungen aufzuzeichnen, welche die innige Dankbarkeit der guten Kleinen eingab für den improvisirten Beschützer ihres

Liebhabers; Beschützer, der nicht nur sein Versprechen halten, sondern noch mehr thun wird, indem er sich nur nach dem Laden der niedlichen Kuchenhändlerin der Estrapade begeben wird, um Nachrichten von dem jungen Soldaten zu überbringen, für dessen Wohl er arbeiten will.

Ich verließ das „Grab der Geheimnisse" mit inniger Zufriedenheit, welche sichtlich von Denen, die ich verließ, getheilt wurde. Das junge Mädchen, beide Hände auf ihr Herz gelegt, schien in demselben das Entzücken zurückhalten zu wollen, welches in ihren Augen strahlte, und dessen Aussprache vielleicht nicht zu vereinbaren gewesen wäre mit dem, was sie meiner „Person von Stande" schuldig; während der alte Schreiber um so mehr von meinem Recht zu diesem Titel überzeugt blieb, als ich, in Ermangelung von Geheimnissen, ein Fünf-Frankenstück in das Grab niederlegte, welches ihm gestatten wird, noch einige Schattirungen mehr seiner blaurothen Nase hinzuzufügen.

IX.

Schon eine geraume Zeit ist verflossen, daß wir, nachdem uns der Präsident von B. interessante Einzelnheiten über das tragische Ende des Herzogs von Bourbon erzählt und hinzugefügt hatte, daß das Schloß St. Leu, Schauplatz dieses finsteren Ereignisses, da es keinen Käufer fände, wahrscheinlich unverzüglich zerstört werden würde, *) den Entschluß faßten, dasselbe am andern Tage zu besehen; und der Abend verfloß in Unterhaltungen über diese denkwürdige Episode der denkwürdigen Juli-Revolution.

Wenn der größte Theil des Publicums überzeugt bleibt, daß eine Schandthat dem Leben des Herzogs von Bourbon ein Ende gemacht und daß der Schleier geheimnißvoller Greuelthat, den die menschliche Gerechtigkeit noch nicht hat heben können, einst durch eine göttliche Offenbarung beseitigt werden wird; wenn die Feinde Ludwig Philipp's und die Freunde blutiger Drama's behaupten, daß die hohe Person, die am meisten durch dies tragische Ereigniß gewonnen, den

*) Was auch bald darauf geschah.

geheimnißvollen Umständen, welche dasselbe herbeiführten, nicht fremd geblieben; die gemäßigtsten, unparteilichsten Personen, indem sie anerkennen, daß die Ermordung nicht gerichtlich feststeht, genöthigt sind, zu gestehen, daß zahlreiche moralische Beweise es beargwöhnen lassen; und daß die Briefe des Königs Ludwig Philipp und seiner Gemahlin zu der Zeit, wo der Herzog von Bourbon so grausam bestürmt ward, ein Testament zu ihren Gunsten zu machen, wenn auch nicht ihre Mitschuld bei dem gräßlichen Ereigniß darthun, dennoch von einer Unzartheit und Gewinnsucht zeugen, welche der Werth des begehrten Vermächtnisses in der That erklärt, aber gewiß nicht rechtfertigen kann.

Daß sie sich unter den niedrigen Schutz der Madame Feuchère gestellt, um bei ihrem unglücklichen und zu schwachen Verwandten eine Person zu haben, welche ihren Interessen, die mit denen dieser verachtungswerthen Frau eins geworden, ergiebt: daß sie ihre Stellung am Hofe Carls X. benutzten, um sie dort vorzustellen, eine Ehre, um die sich Madame Feuchère seit langer Zeit eifrigst bewarb, ohne daß man es von der Festigkeit Ludwigs XVIII. erlangte, sie ihr zu bewilligen. Dies sind durch die gerichtlichen Verhandlungen festgesetzte Thatsachen, die, jede Parteilichkeit bei Seite, es unmöglich ist, weder zu verkennen, noch zu ent-

schuldigen in dem Benehmen der Familie von Orleans bei dieser finsteren und unglücklichen Geschichte. Trotz dem von dem Herzog von Bourbon empfundenen und laut ausgesprochenen großen Widerwillen gegen das Beenden und Unterschreiben der von Madame Feuchère dictirten Verfügungen, welche zwischen ihr und dem Herzog von Aumale das colossale Vermögen der Condé's theilte, wurde dennoch das Testament geschlossen und unterschrieben kurze Zeit vor der Juli-Revolution.

Die Gewalt, welche man den Gefühlen des hohen Greises anthat, um ihn dahin zu bringen, durch zahlreiche Beweise bestätigt, ist unter Anderem in einem Briefe an den Herzog von Orleans ausgesprochen, der bei dem Prozeß als Akte gedient, und in welchem der unglückliche Prinz seinen Vetter bittet und beschwört: „im Namen der Bande, die sie vereinen, im „Namen der Ehre und des Zartgefühls, sei„nen Einfluß bei Madame Feuchère zu ge„brauchen, damit er nicht gequält, geplagt „werde, wie er es seit einiger Zeit wird, um „eine Sache zu beenden, die sich an andre „Einrichtungen knüpft, und die nur mit „aller Erwägung und allem Nachdenken, „die sie erfordert, beschlossen werden kann!“

Trotz diesen rührenden Bitten und dem Versprechen

des geforderten Einschreitens von Seiten des Herzogs von Orleans, war es kurze Zeit nach dem Datum dieses Briefes, daß das Testament abgeschlossen ward, und man muß bekennen, daß das traurige Ende des Testirers der Bestätigung desselben recht zu Statten kam, da ohne Zweifel in Folge der Juli-Revolution, welche Karl X. und seine Familie beinahe aller Mittel entblößte, dieses Testament null und nichtig erklärt worden wäre, oder wenigstens zu Gunsten der gefallenen Linie bedeutende Aenderungen erlitten hätte.

Madame Feuchère, eine Engländerin von der niedrigsten Abkunft und Erziehung, hatte die Mittel gefunden, was leider nur zu leicht war, den Herzog von Bourbon zu fesseln und ihn in seinen letzten Jahren ganz zu beherrschen. Dieser Prinz, der, als sein tapferer berühmter Vater starb, sich edelmüthig weigerte, den Titel Herzog von Condé zu führen, da er, wie er sagte, sich nicht würdig fühle, den Ruhm dieses großen Namens zu vertreten, dieser Prinz, in allen anderen Verhältnissen des Lebens ein Muster von Zartgefühl und ritterlichem Edelsinn, schauderte, durch eine traurige unbegreifliche Anomalie, nicht vor einem abscheulichen Vertrauensmißbrauch zurück, indem er seine Maitresse für seine Tochter ausgab und sie, Dank diesem Titel, an den Obersten von Feuchère verheirathete.

Aber dieser Ehrenmann hatte kaum entdeckt, welche Bande den Prinzen und seine Frau vereinten, als er sich augenblicklich von ihr scheiden ließ, indem er ihr ihr ganzes Vermögen zurückgab und sich sogar weigerte, die Vortheile der königlichen Gunst zu behalten, die er einer Beschützung verdankte, welche er fortan als entehrend betrachtete.

Die Juli-Revolution versetzte den Herzog von Bourbon in lebhafte Unruhe und tiefen Kummer. Das Loos Karls X., den er besonders liebte, und das seiner Familie beschäftigte ihn auf das Traurigste bis zu dem Augenblick, wo er erfuhr, daß die königlichen Verbannten ihren Bestimmungsort ungefährdet erreicht; dann kehrte seine Ruhe wieder zurück, er nahm seine unterbrochenen Gewohnheiten wieder auf und empfing an seinem Namenstage, den 25. August, die Glückwünsche der ganzen Bevölkerung von St. Leu mit der großen Liebenswürdigkeit, die ihn charakterisirte. Mehrere vornehme Personen, welche am 26. aus Paris kamen, wurden zu seinem Diner zugelassen, und eine davon, der Graf Brissac, ward sogar von dem Herzog eingeladen, einige Tage in St. Leu zuzubringen.

Denselben Abend, während seiner Whistparthie, ein alltägliches Vergnügen des Prinzen, welches er erst seit einigen Tagen wieder aufgenommen, kritisirte er lustig

einen Zug im Spiel, und seinen Verlust dabei bezahlte er nicht, indem er sagte: „Auf Morgen." Nachdem er alsdann seiner ganzen Umgebung mit gewohnter Freundlichkeit: „Gute Nacht" gewünscht, begab er sich gegen Mitternacht in sein Schlafzimmer, wo sein Kammerdiener ihn ganz ruhig verließ, nachdem er den Befehl erhalten, ihn am andern Morgen um 8 Uhr zu wecken. Wie es die Untersuchung im Sterbezimmer erwiesen, hatte sich der Prinz, als er allein geblieben, allen seinen Gewohnheiten der Ordnung und sonstigen Einrichtungen überlassen, und nach dieser Besichtigung kann man sich nicht der Ueberzeugung erwehren, daß er auf einen folgenden Tag gerechnet hatte. Seine beiden Uhren aufgezogen, ein Knoten in sein Taschentuch gemacht, wie er es gewöhnlich des Abends that, wenn er sich an etwas erinnern wollte, seine kleine Spielschuld eingetragen; Alles dies scheinen unwiderrufliche Beweise zu sein, denen man noch hinzufügen kann den oft ausgesprochenen Abscheu des Prinzen gegen Selbstmord, seine Sorgfalt und große Güte gegen seine Dienstboten, die ihm unmöglich gemacht hätte, auf dieselben, und besonders auf Madame Feuchère, den Verdacht fallen zu lassen, den sein plötzlicher geheimnißvoller Tod erwecken mußte. Eine Menge physischer Gründe kommen noch zu diesen hinzu, um die Unmöglichkeit eines Selbstmordes zu

beweisen. Man fand den Prinzen an seiner Fensterklinke aufgeknüpft, die Füße an der Erde, in die Knie gesunken, das Gesicht keineswegs entstellt, Alles für eine andere Todesart, als den angegebenen Selbstmord, zeugend; dann waren die Knoten der Taschentücher um seinen Hals mit einer dem Prinzen ganz fremden Kunst geschlungen und die außerdem eine im Jahre 1793 erhaltene Wunde ihm ganz unmöglich gemacht hätte, in der Höhe, wo sie sich befanden, zu knüpfen, da er seit jener Zeit den einen Arm nicht bis zum Kopf erheben konnte.

Die am meisten in Frankreich und unter den Bewohnern von St. Leu allgemein verbreitete Ueberzeugung ist, daß der Herzog von Bourbon in seinem ersten Schlaf erstickt, nachher an das Fenster gehängt worden, um der Ermordung den Anschein des Selbstmordes zu geben; die nach Innen geschlossenen Thüren des Zimmers des Prinzen bringen keine dieser Meinung entgegengesetzten Beweise, da diejenige, welche von der Hintertreppe nach der Wohnung der Madame Feuchère führte, nur mit einem schwachen Riegel versehen, welcher mit Hülfe eines Bandes leicht zu öffnen war, wie es die Leute vom Hause oft versucht haben.

Alles war Anfangs August heimlich vorbereitet worden für die baldige Abreise des Herzogs von Bour-

bon, und mehrere seiner ihm ganz ergebenen Diener kannten seine Absicht, dasselbe Loos mit der verbannten königlichen Familie, Gegenstand seines zärtlichsten und lebhaftesten Interesses seit der Juli-Revolution, zu theilen; Maßregeln waren zu diesem Zweck getroffen, bedeutende Summen gehoben worden und Verschwiegenheit, besonders gegenüber Madame Feuchère, anempfohlen, deren Heftigkeit der Prinz fürchtete, und deren unüberwindlichen Widerstand gegen einen Plan, der natürlicherweise den Interessen dieser habsüchtigen Frau schaden mußte, er im Voraus kannte.

Die eiserne Knechtschaft, in welcher sie den unglücklichen Prinzen hielt, die schändliche und heftige Behandlung, der er mehrmals von ihrer Seite ausgesetzt gewesen, hatten ihm endlich ihre Tyrannei verabscheuenswerth gemacht, ohne daß die seinem Charakter und seinem Alter eigenthümliche Schwäche ihm erlaubte, sich derselben zu entziehen. Nach und nach hatte dieser unglückliche Prinz seine alten Freunde und Diener durch Creaturen und Verwandte der Madame Feuchère ersetzt und sein Vermögen wie seine Person ganz zu ihrer Disposition gestellt gesehn, und es war im Augenblick, wo diese Megäre glaubte, ihre Macht befestigt und ihr kolossales Vermögen gesichert zu haben, daß der Auswanderungsplan des Herzogs von Bourbon sie

bedrohte, ihr eins und das andere zu entreißen! Man fühlt hiernach die unfehlbaren Folgerungen, welche die öffentliche Meinung aus dem gewaltsamen Tode des Herzogs ziehen mußte, einem Tode, der der Madame Feuchère für immer die glänzende Stellung sicherte, welche neuere Verfügungen des Prinzen ihr auf ewig geraubt haben würden.

Diese Einzelnheiten wurden uns vom Präsidenten B. auf dem Wege von Paris nach St. Leu mitgetheilt. Die lachende Landschaft, welche es umgiebt, ließ dieses verlassene Schloß noch finsterer erscheinen; ehemals ein Aufenthaltsort des Vergnügens und der Pracht unter der Königin Hortense, heute düster, öde und in jedem Gegenstand, jedem Raum, welcher sich darin befindet, einen wehmüthigen Zusammenhang mit dem geheimnißvollen Drama hervorrufend, welches es mit tragischen Erinnerungen erfüllt. Dadurch wurden auch Käufer der höheren Klasse der Gesellschaft davon abgeschreckt, und es sollte dieser schöne Besitz zerstückelt werden und sein melancholisches Interesse unter dem Hammer irgend eines Gewerbtreibenden verlieren.

Mit dem besonderen Talent, welches sie besitzt, Leute zum Sprechen zu bringen, kostete es Frau von St. R. wenig Mühe, dem alten Kastellan die Zunge zu lösen, der sich zuerst vorsichtig in ein System unbe-

deutender Einsylbigkeiten verschanzen zu wollen schien, als man ihm Fragen über den Tod des Herzogs von Bourbon vorlegte. Sein Vertrauen aber einmal gewonnen, erzählte er uns viele Einzelnheiten aus dem Leben und den letzten Tagen des Prinzen, und nachdem er uns in das Zimmer, wo derselbe verschieden, geführt, machte er uns durch leicht zu erkennende Spuren bemerkbar, daß dasselbe anders als zu seinen Lebzeiten eingetheilt worden war. Madame Feuchère hatte, kurze Zeit nach dem Tode des Prinzen, verlangt, daß das Fenster, an welchem er aufgehangen gefunden ward, vermauert würde, so wie auch die kleine Thür, die durch eine Hintertreppe nach ihrem Zimmer im rez de chaussée führte.

In diesen Vorsichtsmaßregeln, bemerkte der Präsident B., liegt Etwas, was den vergeblichen Versuchen der Mörder gleicht, die anklagenden Blutspuren an ihren Kleidern zu vertilgen, und wenn diese Frau unschuldig war, so sind diese von ihr angeordneten Aenderungen in dem Sterbezimmer vielleicht noch unbegreiflicher, als die Ermordung selbst. „Wir haßten alle Madame Feuchère", sagte der alte Kastellan, „aber wir fürchteten sie eben so sehr; auch wurden ihre Befehle weit besser befolgt, als die unseres armen Herrn, der die Sanftmuth und Güte selbst war."

„Nachdem man ihn geselbstmordet*), bot sie Alles auf, um uns zu ihren Gunsten vor Gericht aussagen zu lassen; aber das war verlorne Mühe, und Keiner von uns Allen hat bei dieser bösen Frau bleiben wollen, obgleich sie uns Lohnerhöhung und Belohnungen versprach."

Als der Besuch in dem traurigen Schloß beendet, begaben wir uns nach der Kirche von St. Leu, wo sich ein schönes Grabmal befindet, welches die Königin Hortense einer ihrer Freundinnen setzen ließ, einer schönen jungen Frau, welche während einer Vergnügungsreise im südlichen Frankreich vor ihren Augen in einen der tiefen Abgründe stürzte, deren lachende Umgegend die große Gefahr verbirgt.

Madame de St. R., deren Aufmerksamkeit Nichts entgeht, befragte den Küster über eine leere Stelle, welche sich, gegen den Gebrauch, über dem Hauptaltar befand, der dadurch des Schmuckes, den man gewöhnt ist, an demselben zu sehen, beraubt schien. „Ach," sagte dieser Mann, „das hat zu der Zeit eine gewaltige Geschichte gegeben, und heute noch blutet mir das Herz bei dem Gedanken an den schönen heiligen Geist, den man daran sah und den man uns gezwungen hat, verschwinden zu lassen. Dieser heilige

*) „après qu'on l'eut suicidé!"

„Geist, der eine Taube war (was, wie Sie wissen, „dasselbe ist)“, fügte er, richtig belehrend, hinzu, „hatte „so lange Flügel, einen so schönen Schnabel, war mit „einem Worte so prächtig, daß bei der Restauration „man zu schreien anfängt, „es sei ein Adler des Kai- „sers, — es sei eine Schande, und daß man ihn, wie„ die Andern, stürzen müsse. Der Herr Pfarrer „mochte noch so sehr vorstellen, „es sei wirklich der hei- „lige Geist, und es wäre gotteslästerlich, ihn anzurüh- „ren,“ wir haben ihn ohne Barmherzigkeit vom Altar „abreißen sehen! . . . . . Glücklicherweise für unsere „Kirche ist uns eine andere Seltenheit zugekommen, „die man nicht unter dem einfachen Stein sucht, den „Sie da vor Ihren Füßen sehen,“ setzte der Küster seine Rede fort, indem er mit vieler Wichtigkeit auf eine lange, schwarze, zwischen den Steinplatten der Kirche eingelegte Marmortafel zeigte, auf welcher weder Name noch Grabschrift das Interesse erklärten, welches er derselben beizulegen schien. Nachdem er uns wahr- scheinlich hinreichend vorbereitet für seinen Knalleffect ge- funden, fuhr er feierlich fort: „Es ist der Vater des Kai- sers,“ wobei er das R dieses Namens wie eine Fanfare schnarren ließ, dann, als er den Ausdruck des Zweifels bei dieser unerwarteten Mittheilung auf unsern Gesichtern las: „Ja,“ fügte er mit Nachdruck und mit der befriedigten

Miene eines Mannes, daran gewöhnt, durch eine sonderbare und wenig bekannte Geschichte Eindruck zu machen, hinzu, „Ja, meine Herren und Damen, es „ist wirklich der Vater des Kaisers Napoleon Bona„parte, der unter diesem Steine ruht, ... so wie „Sie mich hier sehen, habe ich selbst geholfen, ihn dort „zu betten, und Sie werden gleich erfahren, warum: „Der Graf von St. Leu, anders gesagt, der König „von Holland, der der gutmüthigste Mensch von der „Welt war, gar nicht so stolz, wie der Andere, sein „Bruder, der Kaiser, grämte sich, daß ihr Vater, der „alte Bonaparte, da weit, weit weg, in irgend einem „Eckchen begraben läge, ohne alle Umstände, als wä„ren Alle seine Kinder nicht Könige und Königinnen, „als wenn es deren regnete ..... so schlug der „König Louis dem Napoleon vor, ihrem Vater Ehre „zu erweisen, und seinen Körper an irgend einen an„genehmen Ort bringen zu lassen, geschmückt mit einem „schönen Marmor-Monument, wie es sich schickte, aber „der Kaiser, der sich nicht darum kümmerte, antwor„tete barsch: „Man muß die Todten ruhen lassen!“ „so daß für den Augenblick nicht mehr davon gespro„chen ward. Aber der gute König, dem die Sache zu „Herzen ging, kam so oft wieder darauf zurück, und „bat seinen Bruder so sehr, daß er endlich von diesem

„die Erlaubniß erhielt, den alten Bonaparte inmitten „seines Parks von St. Leu beerdigen zu lassen, wo „er recht bequem bis zum jüngsten Gericht hätte liegen „können, wären nicht eines schönen Tags die An„dern, die Legitimes, zurückgekehrt, und hätte nicht der „Herzog von Bourbon, dem St. Leu gefiel, es von „der Königin Hortense gekauft, die mit allen Bona„parte's verbannt ward. Nachdem aber Alles geord„net und bezahlt worden, liest der Herzog von Bourbon „den Contract und sieht darin, daß er mit St. Leu „die Asche des alten Bonaparte gekauft, ... „des „Vaters dessen, der seinen königlichen Sohn ermorden „ließ", wie der Herr Pfarrer sich ausdrückte. — Da „ward denn der Herzog entsetzlich wüthend und er„klärte, daß er nicht im Schlosse schlafen würde, ehe „nicht der Körper des alten Bonaparte aus seinem „Park entfernt worden! . . . . . Denselben Abend also, „ohne Sang und Klang, brachte man ihn mit seiner „Marmortafel in die Mitte unserer Kirche, wo er jetzt, „wie Sie sehen, recht ruhig liegt und nichts mehr von „den Revolutionen zu fürchten hat, denn wir wollen „hoffen, daß wir so genug haben!"

Diese Details — wenn auch auf eine komische Art von dem Küster erzählt, sind ganz wahrheitgemäß und uns späterhin durch glaubwürdige Personen bestätigt

worden. Sie sind wenig bekannt und unter den Verehrern von Napoleons Asche sind wahrscheinlich Wenige, die den Ort kennen, wo sein Vater ruht.

„Wahrlich," sagte Madame de St. R., „es ist eine recht undankbare Sache, mit einem großen Manne verwandt zu sein, er zieht das Interesse und den Ruhm einer ganzen Familie an sich. Napoleon hat die seinige ganz verdunkelt, es fernerhin unmöglich gemacht, seinen Namen ohne Lächerlichkeit zu tragen und sogar das Andenken seines Vaters neutralisirt!"

„Ohne Zweifel," erwiederte ich, „um ein guter und würdiger Sohn zu sein, muß man jenem jungen Prinzen gleichen, dem der gelehrte H. . . . . . nachdem er sich lange mit ihm unterhalten, wie er sagte, eine wichtige Entdeckung verdanke, die bis dahin seinem Scharfsinn entgangen: „daß der Prinz, sein Vater, sehr geistreich sei!"

X.

Seit der Regierung Ludwig Philipps ist Versailles der liebste und am häufigsten besuchte Ort in der Umgegend von Paris. Der weniger bemittelten Klasse der Gesellschaft ist dieser Ausflug dadurch erleichtert worden, daß die Eisenbahn sie schnell und billig den Weg zurücklegen läßt, und der kleine Professionist, welcher ehemals lang und breit mit seiner Familie über die Absicht einer abenteuerlichen Reise nach Versailles berathschlagte, führt dieselbe heut zu Tage in jedem Jahre ohne Vorbereitungen aus, ohne Furcht eines zu großen Unternehmens, oder einen zu tiefen Griff in die Börse zu thun.

Nicht, daß man in einem Tage die unendlichen Einzelnheiten des Versailler Schlosses besichtigen kann, ebensowenig wie man überhaupt alle Theile desselben in Augenschein nimmt, auch will der Bürger von Paris nicht so hoch hinaus, es genügt ihm, sich dort gezeigt zu haben, da er weder den Geschmack noch den Ehrgeiz besitzt, Alles, was ihm unter die Augen kommt, zu ergründen. Seine Zufriedenheit besteht im

Allgemeinen mehr in dem Sagen: „Ich habe gesehen!“ als in dem Sehen selbst. Der Franzose liebt Alles zu beschleunigen, sogar die Vergnügen, daher gilt es auch, wer am wenigsten Zeit gebrauchen wird, um die geräumigen Säle, die unendlichen Galerien von Versailles zu durchlaufen, und es ist nicht selten, daß man den umherstreifenden Pariser beim Ausgang vom Schlosse mit der Uhr in der Hand triumphirend die Schnelligkeit seines künstlerischen Laufes bestätigen hört, während welchem er die Möglichkeit gefunden, seine Zunge mehr als die Augen zu beschäftigen.

Der Kaiser Napoleon wollte die innere Einrichtung von Versailles wiederherstellen lassen und das Schloß bewohnen, denn Alles, was seiner Macht Größe und Glanz verleihen konnte, beschäftigte seine Gedanken, aber größere, ausgedehntere und ehrgeizigere Pläne vertagten diesen und hinderten zuletzt seine Ausführung. Man beschränkte sich auf einige nothwendige Wiederherstellungen, welche insbesondere zum Zweck hatten, die Zeichen der schrecklichen Auftritte, denen das Schloß in Versailles während der Revolutionen zum Schauplatz gedient, zu verbannen; dennoch konnte man noch lange nach diesem Zeitpunkte die düsteren Spuren sehen, die so beredtsam von dem entsetzlichen 6. October erzählten. Die halbdurchbrochene Thür der Schlaf-

stube der Königin, noch befleckt von dem Blute des herzhaften edelmüthigen Garde du Corps, welcher diesen Eingang so lange vertheidigte, bis daß er seiner Herrscherin Zeit gegeben, vor dem wüthenden Volkshaufen zu fliehen, und dann, ein Opfer seiner Treue, fiel. Die Fußböden eingestoßen, die reichen Tapeten beschmutzt, das Königliche Wappen überall verwischt oder verstümmelt; dies Alles brachte hinreichendes Zeugniß, daß die Revolution hier vorübergegangen und sich mit Wohlgefallen aufgehalten hatte.

Nichtsdestoweniger, allen ihren Bemühungen zum Trotz, war es ihr doch nicht gelungen, diesem Orte seine Größe und seine glorreichen Erinnerungen zu rauben, diese Erinnerungen, denen sich zu der Zeit eine tiefe Schwermuth zugesellte bei dem Gedanken an so viel gefallene Größe.

Ludwig XVIII. sprach ebenso den Wunsch aus, seinen Sitz nach Versailles zu verlegen, und gab ihn nur auf bei der Berechnung, welche Kosten dieser Umzug erfordern würde, doch stellte man auf seinen Befehl das Schloß vollkommen wieder her, und ließ einen Pavillon errichten, der mit dem, welchen Ludwig XV. gebaut, übereinstimmte.

Dieselben Pläne wie seine Vorgänger hatte auch Carl X. in Betreff von Versailles, und hoffte er immer

dieselben ausführen zu können, nicht ahnend, daß eine neue Revolution ihm ein Hinderniß in den Weg legen würde. Diesem Fürsten verdankt man die Idee, die Wohnung Ludwig XIV. in ihrem früheren Glanze wieder herstellen zu lassen, ebenso wie den Ankauf, zu diesem Zweck, von vielen werthvollen Gegenständen, welche dem großen König gehört und die die Revolution im In- und Auslande zerstreut hatte. Die Ehre dieses Plans ist seinem Ausführer Ludwig Philipp zugefallen, sowie das Verdienst, das ihm gänzlich zukommt, Versailles in ein historisches Museum verwandelt zu haben, wo alle großen und glorreichen Erinnerungen Frankreichs Aufnahme gefunden, ohne Ausnahme von Gesinnungen oder Persönlichkeit.

Das Errichten eines so prachtvollen Tempels für den Ruhm der verschiedenen Parteien hieß das Mittel ergreifen, sich diesen zu erwerben, sich so zu sagen mit ihnen zu verschmelzen, und die Julitrophäen, denen Ludwigs XIV. vereint, mußten erinnern, daß obgleich das Haupt einer neuen Dynastie, Ludwig Philipp dennoch weit entfernt war die Ehre abzuweisen, der ruhmvollen alten Linie anzugehören, die ihm ein Recht zur Quasi-Legitimität gab, welche er, in Ermangelung eines Besseren, im Grunde seines Herzens hegte und pflegte, auch im Fall der Noth geltend zu machen verstand.

Was aber die Mehrzahl der Pariser nach Versailles zieht, ist weit weniger ein historisches oder politisches Interesse, als Neugierde und der Wunsch, sich zu vergnügen. Die Pariser gehen dorthin, wie sie zum Jahrmarkt nach St. Cloud gehen, um zu lachen und sich zu zerstreuen, der nationalen Ehre, die sich daran knüpft und an welcher sie, wie man es ihnen versichert, großen Theil haben, zum Trotz. Die Abbildung der Menge von Schlachten flößt ihnen höchstens abgeschmackte Scherze ein, und wenn sie diesen historischen Thaten gegenüber tiefdenkend und gelehrt sein wollen, so hört man eine Verwirrung von Namen, Jahreszahlen und Ländern, eine so possirliche Gelehrsamkeit mit der unzerstörbarsten Ungezwungenheit und Sicherheit vortragen, daß man seine Aufmerksamkeit den umgebenden leblosen Wunderwerken entzieht, um das belebte Wunderwerk recht zu genießen, das immer neu, obgleich immer das alte ist: „Der Pariser." Was das aufgeklärtere Publicum betrifft, welches Versailles besucht, so wirft es seine Kritik auf die Uebereilung, mit der man das neue Museum zusammengesetzt, eine Uebereilung, die sich freilich oft fühlbar macht, und den wenigst strengen Kenner stört. Ein Pariser Kaufmann, welcher in der großen Schlachtengallerie neben mir stand, behauptete sogar, daß die Mehrzahl dieser Gemälde ellenweise bezahlt worden,

und daß er sie nicht gegen das Schild seines Ladens vertauschen würde. Dennoch kann man die Mängel bei Einzelheiten mit der Zeit leicht verschwinden lassen, während die Schönheit und Großartigkeit des Ganzen bestehen wird.

Das Schlafzimmer Ludwigs XIV. ist einer der interessantesten Räume des Schlosses. Einigen bestimmten Andeutungen zufolge, welche man dem Ordnungsgeist jener Zeit, so wie dem Bedürfniß, alle Erinnerungen des großen Königs zu bewahren, verdankt, hat man es in denselben Zustand wieder herstellen können, in welchem es sich bei seinem Tode befand, und sogar verschiedene Gegenstände wiedereingesetzt, die die Scrupel der Frau von Maintenon daraus verbannt hatten, so daß man sagen kann, daß dies Schlafzimmer Ludwig des XIV. heute historischer ist, als in dem Augenblick, wo er in demselben seinen Geist aufgab. Die Vereinigung der älteren weltlichen Zierrathen mit den erbaulicheren, die ihre Stelle einnahmen, zeigen unseren Blicken zu gleicher Zeit, sowohl den jungen galanten Ludwig XIV., als auch den frommergebenen Gemahl der Wittwe Scarron.

Zwölf Jahre hatte man gebraucht, um die Einrichtung dieses Zimmers zu vollenden, dessen Behänge

und Stickereien gänzlich dem Triumph der Venus geweiht waren. Als das Alter und der Einfluß der Frau von Maintenon ihre Macht auf den König ausübten, wurden diese unheiligen Verzierungen verurtheilt, andern, mehr im Einklange mit den Umständen, Platz zu machen. Die Ausführung dieser Umwandlung ward zum Theil den vornehmen Händen der Fräuleins von St. Cyr, anvertraut; ihnen verdankt man die schöne Bettdecke, Abrahams Opfer darstellend, welche die Stelle von der einnahm, wo man „einen schlafenden Amor auf einem Bett von Blumen, umgeben von Nymphen," erblickte. Indem man diese graciense, mythologische Abbildung bei Seite schaffte, übte man die Nachsicht aus, sie nicht zu zerstören. Heute, Dank ihrer Erhaltung und der Sorgfalt, mit der man Alles, was dem großen König gedient, zusammenbrachte, sehen sich Amor und Abraham genöthigt, in guter Eintracht mit einander zu leben unter dem dichten Bettvorhang des königlichen Lagers. Nicht weit von diesem ruht das scharlachene Sammetkissen, auf welchem sich ein grünseidener Beutel befand, der ein Hemd, ein Taschentuch und einen ungefähr zwei Fuß langen Degen einschloß; wenn der König sich des Abends zur Königin begab, wurde dieser Beutel durch den ersten Kammerdiener der ersten Kammerfrau eingehän-

digt, welche ihm denselben wieder zustellte am Morgen nach diesem hochtrabenden ehelichen Besuch.

Die Möbel und Gemälde, welche dem Schlafzimmer zur Zierde dienten, so wie das geräumige Bett, umgeben von einem schönen, vergoldeten Geländer, welches der Hauptgegenstand in demselben ist, sind an verschiedenen Orten wiedergefunden worden, wohin der revolutinaire Sturm sie verschlagen hatte. Nachdem sie mit Sorgfalt wiederhergestellt, konnte man ihnen denselben Platz einräumen, welchen sie bei Lebzeit ihres hohen Besitzers eingenommen hatten, da die genauesten Zeichen und Andeutungen über Gegenstände, welche ein Prinz gebraucht, der den geringsten Sachen, die ihn berührten, Werth verlieh, denen, die mit ihrer Aufsuchung beauftragt waren, in den Büchern und Manuscripten der Zeit nicht fehlen konnten.

Kein Herrscher hat in dem Zimmer Ludwigs des XIV. nach ihm geschlafen und die Uhr, welche sich noch in demselben befindet, ward im Augenblicke seines Verscheidens angehalten, um nie wieder aufgezogen zu werden.

Die prachtvolle Kapelle, die glücklich der Schmach entgangen, welche den übrigen Theil des Schlosses erreichte, brauchte nur ihre Vergoldungen wieder herstellen zu lassen, um sich ihrem ersten Glanz und ihrer Pracht

wiedergegeben zu sehen. Durch Patent-Briefe von 1682 hatte Ludwig der XIV. um in der damaligen zu functioniren, vierzehn Missionaire eingesetzt, mit einem Gehalt von 300 Livres. Nach der Einrichtung der neuen Kapelle wurde ihre Zahl bis auf zwanzig erhöht, unter folgenden Bedingungen, wie es in den Patent-Briefen lautet: „täglich das Domine salvum zu singen und eine Hochmesse zu lesen, um nicht aufzuhören, die Hände zum Himmel zu erheben, während Wir Unsere Sorgfalt zwischen der Rechtspflege und dem Schutz Unserer Unterthanen vertheilen; um an Unserem Hofe durch gutes Beispiel die christliche Frömmigkeit zu verbreiten."

Der Herzog von Berry, Enkel Ludwig des XIV., ward in dieser Kapelle im Jahre 1700 mit Mademoiselle Tochter des Regenten getraut. Die Chronik erzählt: „Die Tribünen waren glänzend besetzt; nach der Messe brachte der Pfarrer das Kirchenbuch, worin der König auf seinem Betstuhl sich unterschrieb, sowie alle königlichen Personen, aber weder ein Prinz noch eine Prinzessin vom Geblüt, ausgenommen die Kinder des Herzogs von Orleans.

Die Neuvermählten speisten zu Mittag bei der Herzogin von Burgund, welche bis zum Abend ein

großes Spiel hielt in dem Salon, der die Gallerie mit ihrer Wohnung verbindet, wo der ganze Hof herbeiströmte.

Der König soupirte in dem Zimmer, welches ein oeil de boeuf (Ochsenauge) hat, an einem in Hufeisenform gedeckten Tisch, wo die Andern sich einen Augenblick nachher hinsetzten. Sie waren acht und zwanzig, nach ihrem Rang zur Rechten und Linken des Königs geordnet, der König in seinem Sessel allein in der Mitte mit seinem cadenas. *) Nach beendigter Tafel begab sich der König in den neuen Flügel zur Wohnung der Neuvermählten, der ganze Hof, Männer und Frauen, eine Hecke bildend, erwarteten ihn, und folgten ihm mit Allen die beim Souper gewesen waren. Der Cardinal von Janson sprach den Segen über das Bett und der König reichte dem Herzog von Berry das Hemd.

Dieser oeil de boeuf-Saal, **) wohlbekannt durch die Geschichte von Versailles, zu welchem man jeden Morgen die Zahl der Höflinge hineilen sah, um den Sonnenaufgang zu begrüßen, welcher für sie das erste Erscheinen des Monarchen war. Dieser

*) le cadenas, ein besonderes Tafelbesteck des Königs.

**) oeil de boeuf, diese Benennung rührt von der Form des Fensters her, durch welches der Saal von oben erleuchtet wird.

Saal erinnert heute noch an seine damalige Bestimmung, durch das merkwürdige Gemälde Lebrun's, welches alle Mitglieder der königlichen Familie als Olympische Gottheiten darstellt. Ludwig der XIV., wie man erräth, thront hervorragend als Jupiter, zwar nicht mit Donner und Blitz, aber mit einer langen buschigen Perrücke *) versehen, welche mit der übrigen ziemlich olympischen Tracht den sonderbarsten Contrast bildet.

In allen Hinsichten fühlt sich der gute Geschmack verletzt gegenüber dieser hochtrabenden und lächerlichen

*) Herr Binet, welcher die Perrücken des Königs machte, wohnte in der Straße des petits champs. Gewiß war dies ein wichtiger Mann, — Der Künstler, der die königliche Perrücke verfertigte, diese Perrücke in Folio, die die eigentliche Krone Ludwigs XIV. war. — Diese Perrücke, ohne welche man ihn nie gesehen, die er selbst hinter seine Bettvorhänge stellte, um sogar beim Aufstehen den Höflingen majestätisch zu erscheinen; da die Sonne nicht ohne ihre Strahlen aufgeht. Der Marquis von Lonville läßt uns über den Werth, den man in der Zeit auf diesen Gegenstand legte, urtheilen, durch die Vorsichtsmaßregeln, die er anempfiehlt bei den Perrücken Philipps des V., Königs von Spanien, und Enkel des großen Königs: „Eine Schwierigkeit giebt es, auf welche man Acht geben muß," schrieb er in Spanien an den Minister von Frankreich; „man verlangt hier, daß die Haare, die zu den Perrücken für Se. Majestät gebraucht werden sollen, von Edelleuten oder jungen Fräuleins sein müßten, und Herr von Bonavente versteht hierüber keinen Spaß, er will auch, daß es bekannte Leute seien, weil man mit Haaren viel Hexerei treiben kann und schon großes Unheil dadurch entstanden ist.

Allegorie, welche den Maaßstab liefert zu dem Geist zügelloser niederer Schmeichelei, der den großen König umgab, und der, indem er ihm eine unbegränzte Eitelkeit und einen gleichen Hochmuth einflößte, vielleicht eben so sehr wie seine Eroberungssucht, dazu beigetragen hat, daß sich Europa gegen ihn verschwor.

Indessen, inmitten dieses berauschenden Concertes von übertriebenen Lobeserhebungen, welches Ludwig XIV. fortwährend in die Ohren klang, erhob sich bisweilen eine reine und strenge Stimme, um ihn an seinen Titel eines einfachen Sterblichen zu erinnern, indem sie ihm gerechte Vorwürfe zu machen wagte, und, es sei gesagt zur Ehre dieses Prinzen, dessen gute Eigenschaften seine Schwächen bei weitem überwogen, nie blieb diese Stimme ungehört oder wurde verachtet und zum Stillschweigen gebracht durch den, an welchen sie sich richtete.

Colbert, dieser große Staatsbürger, dem Ludwig XIV. sowohl das größte Vertrauen als auch die höchsten Gunstbezeugungen verlieh, schrieb ihm in einer noch vorhandenen Denkschrift:

„Es scheint mir, als ob Ew. Majestät seit Kurzem „anfinge seine Vergnügungen und Erholungen allem „Andern vorzuziehen, denn in dem Augenblick, wo Ew. „Majestät sagte, „daß man sich den Bissen aus dem „Munde nehmen müsse, um die Seemacht zu verstärken,“

18*

„giebt Ew. Majestät zweihundert tausend Livres für „eine Reise nach Versailles aus, dreizehn tausend Pi- „stolen für das Kartenspiel des Königs und der Köni- „gin, und funfzigtausend für außerordentliche Mahl- „zeiten.“

Colbert sprach auch lebhaft gegen die vielfältigen Manoeuvres der Truppen, „die das Land zu „Grunde richten und nur zum Vergnügen „der Damen dienen.“

Die Vergötterung des Schöpfers von Versailles, wenn sie sich auch nicht rechtfertigen läßt, wird wenigstens erklärlich durch die Herrlichkeit, welche er Allem, was er berührte oder unternahm, verlieh. Die Feste, die an diesem schönen Orte gegeben wurden, hatten etwas Feenhaftes, und die Galanterie und die Liebe verliehen ihnen einen beinahe übernatürlichen Reiz. Diejenigen, bei welchen Fräulein von Lavallière, der interessanteste Gegenstand in den Liebesgeschichten des Königs, die Gottheit war, scheinen auch alle übrigen an geistreichen Erfindungen und an Pracht überstiegen zu haben. Die Erzählungen der Zeit beschreiben folgendermaßen die Mahlzeit, welche, nach Spiel und Tanz, die das Fest begannen, in dem Marmorhof eingenommen wurde:

„Das Souper war auf einem Tisch gedeckt, welcher

„um die Fontaine stand, und mit Tuberosen und Nelken „bedeckt war. Dieser Tisch diente acht Lazursteinsäulen „zur Grundlage. Diese Säulen, welche reich mit Gold „verziert, erhoben sich vierzehn Fuß hoch, und trugen „acht silberne in Gold gekleidete Figuren. Tausende „von Lichtern verschmolzen sich zu einer einzigen Feuer„säule, und die Hautboisten und Violinen erfüllten „die Luft mit einer sanften Harmonie."

Ein anderes glänzendes Fest, welches gleichfalls in einem Manuscript der königlichen Bibliothek beschrieben ist, ward im Jahre 1668 in den Gärten gegeben:

„Nach einem Schäferstück, von Molière geschrieben „und in Musik gesetzt von Lülly, begab man sich in „die bocages des dômes (gewölbte Gebüsche), wo „man vier prachtvolle Zelte errichtet hatte, unter denen „sich acht Tische mit den dazu gehörigen Büffets befan„den und die von Krystall-Armleuchtern, jeder 10 weiße „Wachslichter tragend, erleuchtet wurden. In der „Mitte erhob sich ein Felsen, den Pegasus tragend, „umgeben von den Figuren des Apollo und der neun „Musen. Der Fuß des Felsens war bedeckt, zwischen „Moos und Muscheln, von einer Unzahl von Kuchen, „Eingemachtem, verzuckerten Früchten und anderen „Leckereien, welche gleichsam zwischen den Steinen ge„wachsen zu sein und dazu zu gehören schienen. Es

„gab fünf Gänge, jeder von sechsundfünfzig Schüsseln. „Der König ward von monsieur le Duc bedient. Ein „großer Ball folgte diesem Souper. Er fand in einem „Saale Statt, der nicht ganz von Laub war; man „hatte Marmor und Porphyr nachgeahmt und eine „Muschelgrotte, auch Springbrunnen, gemischt mit den „Flammen der Kerzen, auf Beete von Blumen herab„fallend, dies Alles erhöhte die Schönheit dieses zauber„haften Ortes. Alle Gebüsche waren erleuchtet, und ein „Feuerwerk, welches den Himmel mit Blitzen und die „Luft mit einem Lärm erfüllte, daß die Erde davon „bebte, beschloß diese glänzende Zauberei."

Den 7. December 1697 ward wiederum in Versailles, bei der Vermählung des Herzogs von Burgund mit Adelheid von Savoyen, ein prachtvolles Fest gegeben:

„Die Spiegelgallerie ward von viertausend Lichtern „erleuchtet, zu einem Ball wo die Damen in schwar„zem Sammet von Edelsteinen glänzend erschienen; „auch die Herren waren mit Diamanten bedeckt. Nach „dem Ball ward eine eben so reiche als elegante Mahl„zeit aufgetragen, welche in Mitte des Winters die „Annehmlichkeiten des Frühlings mit den Reichthümern „des Herbstes vereinte. Diese Gänge überraschten „die Gäste. Der König und das junge Paar machten „die Wirthe."

„Diebe fanden Gelegenheit, sich unter diese reiche „Versammlung zu mengen, und stahlen viele Edelsteine, „sie gingen sogar so weit, ein Stück vom Kleide der „Herzogin von Burgund abzuschneiden, um sich einer „Diamantenspange zu bemächtigen.“

Gegen Ende seines Lebens hatte Ludwig XIV. seinen Hof in die kleine Wohnung der Frau von Maintenon verlegt, wo man noch jetzt das von Mignard gemalte Portrait dieser bemerkenswerthen Frau vorfindet, auf welchem sie dargestellt wird, die junge Prinzessin von Savoyen, welche vor ihr auf einem Kissen kniet, unterrichtend. Das Gesicht der Frau von Maintenon, obgleich ein reifes Alter zeigend, strahlt von Geist und Willenskraft, was sich besonders in den sammetartigen braunen Augen ausspricht, von denen man leicht begreift, daß sie große Verführungen ausgeübt haben. Der vornehme, ernste Anzug, die schwarze Spitze, welche ihr Gesicht umschließt, beweisen, daß das Original dieses Gemäldes den coquetten Putz, welcher sich für eine nicht mehr junge Frau ziemt, verstand. In diesen kleinen Räumen speiste Ludwig XIV. mit einigen ausgewählten Personen, er hielt sogar dort Staatsrath, während daß diese zwar nicht erklärte aber durch den Einfluß ihres Verstandes allmächtige Königin fortfuhr, an ihrer Stickerei zu arbeiten, ohne

sich dadurch hindern zu lassen, den Staatsangelegenheiten, welche vor ihr verhandelt wurden, ihre Aufmerksamkeit zu schenken, auch gab sie ihre Meinung darüber ab, sobald der König sie durch folgende schmeichelhafte Frage dazu aufforderte:

„Was meint Ew. Weisheit davon?" *)

Ludwig XIV. gefiel sich in dieser engen Vertraulichkeit, welche lange Zeit durch die Grazie und die lustigen Einfälle der Herzogin von Burgund verschönert wurde; doch mit dieser jungen Prinzeß, die dem Lande zu früh geraubt ward, verschwand der Reiz dieses Kreises, und seit der Zeit überließ sich Ludwig XIV. den Uebertreibungen einer kleinlichen Frömmelei, durch welche er die übertriebenen Vergnügungen seiner glühenden Jugend wieder gut zu machen glaubte. —

Die Privatwohnung der Königin Marie Antoinette wird nur auf besondere Erlaubniß geöffnet. Bemerkenswerth darin ist nur die außerordentliche Einfachheit, welche eine Prinzeß umgab, die man beschuldigte, die Staats-Finanzen zerrüttet zu haben. Hier, in Mitte eines Kreises ausgewählter Freunde, liebte sie, dem Gepränge und dem Hofceremoniell zu entgehen, welche sie überall verfolgten und sie nach dem Glück eines

*) „Qu'en pense votre Solidité?

zurückgezogenen Lebens schmachten ließen. So sah man sie in dem Park von Trianon ein Dörfchen errichten, noch jetzt „Dörfchen der Königin“ *) genannt, wo sie zuweilen unter den Kleidern einer Pächterin deren Verrichtungen vornahm und vielleicht das einzige reine Glück genoß, welches ihr in dem schönen französischen Königreich zu Theil ward.

Bei der neuen Eintheilung von Versailles sind zwölf große Säle, getrennt durch einen Flur mit Säulen und an einen noch größeren Saal, Marengo-Saal genannt, stoßend, dem Ruhme des Kaisers Napoleon geweiht, dessen colossale Statue ein passendes Schild für dies glorreiche Heiligthum bildet.

Eine Gallerie von 120 Mètres Länge und 13 Mètres Breite enthält die Abbildungen aller durch die Franzosen gelieferten Schlachten, von Tolbiac bis zu Wagram. Diejenigen, bei welchen sich die Söhne Ludwig Philipp's in Algier ausgezeichnet haben, von Horace Vernet gemalt, bilden eine besondere Abtheilung, die das musée Louis Philippe vervollständigen sollte, welches durch die Februar-Revolution 1848 so ungestüm unterbrochen ward. Eine Menge Portraits der vertriebenen Königsfamilie, von denen die Mehrzahl vorläufig gegen die Wand gelehnt und noch ohne

*) Hameau de la Reine.

Rahmen sind, zeigen sich als traurige Monumente menschlichen Unbestandes und der Gebrechlichkeit der Größen dieser Welt.

Die Portraits und Gipsbüsten der Könige von Frankreich, bei Pharamond beginnend bis zu Ludwig Philipp, diejenigen der Marschälle, Admirale, Kronfeldherren und berühmten Generale; die der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Zeiten und Länder bilden verschiedene andere Abtheilungen, alle auf die vortheilhafteste Weise vertheilt und gestellt, und die, um gut gesehen zu werden, Monate anstatt der Stunden erfordern würden, welche man gewöhnlich darauf verwendet.

Am Fuß des Portraits Karls XII. liest man auf der Leinewand in rothen Buchstaben folgende Inschrift: „Dies ist das einzigste Portrait, welches Karl XII., glorreichen Andenkens König von Schweden, jemals erlaubt hat, von ihm zu malen nach seiner Thronbesteigung. Es scheint sogar, daß diese Erlaubniß ihn gereute, da er, nachdem das Portrait vollendet, das Gesicht mit einem Federmesser zerschnitt, was man aber gesucht wiederherzustellen, da man die Ehre gehabt, dem großen König als sein Maler zu dienen und der Einzige seiend, der seine wirklichen Züge

der Nachwelt durch dies Portrait überliefern kann, welches ich in Lund in Scanie malte im Jahre 1718, demselben Jahre, wo dieser Held bei der Belagerung von Friedrichshall in Norwegen getödtet ward, und suche ich meinen Ruhm darin, meinen Namen darunter zu schreiben.

David von Graft."

Die Abbildungen der alten französischen Schlösser mit ihren Gärten und Figuren im Geschmack der damaligen Zeit sieht man im zweiten Stockwerk, so wie auch die zahlreichen Sammlungen von Original-Portraits berühmter und interessanter Personen, von den entferntesten Zeiten bis auf den heutigen Tag, eine doppelt werthvolle Sammlung durch die Vollendung der Malerei und durch das mächtige Interesse alter Erinnerungen, die auch am längsten die Aufmerksamkeit der Kunstkenner und Künstler fesselt.

Versailles ist im Jahre 1848 von den Wirkungen der Volkswuth verschont geblieben, die einen so unglücklichen Anblick in Neuilly bieten. Uebrigens fand die provisorische Regierung, die überall bedauernswerthe Spuren zurückgelassen, für gut, mehrere Büsten und Portraits des großen Königs aus den Gallerien von Versailles zu entfernen und zum Ersatz Robespierre

in diesen dem Ruhm von Frankreich gewidmeten Räumen einen Platz zu bewilligen. Diese letztere Unthat ist noch nicht wieder gut gemacht worden; aber wir haben die Freude gehabt, der Wiedereinsetzung der ausgestoßenen Bildnisse des großen Schöpfers von Versailles beizuwohnen und hoffen, sie dort noch oft wiederzufinden, und daß auch unsere Kindeskinder sie dort wiederfinden mögen.

Die Erzählungen und Memoiren der Zeit haben Einzelnheiten über das Ceromonienwesen, welches Ludwig XIV. umgab, gesammelt und der Geschichte überliefert, ein Beweis, welchen Werth man darauf legte. Die Genauigkeit davon erscheint uns merkwürdig genug, um sie hier anzuführen.

„Um 8 Uhr des Morgens, während einer der „dazu Bestimmten Holz im Ofen nachlegte, im Zim„mer des Königs, der noch schlief, öffneten die „Kammerdiener leise die Fensterladen, nahmen die „Collation *), so wie das Nachtlicht **) und die

*) Die Collation bestand aus Brod, Wein, Wasser mit einer goldenen Tasse und einigen Servietten und Tellern, manchmal auch aus Bouillon und einem kalten Huhn. Dies nannte man en cas, im Fall der König in der Nacht etwas verlangte.

**) Der mortier, ein Nachtlicht, war ein kleines silbernes Gefäß, mit Wasser gefüllt, auf welchem ein Stück brennendes Wachslicht schwamm.

„Wachskerze *), welche die ganze Nacht hindurch ge-
„brannt hatten, hinweg und entfernten das Nacht-
„wachenbett. **) Bontemps, erster Kammerdiener des
„Königs, hatte sich im Vorzimmer angekleidet und kam
„bald wieder herein, allein und schweigend wartend,
„bis daß die Uhr halb schlug, denn dies war die
„Stunde, die der König am Abend vorher für sein
„Aufstehen bestimmt. Die Uhr schlug bald und Bon-
„temps, sich dem Bette des Königs nähernd, sagte
„ihm: „Majestät, es ist Zeit." Dann ging er in's
„Vorzimmer, um das Erwachen des Königs anzuzeigen.
„Ein Kammerdiener öffnete sogleich die Flügelthüren,
„denn der Dauphin und seine Kinder, Monsieur und
„der Herzog von Chartres erwarteten das Erwachen
„des Königs, um ihn zu begrüßen. Ihnen folgten im
„Augenblick zusammen der Herzog du Maine, der
„Graf von Toulouse, der Herzog von Beauvilliers,
„erster Kammerherr, der Herzog von Larochefaucoult,
„Ober-Garderobenmeister; dann der erste Garderoben-
„diener, gefolgt von mehreren Offizieren, welche die
„Kleidungsstücke des Königs brachten. Der berühmte

*) Die Wachskerze, welche auch die ganze Nacht hindurch brannte, befand sich in einem silbernen Leuchter, an der Erde auf einem silbernen Becken stehend.

**) Le lit de veille, das Nachtwachenbett, jeden Abend für den ersten Kammerdiener zurecht gemacht.

„Fagon, erster Leibarzt des Königs, kam auch durch „das Recht, welches ihm sein Amt verlieh."

„Alsdann goß Bontemps über die Hände des Kö„nigs einige Tropfen Weingeist, welche er in einer „goldenen Schüssel auffing. Der Herzog von Beau„villiers reichte das Weihwasser dem König, der das „Zeichen des Kreuzes machte. Der Dauphin und der „Herzog du Maine näherten sich alsdann dem Bett „Sr. Majestät und fragten, wie er geruht? Der König, „indem er ihnen antwortete, erkundigte sich bei dem „Herzog du Maine nach der Gesundheit einer ihm „sehr theuren Person; dann, immer noch im Bett, „sagte er das Gebet des heiligen Geistes her.

„Herr von St. Quentin brachte mehrere Perrücken, „und Ludwig bestimmte, welche er an diesem Tage tra„gen würde. Sobald der König aufgestanden, zog „ihm der Herzog von Beauvilliers einen Schlafrock „von reichem Stoffe an, und St. Quentin überreichte „ihm die gewählte Perrücke, die der König sich selbst „aufsetzte. Bontemps zog ihm die Strümpfe an, über„reichte ihm seine Pantoffeln von gesticktem Sammet, „welche Ludwig mit Grazie und Geschicklichkeit „anzog. Darauf nahm der König wieder Weihwasser, „ging aus der Balustrade hinaus, setzte sich auf einen „großen Sessel am Kamin und verlangte die première

„entrée. Der Herzog von Beauvilliers wiederholte „laut: „la première entrée!“ und ein Kammer„diener, welcher an der Thür stand, ließ Alle herein, „die durch ihre Aemter oder durch Patent das Recht „genossen, bei dem kleinen Lever zugegen zu sein.

„Sogleich erschienen der Marschall Herzog von „Villeroy, der Graf von Grammont, Marquis de „Dangeau, Herr von Beringhen, vier Kammersecre„taire, mehrere Garderobendiener, die nicht den Dienst „hatten, und die Verwahrer des Silberzeugs.

„Es war der Tag des Bartabnehmens, und wäh„rend Karl von Guignes die Wasser bereitete und „das Becken hielt, hing St. Quentin dem König die „Bartlinnen um, wusch ihn mit der Seifenkugel, ra„sirte ihn und wusch ihn dann wieder mit einem in „Wasser und Weingeist getauchten weichen Schwamm „und dann mit reinem Wasser.

„Der König trocknete sich selbst das Gesicht ab. „Bontemps hielt immer den Spiegel. In dem Augen„blick wo Ludwig von Caillebat, Marquis von La„salle und Ludwig Nicolaus Letellier, Marquis von „Sonoré, Garderobenmeister, sich näherten, um ihn an„zukleiden, verlangte der König les grandes entrées. „Die Herren von Rassé, du Rois und Sauvegrain „stellten sich nun nebst mehreren Kammerdienern und

„Cabinetsthürstehern an die Thür hin, denn zu den „grandes entrées zugelassen zu werden, war eine Gunst, „nach welcher sogar Prinzen oft umsonst schmachteten, „und man gebrauchte die größte Vorsicht, damit Nie= „mand diese Ehre genösse, der nicht die Erlaubniß „dazu erhalten. Es traten also nach einander ein, „Monsieur le Duc, Sohn des großen Condé, der „Herzog von Vendôme, einige Marschälle, mehrere „Bischöfe, einige Statthalter der Provinzen und einige „Parlamentspräsidenten. Bald nachher klopfte man „leise an der Thür und der Herzog von Beauvilliers „bereitete sich schon vor, von dem Thürsteher den Na= „men des neuen Besuchers zu hören, um für ihn die „entrée auszuwirken, doch der Thürsteher öffnete die „Thür, ohne anzumelden, und doch war es weder ein „Kirchenfürst, noch ein berühmter Krieger . . . . „es war Jean Racine, bald darauf traten gleichfalls „Boileau und Mansard ein.

„Der König kleidete sich an. Gregor von Ron= „querolles, Garderobendiener, brachte an Gabriel Ba= „chelier die Socken und Strumpfbänder, dieser über= „reichte sie dem König, der selbst die Socken anzog. „Herr von Ronquerolles reichte alsdann dem König „die Beinkleider, an welchen seidene Strümpfe befestigt „waren, und Herr Peter d'Orvale zog dem König

„die Schuhe an, woran die Schnallen Diamanten „waren. Zwei Pagen in rothem Sammet=An„zug, welcher mit einer großen goldenen Borte zwi„schen zwei kleineren silbernen besetzt war, nahmen „die Pantoffeln hinweg, während der König seine „Strumpfbänder mit Schnallen von Edelsteinen zu„hakte.

„Der König verlangte sein Frühstück, aus Brot, „Wein und Wasser bestehend, und Molière erblickend, „der, seinen Functionen gemäß, mit dem Tapezier De„lobel das Bett zudeckte, verlangte er sein en cas, „und ließ Molière an seiner Seite sitzen, um denen, „die diesen großen Mann verachteten, zu zeigen, wie „große Stücke er auf ihn hielt.

„Nach dem Frühstück übergab der Dauphin seinen „Hut und seine Handschuhe dem ersten Kammerherrn, „nahm die von Besnier getragene Serviette und über„reichte dieselbe dem König, der sich die Lippen damit „trocknete. Dann zog der König seinen Schlafrock aus, „und der Marquis de Lasalle, Garderobenmeister, zog „des Königs Nachtcamisol am linken Aermel, während „Bontemps den rechten zog. Bontemps erhielt vom Kö„nig die kleine Reliquienbörse und gab sie an Franz von „Belloc, welcher sie in das Kabinet des Königs trug „und dort blieb, um sie zu verwahren. Bachelier

„brachte das Hemd, welches er gewärmt, und reichte „es dem Herzog von Beauvilliers. Der Dauphin „nahte sich dem König und gab ihm das Hemd über. „Daru und Petit breiteten vor dem König seinen „Schlafrock aus und Bachelier erhielt das Hemd, wel„ches der König ausgezogen. Der Marquis de Lasalle „half Ludwig seine Beinkleider heraufheben und der „Herzog von Larochefaucoult zog ihm ein Camisol an. „Bachelier und von St. Michel brachten den Degen, „die Weste und das blaue Band; es war der Herzog „von Larochefaucoult, der den Degen einhängte, die „Weste anzog, und darüber als Schärpe das Band „befestigte, an welchem das Kreuz des heiligen Geist„Ordens in Brillanten und der Orden des heiligen Lud„wig, durch ein rothes Band zusammengebunden, hin„gen. Der König zog mit Hülfe des Obergarderobe„meisters seinen Rock an, dann gab der Marquis de „Lasalle dem König ein reiches Spitzenhalstuch, wel„ches der König selbst befestigte, nachher leerte er in die „Taschen, die ihm der Garderobemeister hinhielt, Alles, „was in denen, die er am Tage vorher getragen „und die Bachelier reichte, sich befand, und erhielt von „Herrn von St. Michel zwei Spitzentaschentücher auf „einer goldenen Schaale überreicht.

„Der König begab sich auf eine Stelle hinter sein

„Bett, kniete auf zwei dazu eingerichtete Steine nie-„der und verrichtete sein Gebet. Alle Bischöfe und „Kardinäle gingen in die Bett-Balustrade hinein, knie-„ten nieder und beteten leise. Während der Messe „führte die Musik des Königs Motetten mit Begleitung „der Orgel auf. Um ein Uhr meldete der Marquis „von Livry, seinen Stab in der Hand, dem König, „daß das Mittagbrod auf dem Tische stehe. Ludwig, „immer begleitet vom Hauptmann der Garden, begab „sich in's Zimmer. Zwei Küchenmeister trugen, jeder „an einem Ende, den ganzen gedeckten Tisch, und Herr „Bouillant du Plessis, welcher du jour war, übergab, „an der einen Ecke stehend, dem Herzog von Beauvillers „eine feuchte Serviette. Der Dauphin überreichte sie „dem König. Alle Fleischspeisen waren zuvor gekostet „worden, Wasser und Wein wurden es wie am Mor-„gen beim Frühstück."

Wir fügen hier noch ein das alte Versailles beschreibendes Fragment hinzu, welches besonders bemerkenswerth, wenn man es mit dem heutigen vergleicht. Diese Beschreibung aus den: „Erzählenden Wundern von Versailles" entnommen, verdankt man der Feder eines mehr zum Höfling als zum Poeten geborenen Hauptbesuchers des Hofes, der, um sich dem großen König dankbar zu erweisen, für die Gunstbe-

zeugungen, welche seine wundervolle Gnade ihm und seiner Familie zu Theil werden ließ, Ludwig XIV. sein Gedicht*) widmete, welches folgendermaßen anfängt:

„Ce lieu si magnifique et ce pompeux séjour
Présente un beau spectacle en entrant dans la cour;
Et l'on ne peut trouver, quelque part que l'on aille
De palais comparable au palais de Versailles.
Quatre gros pavillons pompeusement parés
Font face à ce palais dont ils sont séparés.
Deux balcons, soutenus de six grosses colonnes
Glorieux de porter de royales personnes
Qui font de ce palais l'ornement et l'honneur,
Témoignent sur leur front l'excès de leur bonheur.
Chaque balcon portant des vases, des figures,
Des balustres ornées de diverses peintures,
Où l'on brille et ravit les yeux du spectateur
Des ailes du palais égalent la hauteur.
Huit colonnes de jaspe au fond de cette place
En supportent un qui fait une belle face;
Plusieurs autres balcons de colonnes portés
Ont le même ornement et sont aux deux côtés;
Ils sont tous fait de fer, et les mains de Lobelle
Ont signalé son nom par une oeuvre si belle.
Mais quittons ces objets: la cour a des beautés,
Où pour les contempler nos yeux sont invités.
Au milieu de la cour un bassin a la gloire
De passer en blancheur et l'albâtre et l'ivoire;
Là, deux petits Amours un Triton embrassants,
Lui témoignent qu'ils ont des coeurs reconnaissants.

*) Eine Uebersetzung dieses Gedichts würde den naiven Werth desselben ganz verwischen.

On voit aux deux côtés où le même état brille
Deux bassins de marbre en façon de coquille;
Deux volières de fer, toutes brillantes d'or
Dessus ces deux bassins augmentent le trésor;
Des figures de prix, des corniches fort belles,
Des balustres dorées enrichissent les ailes;
On y voit quantité de bustes d'empereurs
Dont les noms, autrefois, inspiraient des terreurs.
D'un modeste regard contemplons ces merveilles
Dont les siècles passés n'ont point vu de pareilles,
Des meubles magnifiques, des précieux ornements
Et tout ce qu'on peut voir dans les appartements;
Les riches cabinets, garnies de pierreries
Et les buffets d'argent et les orfèvreries,
Les urnes, les bassins et plusieurs pôts de fleurs,
Les lambris qui sont peints de diverses couleurs,
Les glaces, les miroirs, le jaspe et le porphyre
Et tout ce qu'a de beau le plus puissant empire;
Si bien, qu'éxaminant tout d'un soin diligent
On trouve cinq à six cents mille marcs d'argent."

XI.

Wir hatten uns eine Pilgerschaft nach mehreren Kirchen von Paris vorgenommen. Notre Dame de Lorette, welche in verkleinertem Maßstabe an die Kirche S. Maria Maggiore zu Rom erinnert, war unsere erste Station.

Durch Künste und Luxus mit weniger Geschmack als Ueberfluß geziert, im Mittelpunkt des fashionablen Theils von Paris gelegen, zieht dieser neumodische Tempel mehr Neugierige als Gläubige an, und sieht weniger Bußacte als Intriguen vor seinen Altären entstehen.

Hier ist es, wo um 1 Uhr, die Stunde, wo die letzte Messe gelesen wird, elegante Equipagen, mit Wappen geschmückt, vor dem Portal stillhalten, die schönen Frommen des Stadtviertels bringend, welche so prachtvolle in Sammt eingebundene Gebetbücher zu zeigen haben, und die im ausgesuchtesten Anzuge auf einem weichen Kissen graciös knieend, die Religionsverrichtungen wenig schwer finden, welche sogar für Viele unter ihnen nur eine Zerstreuung mehr sind. Unter

den Hauptbesuchern dieses Kirchspiels der Mode erkennt man Tänzerinnen, Schauspielerinnen, welche sich berufen glauben, in diesem Tempel des Luxus und der Eleganz Gastrollen zu geben zu Gunsten der Dandy's mit gelben Handschuhen, welche es gleichfalls für gut finden, sich bisweilen in der Kirche zu zeigen. Wenn man diese jungen Löwen beschäftigt sieht, beinah fortwährend ihre Kleider zurechtzurücken und Haar und Bart zu streicheln, so würde man schwören, dies sei der wirkliche Gegenstand ihres Kultus, und für sie die Kirche nur ein geräumiges Toilettenzimmer.

Die hier erwähnte steht in so wenig heiligem Geruch in Paris, daß gewisse Fräuleins von mehr als verdächtigem Ruf mit dem Namen Lorettes bezeichnet werden. Das Kirchspiel befindet sich beinah unter dem Schutz dieser Madonnen neuerer Gattung, welche sich aber nicht mit den Jungfrauen und Heiligen verwechseln lassen, trotz dem so theuern Weihrauch, der auf ihren Altären gestreut wird.

Unweit der Stelle, wo die Gebeine der Opfer der ersten französischen Revolution ausgegraben worden, erhebt sich die Kirche der Madelaine, ein Meisterwerk neuerer Architektur und würdig, mit dem Schönsten, was das Alterthum in dieser Art hervorgebracht, verglichen zu werden, aber auch zu sehr einem Heiden-

tempel ähnelnd, um nicht den Künstlern mehr als den Gläubigen zuzusagen, und eher Bewunderung als Andacht zu erwecken.

In geringer Entfernung von der Madelaine ist ein bescheidenes, aber bedeutend rührendes Monument, dessen würdiger einfacher Styl mit seiner traurigen Bestimmung vollkommen im Einklang steht: die Chapelle expiatoire, wo die unglückliche Tochter Ludwig's XVI. so oft bittere Thränen über die Vergangenheit vergoß, ohne zu ahnen, daß die Zukunft ihr neue, harte Prüfungen aufbewahre, um die Quelle derselben wieder aufzufrischen.

Die Asche von Ludwig XVI. und Marie Antoinette *) sowie diejenige der vielen anderen Opfer des revolutionairen Fanatismus, welchen die traurige Ehre ward, mit den Gebeinen ihres Herrscherpaares vereinigt zu werden, wurde bei der Restauration von dem Kirchhof

*) Bei der Restauration behauptete man, die Gebeine des unglückseligen königlichen Paares unter denen der anderen Opfer auf dem Kirchhof der Madelaine begraben gefunden und erkannt zu haben, und sie wurden mit vielem Pomp nach St. Denis gebracht. Weder die öffentliche Meinung noch die kindliche Verehrung der Herzogin von Angoulême haben sich diesem Glauben ganz hingegeben, und das Interesse, welches diesen werthvollen Ueberresten beigelegt worden, ist der Stelle geblieben, wo sie zuerst beerdigt worden, und auf welcher sich die Gruft der Chapelle expiatoire befindet.

der Maelaine in diese Sühn-Kapelle gebracht, welche die Form eines geräumigen Mausoleums hat und deren Umgebung von dichten Cypressen noch das Trübe der Erinnerungen erhöht, welche dieselbe hervorruft.

Alles spricht dort auf das Feierlichste zur Seele und versetzt sie wie in eine Oase der Trauer und der Stille, welche den lebhaftesten Contrast bildet mit den lustigen lärmenden Boulevards, die man eben verläßt.

Kein Name, keine Inschrift befindet sich auf diesen langen, schwarzen Marmortafeln, in den Mauern der Galerieen eingelegt, welche die ausgegrabenen Gebeine und Asche enthalten, und in diesem Schweigen liegt etwas geheimnißvoll Wehmüthiges, welches beredter zur Seele spricht, als Worte es irgend vermöchten.

Und in der That, wie könnte man sie wiedergeben, wie jemals sie ausdrücken, diese empörende Zerstörung des Menschen durch Menschen, diese blutige Ernte menschlicher Wuth, tausend Mal schrecklicher als diejenige durch die unvermeidliche Sichel der Zeit gefallen, da sie den Tod, diesen hohen Vollstrecker des heiligen Willens Gottes, seiner geheimnißvollen Macht beraubt, um statt seiner den unheiligen Willen des gegen seine Mitbrüder durch Leidenschaft gewaffneten Menschen zu setzen!

Die Kapelle ist von weißem Marmor und in ein-

fachem, würdigem Styl gehalten. Ihre Hauptzierde besteht in zwei Marmorgruppen auf beiden Seiten des Altars, welche alles Interesse und die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sobald man darin Ludwig XVI. und Marie Antoinette erkennt.

Die Königin, schön, edel, majestätisch, wie die Erinnerung oder Einbildung sie dem Gedächtniß vorstellen, den Körper halb gebeugt, und den königlichen Mantel zurückwerfend. Ihr edler Kopf, von welchem sich die Krone löst und wo sich der Ausdruck der Größe mit dem des ergebenen Schmerzes paart, gen Himmel erhoben, flüchtet sich in die Arme der Religion, einer reinen, erhabenen Figur*), welche sie stützt und auf das Kreuz weist.

Die Idee des Grabdenkmals Ludwig's XVI. ist gleichfalls schön und rührend. Ein Engel zeigt dem König den Himmel und scheint die erhabenen Worte des muthigen, frommen Abbé's Edgeworth am Fuße des Gerüstes auszusprechen: „Sohn des heiligen Ludwig, steige gen Himmel!" — dennoch wird das würdigste Denkmal dieses Fürsten stets sein Testament bleiben, welches auf dem Fußgestelle der Statue eingegraben ist und die beredtsamste Lobrede seiner edlen Gesin-

*) Diese Figur stellt die Prinzeß Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI., dar.

nungen sein, die man jemals halten kann diesem unschuldigen königlichen Opfer der Volkswuth und der Verbrechen und Fehler seiner Vorgänger, deren Sünden, wie man wohl richtig sagen kann, er hat büßen müssen.

Wenn man dieses königliche Mausoleum verläßt, fühlt man seine Seele schmerzlich bedrückt, und diese Empfindung vermehrt sich noch beim Anblick der Rasenplätze, welche die Ueberreste der am 10. August gefallenen tapferen Schweizer bedecken, im Contrast mit lustig sorglosen Kindern, welche munter unter den dichten Cypressen umherspielen, die dieses Todtenfeld der Treue und des unglücklichen Muthes einschließen.

„Ist es nicht das größte Lob, welches man einem Monument ertheilen kann,“ bemerkte Frau von St. R. . . . . . mit Thränen in den Augen, „wenn sein Anblick uns einen Theil der Gemüthsbewegungen giebt, welche die Ergebnisse, die es bestimmt ist, zu verewigen, uns verursacht haben würden, und es uns im Gedanken Auftritten beiwohnen läßt, deren Zeugen wir einst waren?“ —

Die Eindrücke, welche sie so eben erhalten, eher zu vervollständigen als zu schwächen wünschend, schlug Frau von St. R. . . . . . vor, uns nach der Conciergerie zu begeben, um das Gefängniß der Königin zu besuchen, und während der Zeit, die wir, um dort-

hin zu gelangen, brauchten, verbreitete sich das Gespräch über dasselbe Thema, das uns eben so lebhaft erregt hatte, und welches meine beiden Pilgergefährten um so mehr interessirte, als ihre Familien dieser Schreckensherrschaft, die ganz Frankreich verwüstet, einen blutigen Tribut gezollt haben.

Die Großmutter des Grafen Germont, die sich zu dieser Zeit durch Geist und Schönheit auszeichnete, sah ihren Mann und ihre beiden ältesten Söhne ihren Armen entrissen und in einen dieser gräßlichen Kerker gestürzt, welche man fast immer nur für das Blutgerüst verließ. Nachdem sie alle Bitten und Versprechungen erschöpft, um zu ihnen zu gelangen, versuchte sie, sich selbst zu compromittiren, um, indem sie dadurch hoffte, arretirt zu werden, ihr Loos theilen zu können; aber durch eine Verfeinerung der Grausamkeit ließ man ihr die Freiheit, ohne ihr die geringste Verbindung mit den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit zu gestatten, von denen sie bald gar keine Nachricht mehr erhielt.

Nach gräßlicher Ungewißheit und tausend Aengsten, erfuhr die unglückliche Gräfin Germont endlich, daß alle Hoffnung vergebens sei. Ihr Mann und ihre Söhne waren verurtheilt und sollten denselben Tag, wo sie die Nachricht davon erhielt, hingerichtet werden. Seufzend wartete sie am Fuß der Altäre die Stunde ab,

um welche die theuren Häupter fallen sollten, als sie zum Leben zurückgerufen wurde durch eines Freundes Stimme, die ihr den Sturz Robespierre's anzeigte und in Folge desselben die Befreiung der diesem Tage geweihten Opfer. — Ach! die Letzten, die diesem Ungeheuer auf dem Schaffot vorangehen sollten, waren gerade der Graf Germont und seine beiden Söhne, welche die traurige Vergünstigung beansprucht und erlangt hatten, die Ersten zu sein . . . . .

Während ihre edlen Häupter fielen, sahen sich ihre Unglücksgefährten, welche auf der unheilsvollen Karre den Augenblick, ihnen zu folgen, abwarteten, befreit und erfuhren, daß sie und Frankreich gerettet! . . . .

Seit dieser schrecklichen Reaction in den Gefühlen der Gräfin blieb ihr Geist geschwächt, und während der letzten Jahre ihres Lebens, welche sie in dem Kloster l'Abbaye aux bois zubrachte, sah man sie ängstlich und lauernd wie Jemand, der eine traurige Nachricht erwartet und vergeblich Versuche macht, sich die Einzelnheiten einer Katastrophe zurückzurufen, welche sein Gedächtniß belagert.

Die liebenswürdige Großtante der Frau von St. R. . . . . verdankte ihr Heil nur ihrem heiteren Sinn und der Geistesgegenwart, die sie so besonders auszeichnen und die sie sogar in dieser schrecklichen Zeit

nicht verließen. Einem Ungeheuer des revolutionairen Tribunals, das auf die brutalste Weise sie verhörte und sie beschuldigte, nicht die Freiheit zu lieben, antwortete sie mit muthiger Stimme: „Ich liebe die Freiheit mehr, als Sie es thun, der Beweis davon ist, daß ich dieselbe je eher je lieber außer Ihrer Gegenwart genießen möchte!" Man lachte, klatschte Beifall und die Freilassung der Gräfin B. ward sogleich decretirt. So wahr ist es, daß eine freie und gewagte Rede oft weniger verletzt, als stumme Verachtung.

Das Schweigen, in welches sich aus Abscheu gegen die schändlichen Richter dieses schändlichen Tribunals die Mehrzahl derer, welche vor ihnen erscheinen mußten, verschlossen, hatte eher edle als kluge Ursachen zum Grunde, und es ist anzunehmen, daß diese scheinbare Gleichgültigkeit oder der stoische Heroismus dieser Opfer nur dazu beitrug, die Zahl derselben zu vermehren und die revolutionaire Wuth zu steigern. Die Ungeheuer, die jenen Gerichtshöfen vorstanden, schliefen sanft ein, gesättigt von einem Blute, welches ohne Widerstand vergossen ward und das weder Klagen noch Rächer hervorrief.

Man sah in dieser blutigen Zeit die zartesten, durch Glück und Huldigungen verwöhntesten Frauen mit festem Schritt und edlem, sicherm Ausdruck auf das

entsetzliche Mordgerüst steigen, scheinbar ihren Henkern Trotz bietend durch Abwesenheit jeglicher Furcht und jeglichen Bedauerns. Es ist gewiß, daß damals das Leben nichts für edle Frauen bot, und daß der Tod als Zeichen der Erlösung und Ruhe erschien.

Die Conciergerie ist den Neugierigen nur auf besondere Erlaubniß des Magistrates und nach Legitimation geöffnet.

Wenn die schweren Pforten dieses düstern Gefängnisses, versehen mit einer Unzahl Schlösser und Riegel aller Art, hinter einem zufallen, uns in einen schmalen, feuchten Raum einschließend, dessen Grenzen nur Gitter und Eisenstäbe sind, so denkt man mit Schrecken an die Unglückseligen, die hier mit der Last eines Verbrechens auf der Seele eingehen und nur mit der Aussicht herauszukommen, den Händen der Henker überliefert zu werden.

Beim Fortschreiten in diese finstern Gewölbe berühren grobe Lieder, schallende Gelächter unangenehm unser Ohr und liefern den Maßstab zu der Erniedrigung der Wesen, welche sie einschließen. Die Unseligen, welche die Corridors und den schmalen Hof, wo sie täglich eine gewisse Zeit spazieren gehen, mit diesem Lärm erfüllen, empfinden weder Scham über die Unthaten, die sie dahin gebracht, noch Furcht vor der

strafenden Gerechtigkeit, welche sie erreichen wird. Wüste oder verthierte Gesichter, Kleidungen, gräßlich malerisch, Verwünschungen, schmutzigen Einfällen hinzugefügt, dies ist das Schauspiel, welches man unter den Augen hat, indem man die feuchten und finstern Gänge durchschreitet, welche zu dem Gefängniß der Königin führen. Und hier ist es, wo in einer engen, niedrigen Klause, der man ihre beredtsame Nacktheit gelassen hat, diese Fürstin, seit ihrer Geburt schöner, stolzer Gegenstand aller berauschenden Huldigungen, welche persönliche Reize verbunden mit dem Glanz des Ranges hervorrufen können, eingeschlossen ward, allein mit dem Gedanken an die Ermordung ihres Gatten und der Erwartung eines gleichen Looses für sich und ihre Kinder . . . . . hier ist es, in diesem Kerker, welchen eine Glasthür mit einem langen Saale verband, wo die unverschämte Aufsicht zahlreicher Wächter dem unglücklichen königlichen Opfer nicht einmal den letzten Trost des Unglücks ließ — die Einsamkeit — hier war es, wo sich die edle unschuldige Tochter Marie Theresia's von aller Welt verlassen sah; die Herrscherin eines Volks, welches sich das galanteste, civilisirteste der Erde nennt, durch dieses selbe Volk in die härteste, grausamste Gefangenschaft gestürzt, allen Beleidigungen, so wie moralischen und physischen Leiden

ausgesetzt, lange Tage, einsam gräßliche Nächte in Todesangst zubringend, nur unterbrochen durch das Erscheinen roher Wächter und das Geschrei von Außen, ein neues Blutbad verkündend ..... hier, auf einem schmutzigen, schlecht zusammengefügten Stein, umgeben von tröpfelnden Mauern, allem Troste und den gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens entblößt, sah sich die Tochter der Cesare genöthigt, um die armseligen Kleidungsstücke, welche bei ihr die Stelle des königlichen Purpurs einnahmen, zu erhalten, in der Nothwendigkeit eine Geschicklichkeit zu suchen, welche ihre Erziehung ihr versagte, und täglich die cynischen Späße und beleidigenden Vorwürfe der groben Wächter zu ertragen ..... Sie, die Königin von Frankreich, die strahlende, die schöne, angebetete Marie Antoinette! noch kürzlich der Abgott dieses französischen Volkes, welches besser als jedes andere Weihrauch streuen kann, dessen aber auch so leicht überdrüßig wird und sich so grausam für die Bewunderung rächt, welche es zollen mußte ..... ebenfalls hierin jenem andern aus frivolem Leichtsinn grausamen Volke des Alterthums gleich, welches einen Ehrenmann verbannte, gelangweilt von der Einförmigkeit, ihn stets „den Gerechten" nennen zu müssen.

Inmitten ihres Lebens des Schmerzes und der

Demüthigung und bis auf das Schaffot, wo ihr edles Haupt fiel, behielt Marie Antoinette ihre ruhige stolze Würde, welche ihr eine Strahlenkrone verlieh und sie bis zum letzten Augenblick als Königin erscheinen ließ, trotz ihrer Richter und Henker.

Auf Befehl Ludwigs XVIII. hat man im Gefängniß der Königin *) einen Altar errichtet, und das schmale Fenster, durch welches ein mattes Licht zu ihr drang, ist heute durch bunte Glasfenster ersetzt . . . . . man bedauert diese Verschönerungen im Gefängniß des erhabenen Opfers; man möchte dieses königliche Mißgeschick in seiner ganzen Bitterkeit mitfühlen.

*) Neben demselben ist eine ziemlich geräumige Kapelle für die Gefangenen errichtet worden.

XII.

Wer unter den Besuchern von Paris hätte nicht den Kirchhof Père Lachaise aufgesucht mit seinen Tausenden von Denkmälern, auf denen erkenntliche Erben jene pomphaften Lobeserhebungen angebracht haben, welche man den Todten um so lieber bewilligt, als sie weder dieselben durch ihre Mittelmäßigkeit Lügen strafen, noch durch ihre Vorzüge Neid erwecken können.

Wen hat nicht die prahlerische Geschmacklosigkeit dieser prunkenden Gräber angewidert, wo in mächtigen Goldbuchstaben die Namen, Titel und Eigenschaften glänzen, welche eine unersättliche Eitelkeit, dem Tode zum Trotz, für die Ewigkeit zu erhalten wähnt.

Beim Anblicke dieser stolzen Monumente, der lieblichen Blumen, der frischen schattigen Gebüsche, welche sie umgeben, könnte man vergessen, daß man die Gefilde der Zerstörung betreten hat, wenn nicht neben dem Prunk des Marmors einige bescheidene Leichensteine zerstreut lägen, deren halb erloschene Inschriften, so wie das ringsum wuchernde Unkraut schnell die Gedanken an Tod und Vergessenheit zurückrufen.

Wiewohl nur von stummen Schatten bewohnt, bietet diese Stadt des Todes nicht weniger, als die gewaltige Stadt, welche sich voll nie rastender Bewegung und lebensvoller Thätigkeit am Fuße der ersteren ausbreitet, eine Fülle der schneidendsten Gegensätze. Wie in jenem lärmenden Paris, aus dem man kommt, findet man hier mitten in der Einsamkeit der Gräber denselben Ehrgeiz der Mittelmäßigkeit, dieselbe kindische Eitelkeit und eben solchen geschmacklosen Luxus, aber nur sparsam verstreut edle Pracht, Worte, die Gefühl und Geist bekunden, und seltener noch, unter so vielem falschen Schimmer, jenen ächten Ruhm, welchen die bloße Nennung eines Namens uns anzukündigen vermag.

Weder der Philosoph, der immer lachte, noch der, welcher immer weinte, würde unter den Contrasten, welche der Kirchhof Père Lachaise überall bietet, seinem System treu bleiben können. Ich glaube z. B. kaum, daß der lachende Demokritos sich der Thränen hätte erwehren können, wenn er auf dem Marmor jenes Doppelgrabes folgende Worte erblickt hätte, deren rührender Lakonismus nicht beredter sein könnte.

„Ich erwarte meine Mutter (J'attends ma mère). 1834."

„Ich habe meine Tochter wiedergefunden (J'ai rejoint ma fille). 1835."

Schwer möchte es dagegen dem weinenden Heraklitus geworden sein, das Lachen zu unterdrücken

am Grabstein von Frau Jeanne Madelaine Leblanc, welcher ihr untröstlicher Gatte (denn nur solche giebt es hier) das umgebende prächtige Gitter eigenhändig gearbeitet hat. Wer sich ein ähnliches wünscht, so schließt die Grabschrift, beliebe sich an denselben zu wenden, Straße . . . . . Nr. . . . . .

So wird hier bei jedem Schritt das Gefühl durch die Lächerlichkeit niedergeschlagen. Die fortwährend über den Thüren der Gewölbe sich wiederholenden Worte „immerwährende Bewilligung" (concession à perpétuité) erscheinen als eine bittere Verhöhnung des Todes, sie erinnern auch auf eine höchst unangenehme Weise an jene käuflichen Erwerbungen, an jene Taxen, welche der Dämon der Gewinnsucht selbst von dem Schmerzgefühl zu erheben wagt, indem er sich frech an die Pforte der Gräber stellt, und, den Preiszettel und seine Bedingungen in der Hand, den Eingang vertheidigt.

Diese Bedingungen sind so kostspielig lästig, daß ein Engländer, dem man für den Begräbnißplatz seiner Frau die gewöhnlichen 3682 Francs (250 Francs für den Meter) abforderte, kurz und gut vorschlug, seine theure Hälfte aufrecht zu begraben, um so die Mètres zu ersparen, welche ein liegender Körper mehr erforderte. Wie würde der Verfasser der Grabschrift sich haben

abmühen müssen, um die nie fehlenden Worte „hier liegt" (ci gît) durch andere, passendere zu ersetzen, wenn der erfinderische Engländer den Körper seiner Frau wirklich dazu verurtheilt hätte, den jüngsten Tag in dieser unbequemen Stellung abzuwarten.

Das Herz fühlt sich beruhigt und erhoben, wenn man neben dem geschmacklosen Pomp und der prahlerischen Gemeinheit, welche die Mehrzahl dieser Denkmäler bietet, auf einzelnen einfachen Steinen den Ausdruck rührender Empfindung findet, welche in uns den Wiederhall desselben Gedankens in mächtiger Sympathie hervorruft.

Dieser halb von Epheu bedeckte Stein, auf dem wir die Worte lesen: „Le premier au rendez-vous", erzählt uns von solcher Fülle treuer und unglücklicher Liebe, daß es keiner Erläuterung bedarf, um unser Herz mit schwermüthiger Theilnahme zu erfüllen.

Jene andere Inschrift von minder romantischer, aber nicht weniger rührender Empfindung eingegeben: „Hier ruht mein bester Freund, es war mein Bruder", fesselt uns ebenfalls gerührt an den Marmor, auf dem sie eingegraben ist, und ruft vielleicht schmerzlich theure Erinnerungen in uns zurück.

Auch dichterische Ergüsse, wie die, welche hier folgen werden, lassen uns in etwas den gereimten

Schmerz vergeben, der sich fast überall unsern Augen bietet. Solche schwächen nicht die Majestät des Todes, welche wir hier nur zu oft durch Verse erniedrigt sehen, die nicht einmal kunstgerecht zu nennen sind.

Hier ist die Uebersetzung der rührenden Elegie, welche auf dem bescheidenen Grabe von Isoline Lévan eingegraben ist, wo bald die Spuren der Zeit und der Vernachlässigung verhindern werden, daß man die Worte erkennen kann:

Ach, warum bist Du nicht im stillen Thal geboren,
Ein Hirt, den kärglich seine Heerde nährt.
Der Feste Lust, der Glanz, den Du erkoren,
Sind sie den Frieden unsrer Hütte werth?

Einst lernest Du den Schein vom Wesen scheiden,
Der Deines Sinnes Edelmuth beirrt,
Dann wird Dein Fuß auf's Neu durch unsre Fluren schreiten,
Von Sehnsucht hergeführt.

Dann wirst Du unsrer Namen Züge finden,
Die froh wir einst geschnitzt im stillen Hain;
Dort steht im Schatten jener alten Linden
Mein Leichenstein.

Doch mein Geschick, nicht trauter Freund' beklag' es;
Der Blume gleich, die schmachtend muß verblüh'n,
Am Abend eines glühend heißen Tages,
Sank ich dahin.

Doch sieh! dem Steine fügten treue Herzen
Dies Wort hinzu:
Nicht, Olivier! mißgönne ihren Schmerzen
Des Schlummers Ruh!

Dennoch vermag die Melancholie auf diesem Kirchhof nicht, in uns herrschend zu werden. Kaum haben wir mit Mühe einige Zeilen, wie die angeführten, entdeckt, so stehen wir plötzlich vor dem kostbaren Monument eines Perrückenmachers, dessen Grabschrift so reich an Lobeserhebungen ist, daß sie für den eines der bedeutendsten Wohlthäter des Menschengeschlechts genügen würden. Sie mögen hier im Glanz ihrer bewunderungswürdigen Ausdrucksweise folgen:

Klug, thätig, voll Geschmack, zeigt' er sich überall,
Der Erste seiner Kunst, liebt' er die Künste all',
Wohl konnt' er schwelgen in dem Hochgenuß,
Daß sich in ihm vereint Herz, Glück und Genius.

Und dies Alles, weil er Tollen und falsche Toupets gemacht hat! Etwas weiter steht eins der reichsten und auffallendsten Monumente, errichtet durch die sorgliche Anhänglichkeit von Madame Carreau dem Andenken ihres zärtlichen Gatten, Herrn Carreau. Er handelte, wie die Grabschrift sagt, nicht nur mit Holz, sondern, was noch mehr ist, mit vierkantigem Holze. Er befand sich auf dem Gipfel des Glücks und eines Hauses, das er eben bauen ließ, als ein Schlagfluß seine Tage endigte:

Bittet Gott für ihn
immerwährend.

Das scheint freilich viel verlangt für Diejenigen, welche

nicht wissen, daß die Worte „immerwährend" sich auf die Concession des Grund und Bodens bezieht und nichts mit dem Gebet gemein hat, welches man der Seele des Herrn Carreau widmen soll.

Weiterhin finden wir unter zwei mächtigen, von Trauerurnen überragten Steinen Herrn und Madame Filliot. Die Verse, welche die Letzteren verherrlichen, verdienen, der Nachwelt aufbehalten zu werden, und könnten, wie ich glaube, nach der Melodie der Klage des ewigen Juden gesungen werden:

Als ihr braves Männchen starb,
Ihres Lebens Reiz verdarb,
Ihres Daseins Lust hört' auf,
Nichts hemmt ihrer Thränen Lauf.
Endlich ist auf's Neu' vereint
Mit der Freundin nun der Freund.

Eine Menge Grabschriften von gleichem Werth finden sich auf dem Kirchhof Père Lachaise. Jedoch scheint mir die des Philosophen Jacolet den Preis davon zu tragen durch die erhabene Thorheit der Sentenzen, welche aus seinem Erziehungs-System entnommen sind:

„Alle Menschen haben gleichen Verstand!"

„Ich glaube, Gott hat die menschliche Seele geschaffen mit der Fähigkeit, sich allein und ohne Lehrer zu bilden!" — „Derjenige, der sich nicht fähig hält, seinen Sohn zu lehren, was er selbst nicht weiß, hat mich noch nicht verstanden!" —

Ueberall sind die treuen Gattinnen, die trefflichen

Mütter, die vollkommenen Gatten, die interessanten Kinder, die makellosen Beamten, die heldenmüthigen Krieger in einem Styl gefeiert, der sich nur mit den Bonbon-Devisen des „treuen Schäfers" vergleichen läßt. Man bemerkt unter diesen Grabschriften selbst eine gewisse Familien-Aehnlichkeit, welche sich leicht dadurch erklärt, daß sie fast alle aus derselben Fabrik kommen. Denn wirklich findet man in der Nachbarschaft des Père Lachaise in einem Stadtviertel, welches man füglich ein Gebiet der andern Welt nennen könnte, Alles, was einem trägen und unfruchtbaren Schmerz zu Hülfe kommen kann. Zu angemessenen Preisen kann dieser unaussprechliche Schmerz hier beredte Worte in Versen und Prosa finden, um sich auf einem reichen Sarkophag, einer Trauer-Urne oder einem einfachen Stein für untröstlich zu erklären. Hier kann er sich in Krepp hüllen und mit Todtenkränzen versehen und nach Belieben mit frischen oder nachgemachten Blumen. Hier braucht er nur zu sagen, ob er das Gitter, welches die theuren Reste beschirmen soll, von Holz oder von Eisen haben will, so wie den Namen anzugeben, der in ein Distichon oder in ein Sonnet eingefügt werden soll (man sei unbesorgt! was auch die Zahl seiner Sylben sein mag, nie wird er im Stande sein, die Harmonie dieser Verse

zu stören!) und in wenigen Stunden wird Alles fertig sein. Schon beim Begräbniß wird man das Monument, das Gitter, den Rasen, die Blumen bereit finden, um aufgestellt und gepflanzt zu werden, so daß nur das Trinkgeld bleibt, welches die Todtengräber ungebührlich zu fordern pflegen — sonst wird man jeder Mühe durch den bezahlten Unternehmer der Begräbnißfeierlichkeiten überhoben.

Hier eine Probe der zahlreichen Kapitel aus dem Preisverzeichniß der ersten Klasse:

Ausschmückung des Trauergemachs.

Schwarzer Sammet-Teppich mit Kreuzen von Silbermoor.

24 Kerzen vom feinsten Wachs.

1 Kreuz und ein Weihwassergefäß von Silber.

Estrade von 3 Stufen mit Teppich.

Ausschmückung des Flurs und der inneren Gänge.

Dann kommt das Kapitel der Dekorationen und Ceremonien in der Kirche, des Leichengefolges, der Trauermäntel, des Begräbnisses 2c. 2c., im Ganzen die wahrhaft traurige Totalsumme von 4217 Francs ergebend, wohl geeignet, dem Schmerz neue Nahrung zu verleihen und das Wort „untröstlich" weniger heuchlerisch erscheinen zu lassen, welches wir fast an jedem Grabe lesen.

Der Eindruck, welchen die Namen von Foy, Ney, Talma ꝛc. ꝛc. hervorrufen, wird geschwächt durch die erbärmlichen Lobeserhebungen, welche — gereimt und ungereimt — die Hoheit des Todes herabwürdigen und den Ruhm von Namen entweihen, welche an und für sich mehr sagen, als poetische Uebertreibung auszudrücken vermag.

Der Tod ist wie die Liebe — er bedarf verschwiegener und geheimnißvoller Verehrung, um ihm seine poetische Erhabenheit zu bewahren.

Um den Eindruck der Lächerlichkeit zu vermehren, welche man von einem Kirchhofe nicht erwarten sollte, und welchen der Père Lachaise dennoch hervorbringt, dienen noch die Unterhaltungen und Erläuterungen der Neugierigen, die uns umgeben, und die sich laut genug äußern, daß der Nachbar nichts davon verlieren kann.

Denn der Franzose glaubt, wie ich schon bemerkt habe, so oft er spricht, allemal auch mit Geist zu sprechen, und seine Bemerkungen sind an alle Welt gerichtet.

Auch ich hatte meine reiche Ausbeute unter den stark gewürzten Scherzen eines dicken Mannes, dessen gemeine Züge durch einen Ausdruck pfiffiger Malice gehoben wurden, als er, in einer bei weitem mehr belustigenden als keuschen Weise, seinem Gefährten einen

historischen Bericht der Leiden von Heloïsen's Geliebten an dem schönen gothischen Grabe des beklagenswerthen Paares vortrug. *) Die gläubige Miene, mit der die Zuhörer seinem zusammengestoppelten Bericht ihr Ohr liehen, war sehenswerth, und bald erscholl lautes und ungezügeltes Lachen mitten unter den Gräbern.

Vor der Statue des Generals Foy in antikem Costüm rief mein dicker Mann: Teufel, der muß im Winter frieren! „Es ist der berühmte General Foy, der vor Ihnen steht", beeiferte sich der Aufseher in feierlich verweisendem Tone zu sagen, „die Ehre Frankreichs, der Vertheidiger des Vaterlandes, der Freiheit, der . . . ., der ruhmwürdige Deputirte." Das thut nichts, unterbrach ihn der Dicke, deshalb wird er doch im Winter frieren, und wenn dies sein Deputirten-Costüm ist, so hätte man ihm hier ein anderes geben sollen, das ist ja ganz unanständig!

Der Besuch des Père Lachaise befriedigt die Neu-

*) Das Grab von Abeilard und Heloïse, wie so viele andere in der Schreckenszeit entweiht, wurde darauf nach dem im Kloster des Petits Augustins errichteten Museum gebracht und demnächst unter der Restauration auf dem Kirchhof Père Lachaise aufgestellt, wo es eben keinen besonders passenden und günstigen Platz erhalten hat, aber noch immer der Hauptgegenstand der Neugierde und des Interesses des Publikums bleibt.

gierde, ohne jenen erhabenen Gefühlen genug zu thun, welche man gern empfindet, wenn man sich einem Orte naht, der der ernsten Ruhe des Todes geweiht ist.

Als Ganzes betrachtet, giebt es nichts Malerischeres und nichts Großartigeres, als dieses Leichenfeld, welches, amphitheatralisch aufsteigend, uns durch ein Labyrinth von dichtem Gebüsch, von duftenden Blumen und von unzählbaren reichen Monumenten zum Gipfel gelangen läßt, von wo wir das ungeheure Paris mit einem Blick umfassen.

Besonders herrlich entfaltet sich vor diesem Punkte die große Stadt, eingehüllt in röthlichen Duft, aus welchem die verworrenen Töne tausendfältiger Thätigkeit dumpf hervordringen.

Das Echo des Lebens in all' seiner Macht, herüberklingend an diese Stätte der ewigen Ruhe, erfüllt die Seele mit einer tiefen und erhabenen Melancholie, welche der Anblick der Gräber nicht hervorrufen konnte.

Druck von C. G. Brandis in Berlin.

Fremd

Frem

Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik oder Eindrücke und Erinnerungen aus Frankreich im Jahre 1850 und der kurz vorhergehenden Zeit

Berlin 1851